BERLINISCHE MONATSSCHRIFT HRSG. VON F. GEDIKE UND J. E. BIESTER. -...

Johann-Erich Biester,
Friedrich Gedicke

De tous les savans qui ont illustré l'Allemagne, Leibnitz et
THOMASIUS
rendirent les plus grands services à l'esprit humain.
Frédéric II.

H: Lips sculps:

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Biester.

Dreiundzwanzigster Band.

Januar bis Junius, 1794.

Gedruckt zu Dessau 1794.

Im Verlag der Haude- und Spenerschen Buchhandlung in Berlin.

Inhalt

des Dreiundzwanzigsten Bandes.

Jänner.

Mit dem Bildniß des berühmten Christian Thomasius, von Lips gestochen.

****

Februar.

März.

März.

April.

Mai.

✣✣✣✣

Mai.

Junius.

Berlinische Monatsschrift

1794 Jänner.

I.

Ein Griechisches moralisch-philosophisches Lehrgedicht.

Unter den Idyllen des Theokritus befindet sich ein Gedicht zum Lobe des Syrakusischen Königs Hieron des Jüngeren, welches sich durch den Ideengang des Dichters vor allen Gedichten dieser Art sehr vortheilhaft auszeichnet, und auch mit den Werken anderer Griechischen moralischen Dichter, als der Gnomiker, und des Hesiodus, nichts als den Hauptzug: das Didaktische, gemein hat.

Das Gedicht führet auch die Benennung: die Grazien; von einer Vorstellung, die demselben zum Grunde liegt, und vorläufige Bemerkung verdient. Theokritus schreibt nehmlich seine Gesänge so wohl den Grazien, als den Musen zu. Wenn er von diesen Begeisterung, neue und große Gedanken, erwartet; so sollen jene diesen Gedanken das gefällige Äußere leihen, wo-

durch die Wahrheit einnehmend wird, und sich Eingang in das menschliche Herz schaffet. Zeus Töchter, die Musen sollen gleichsam, von den Göttinnen der Anmuth geschmückt, zu den Sterblichen herabsteigen; seine Gesänge, ihr Werk, sind ihm daher personifiziret die Grazien selber.

Die Veranlassung, das Lob des Hieron zu singen, gaben dem Dichter die Rüstungen der Syrakuser gegen die Karthager im ersten Punischen Kriege. Voll von seinem Gegenstande, und schon im Begriffe davon anzufangen, drängt sich ihm aber der Gedanke an die Vernachläßigung auf, welche seine Grazien von seinen Zeitgenossen erfahren mußten; der Dichter, im Gefühl seiner Würde als Priesters der Musen, hält inne, und schildert die Gewinnsucht seiner Zeiten, im Gegensatze der alten Freigebigkeit und Gastfreiheit, treffend und stark. Man mußte die Denkungsart des Alterthums ganz aus den Augen setzen, um dem Dichter für Eigennutz und Betteley auszulegen, daß er nicht nur ehrenhafte Aufnahme sondern auch Geschenke verlangt, welche eben so anständig empfangen als gegeben wurden, und Sitte und Recht waren. Allein auch jene Tugenden, bemerket der Dichter, so wie jedes andere Gut, wären ohne Hülfe der Sänger verloren;

loren; weil die Musen durch sie allein den Ruhm ertheilen, welcher die Menschen auch in der Unterwelt, wann jedes irdische Gut dahin ist, beseligt, und der also das Hauptziel ihrer Begierden sein sollte. Doch er fühlet bald, daß der Gewinnsüchtige aller Besserung unfähig sei; und, nachdem er ihn noch in ächtphilosophischem Geiste mit dem furchtbaren Fluche belegt hat: das Ziel seiner Begierden zu erlangen, und diese Begierde selbst dazu zu behalten! wendet er sich von ihm, um Den aufzusuchen, der, des Ruhmes würdig, auch das Lob zu schätzen wisse. Dieses Lob ertheilet er mit vieler Feinheit. Hieron an der Spitze der Syrakuser rüstet sich, die Karthager erzittern; und der Sänger bricht in ein Gebet zu den Göttern aus, um Vertreibung des Feindes und um alle Segen des Friedens: ein unübertreflich schönes Gemälde, worin er seinen Charakter des reizendsten ländlichen Dichters nicht verläugnet. Wenn dieses alles erfüllt ist, dann erst will Er, sollen alle Dichter Siciliens, den Ruhm des Helden über den ganzen Erdkreis tragen.

Dieses sind die Hauptzüge eines philosophisch-moralischen Lehrgedichts, welches einzeln in der ganzen Griechischen Litteratur da stehet; und hier folget dasselbe in der Übersetzung.

Die Grazien; oder Hieron.

Was ist der Töchter Zeus, was ist die Sorge der Sänger,
Als der Unsterblichen Lob, als die Ehre treflicher Männer?
Musen, selbst Göttinnen, besingen die seligen Götter;
Wir, die sterblich nur sind, wir besingen sterbliche Menschen.
5 Aber, so Viele das Licht auch schauen der rosigen Äos,
Wo ist noch Einer, der, unseren Grazien öfnend, sie liebreich
Aufnehm' unter sein Dach, und nicht unbeschenket entlasse?
Drob entrüstet, auf mich viel scheltend ob ihrer vergeb'nen
Reise, kommen mit nackendem Fuß sie nach Hause gewandert;
10 Sitzen dann wieder daheim, verdrossen, das Haupt auf die starren
Kniee niedergesenkt, auf dem Grunde des ledigen Kästleins,
Ihrem dürftigen Sitz nach ungelungener Mühe.
Wo ist ein Solcher noch? Wohlredende Lippen, wer schätzt sie?
Ich weiß Keinen! Gepriesen für herrliche Thaten zu werden,
15 Trachten die Sterblichen nicht, wie vordem; sie beherrscht die Gewinnsucht.

Jeder

Jeder, die Händ' im Busen, erspäht nur, wie Silber er häufe,
Gäbe dem Andern auch wohl den abgeriebenen Roß nicht;
Sondern man hört dann gleich: „Mir ist näher das Knie als das Schienbein;
„Hab' ich nur für mich selbst, den Sängern mag Gott es vergelten!
20 „Braucht man auch Andre zu hören? Homer kann für Alle genug sein;
„Der ist der beste Sänger für mich, der nichts von mir fordert."
Thoren! was hilft's, daß verschlossen in eueren Kisten das Geld zu
Tausenden raste? Dem Weisen ist das der Schätze Gebrauch nicht;
Sondern, selbst genießend, auch mitzutheilen dem Sänger,
25 Vielen wohlzuthun der Befreundeten, vielen der andern
Sterblichen auch, mit Opfern stets den Göttern zu nahen,
Nimmer ein tückischer Wirth zu sein, und den Gast von der Tafel
Ehrenvoll zu entlassen, so bald er zu ziehen begehret;
Aber vor allen, der Musen heilige Priester zu ehren:
30 Daß du, verborgen im Orkus, noch treflich heissest auf Erden,
Unberühmt dich nicht am frostigen Acheron abhärmst,
Gleich dem Mann, der, vom Karst die Hände beschwielet, der Armuth

Mangel und Blöß' ihm angeerbt von den Vätern bejammert.
In der Königsburg des Antiochus und des Aleuas
35 Reichten jeglichen Mond viel Diener die Kost dem Gesinde;
In der Skopaden Geheg', aus den Weiden zusammengetrieben,
Brüllten der Kälber Viel' um ihre gehörneten Mütter;
Stattliches Wollenvieh zu Tausenden weideten Hirten
Auf der Kranonischen Flur den fremdlindgewognen Kreondern (*):
40 Aber sie freuen sich des nicht mehr, seitdem sie den süßen
Lebensgeist des furchtbaren Acheron Kahn' hingaben.
Alle die Güter zurückgelassen, lägen vergessen
Lange Äonen hindurch sie unter den elenden Todten;
Hätte nicht mannichfach spielend auf reichbesaiteter Leier
45 Sie bei der Afterwelt der mächtige Ceïsche Sänger
Herrlich gemacht; Ruhm ward auch den flüchtigen Rossen, die ihnen
Kränzetragend zurück aus den heiligen Spielen einst kamen.
Kennte man wohl die Fürsten der Lycier, oder des Priam
Lockige Söhn', und den Cyknus von weiblicher Lilienfarbe;
50 Hätten die Sänger nicht der Vorzeit Kriege gesungen?
Auch

(*) Alte Könige und Geschlechter zum Theil aus Thessalien, welche Simonides besungen hatte. Auch Siegeslieder, nach Art der Pindarischen, besaß man von ihm; darauf zielet V. 46, 47.

Auch Odysseus, der hundert und zwanzig Monden durchirrte
Alle Geschlechte der Welt, aus des Tartarus unterster Tiefe
Lebend hervorging, entkam Polyphems des Verderblichen Höhle,
Hätte den ewigen Ruhm nicht erlangt; auch die Hirten, die seiner
55 Heerden gewartet, Eumaios, nicht, und Philoitios, würden
Jetzo genannt, selbst nicht der mutherfüllte Laertes;
Hätte sie nicht das Lied des Jonischen Mannes erhalten.
Von den Musen allein kommt Sterblichen herrlicher Nachruhm,
Und der Verstorbenen Gut vergeuden die Lebenden wieder;
60 Aber, so schwer ist nicht, vom Gestad' überzählen die Wogen,
Welche landwärts treibt auf dem grünlichen Meere der Sturmwind,
Nicht mit der blauen Well' abwaschen dem Ziegel die Schwärze,
Als den Mann den die Sucht nach Gewinn verzehrt überwinden.
Fahr' ein solcher denn wohl! er besitz' unzählige Haufen
65 Geld's; und es weiche von ihm die Gier nach mehrerem nimmer!
Aber in meinem Gemüth soll Ehr' und Liebe bei Menschen
Immer über der Ross' und Maulthier' Hunderten stehen;

Forschen

Forschen will ich, ob Einer der Sterblichen mich mit den Musen
Kommenden gern noch empfinge; gefahrvoll ist auch der Sänger
70 Laufbahn, ohne die Töchter Zeus, der Hohes ersinnet.
Müd' ist der Himmel noch nicht, Monate zu bringen und Jahre;
Immer noch rollen das Rad um die Achse die flüchtigen Renner;
Auch der Mann ist noch da, der meiner Gesänge bedarf, der
Thaten beginnt, wie der große Achill, wie der furchtbare Ajax
75 Auf des Simois Flur am Grabe des Phrygischen Ilus.
Denn es erzitteren schon die Phönikier (*), welche bewohnen
Libyens äußerste Mark, in den Strahlen der westlichen Sonne.
Ihre Schultern beschwert mit der Last der weidenen Schilde,
Wägen schon in der Hand Syrakusa's Krieger die Lanzen;
80 Hieron selbst unter ihnen, Heroen der vorigen Zeit gleich,
Gürtet sich, und den Helm überwallt die Mähne des Rosses.
Zeus, glorreicher Vater! O heilige Pallas! Du Jungfrau (**),

Die

(*) Die Karthager, als Phönicischen Ursprungs.

(**) Proserpina.

Die mit der Mutter zum Eigenthum dir erkorest der reichen
Ephyra herrliche Pflanzstadt an Lysimeleia's Gewässern!
85 O! daß die Feind' ein verderblich Geschick forttrieb' aus dem Eiland
In das Sardonische Meer, um Unzähligen zählbar der Ihren
Untergang den Frau'n und den Kindern daheim zu verkünden;
Daß die Städte, zerstört durch der Wüthriche Hände von Grund' aus,
Wiederum von den vorigen Bürgern würden bewohnet;
90 Und, bebaut, die Äcker ergrüneten; und, von den Kräutern
Reichlich genährt, zahllose Tausende wolliger Schafe
Blöckten durch das Gefild', und heerdenweise die Kühe,
Nach dem Stall hinziehend, den langsamen Wanderer jagten;
Neuland wieder zur Saat beackeret würde, wann Mittags
95 Hoch im Baum die Cikade, den weidenden Hirten betrachtend,
Schwirrt auf der Spitze des Zweigs; und die Spinn' ihr zartes Gewebe
Über die Waffen zög', und vom Krieg nicht der Name mehr da wär'!
Hierons Heldenruhm dann Sängerstimmen, die Fluthen
Scythiens durch, bis dorthin trügen, wo mit Asphalt einst
100 Breite Wäll' aufmauernd Semiramis königlich herrschte!

Ich war Einer; doch lieben Kronion's Töchter noch
Viele:
Denen auch Allen gebührte, Siciliens Nymph' Arethusa
Und das Volk zu preisen, und Hieron mächtig im
Streite.
Die Ihr Orchomenos liebt, der Minyer Stadt,
den Thebäern
105 Ehmals verhaßt (*), o Ihr Eteoklische göttliche
Töchter (**)!
Nie laßt ungeladen mich kommen; aber, mit unsern
Musen, getrostes Muths Einladender Schwellen
betreten.
Euch ließ wahrlich ich nicht zurück; was wär' auch den
Menschen
Süß, ohn' euch holdselige Göttinnen? Weichet von
mir nicht!

Gr. v. F — n.

(*) Weil sie den Minyern zinsbar werden mußten.

(**) Töchter für Mädchen; und Eteoklische Mädchen, weil Eteokles aus Orchomen zuerst den Dienst der Grazien eingeführet, oder ihnen Tempel und Altar gewidmet hatte.

2.

Christian Thomasius;

geb. am Neujahrstage *) 1655; gest. d. 23 Septemb. 1728.

In dem gegenwärtigen Jahre vollendet die Universität zu Halle das erste Jahrhundert seit ihrer Stiftung.

Lebhaft drängt sich hierbei der Gedanke an die Verdienste auf, welche von jeher die Glorwürdigen Regenten aus dem Brandenburgischen Hause sich um Gelehrsamkeit und Aufklärung erworben haben. Dies beweist unter andern — um der niederen Schulen, Gymnasien, Ritterakademieen, gelehrten Gesellschaften, und anderer Institute zu geschweigen — die Errichtung der eigentlich sogenannten Universitäten in dem Zeitraum der drei letzten Jahrhunderte: zu Frankfurt an der Oder, deren Stiftung schon von Kurfürst Johann mit dem Beinamen Cicero betrieben, und

*) Nehmlich nach dem damaligen alten Stil; nach der verbesserten Zeitrechnung ist es: den 12 Jänner.

und von dessen Sohne Kurf. Joachim I 1506 vollendet ward; zu Königsberg, von Markgraf Albrecht aus Franken, als erstem Herzoge in Preussen, 1544 errichtet; zu Duisburg, von Kurf. Friedrich Wilhelm dem Großen 1655; zu Halle, von Kurf. Friedrich III (nachherigem König Friedrich I) 1694; und endlich zu Erlangen, von Markgraf Friedrich, regierendem Fürsten von Baireuth, 1743. — An eine Universität zu Halle ward schon frühe gedacht. Kurf. Joachim's I Bruder, der bekannte Fürst Albrecht, Erzbischof von Mainz und Kardinal, in der That ein wahrer Kenner und Beförderer der Wissenschaften, obgleich von Luthern sehr unglimpflich behandelt, hatte, als Erzbischof von Magdeburg, den festen Entschluß dazu, und verschafte sich auch bereits die damals nöthig geglaubte Bestätigung von Rom 1531. Nur die Reformazion, welcher er nicht günstig war, und die daraus entstandenen Unruhen hinderten das schon begonnene Werk, indem der Kardinal wegen jener Ursachen gänzlich die Magdeburgischen Lande verließ, und sich nach Mainz begab. Am Ende des folgenden Jahrhunderts trafen mehrere günstige Umstände zusammen, welche machten, daß Kurf. Friedrich III aufs neue diesen Vorsatz faßte, und

die

die Universität in dem genannten Jahre an seinem eigenen Geburtstage, d. $\frac{1}{12}$ Juli, mit großer Feierlichkeit in Person einweihete.

Nicht minder lebhaft ist natürlich der zweite Gedanke: an die damalige Gestalt der Gelehrsamkeit in Deutschland, und die seitdem darin geschehenen Veränderungen; an die großen Fortschritte der Einsichten jeder Gattung, an die allgemeinere Verbreitung der Kenntnisse, an die Verbesserung der Lehrart; und namentlich, was Halle betrift, an die berühmten und verdienstvollen Lehrer, welche daselbst in dem Zeitraume des itzt verflossenen Jahrhunderts lebten; an die wahrhaft großen Männer, welche neue Bahnen brachen, und in ihren Fächern Epoche machten; an alles das endlich, was auf dieser Universität zur Beförderung der Litteratur, der Wissenschaften, und vorzüglich der Denkfreiheit, so außerordentlich gewirkt worden ist.

Der Stof beider Gedanken ist zu reichhaltig und wichtig für einen Aufsatz, wie der gegenwärtige; und es wird bei der Feierlichkeit dieses Jahres in Halle nicht an Rednern fehlen, welche würdiger beide Gegenstände behandeln werden. Mir sei nur diese Veranlassung vergönnt, um etwas von dem in der Ueberschrift genannten merkwürdigen

digen Manne zu sagen, dessen Andenken nie bei Deutschen Wahrheitsfreunden erlöschen muß, und dessen Jubiläum anitzt gleichfalls eintritt. Thomasius theilet nehmlich mit seinem Fürsten gewissermaßen die Ehre, der Stifter der Universität Halle zu sein.

Man stößt nicht leicht auf eine wichtige Periode der Gelehrtengeschichte Deutschlands, ohne zu finden, daß rechtschaffene und freimüthige Männer, welche in ihrer Heimath verfolgt und gedrückt wurden, in den Brandenburgischen Staaten theils freundlich aufgenommen, theils ausdrücklich hinberufen sind. Läßt sich ein schöneres Lob einer menschenfreundlichen Regierung denken? Immer fand die gekränkte Unschuld in den hiesigen Landen eine Zuflucht; immer hatten Wahrheitsliebe, unparteiischer Forschgeist, und freie Untersuchung hier sicheren Schutz. Schon frühe übten und empfahlen unsre Regenten wahrhafte Toleranz; schon frühe fesselten sie die rasende Verfolgungssucht, und vernichteten im ersten Keim manche Anlässe zu Streitigkeiten, welche halb Europa entzweiten. Daher stralte das Licht der Wissenschaften hier hell empor; ein großer Sinn für Geistesfreiheit und Aufklärung erwuchs; und die edlere Menschheit fühlte allgemein, daß sie nicht

vom

vom Brote allein lebe. Möge diese für ganz Deutschland so wohlthätige, und namentlich für unser eigenes Land so hohen Segens volle Denkfreiheit immer bei uns einheimisch sein! . . Im J. 1690 und 1691 kamen auf diese Weise drei würdige Gelehrte, welche unter sich herzliche Freunde waren, zu uns: Christian Thomasius, der aus Leipzig entweichen mußte; Philipp Jakob Spener, der in Dresden harte Kränkungen erlitt; und August Herrmann Franke, der aus Erfurt verjagt ward.

Thomasius zog alsbald nach Halle, wo — erst seit einigen Jahren — eine noch nicht sehr bedeutende Ritterakademie war. Als der letzte Administrator des Erzstifts Magdeburg, Herzog August von Sachsen, 1680 starb; hatte dessen Kammerdiener, ein Französischer Refugiirter, den Einfall, die für den ehmaligen Hofstaat des Herzogs dort versammelten Sprach- und Exerzizienmeister zu einem Institut für Stadtkinder und Fremde zusammen zu behalten. Dies bewilligte der Große Kurfürst, und die Sache gewann einigen Fortgang. Friedrich III erweiterte 1688 die Anstalt, vorzüglich durch Hinzufügung einer Reitbahn; ertheilte ihr eine bessere Direktion, und zugleich den Namen Ritterakademie. An wissen-

schaftlichem

schaftlichem Unterricht fehlte es dort aber noch ganz, bis Thomasius sich entschloß dahin zu gehn. Der thätige, für alles Praktisch-Nützliche unermüdete Mann, dessen Ruhm durch seine Verfolgung und den so bald darauf gefundenen Schutz noch erhöht ward, und der sich itzt in einem glücklichern Wirkungskreise befand, wo er (um mit seinen eigenen Worten zu reden) „die Freiheit genoß, der Wahrheit ungehindert und ohne Furcht nachzutrachten," zeigte nun seine großen Talente in vollem Lichte; und es eilten so viel Zuhörer seinetwegen nach Halle hin, daß man dort eine wahre, obgleich nur aus einem einzigen Lehrer bestehende, Universität zu sehen glaubte. Seine erste daselbst gehaltene Disputazion, d. 23 Aug. 1690, ist die eigentliche Grundlegung dieser hohen Schule. Im folgenden J. 1691 fand der Kurfürst, auf einer Reise durch Halle, mit Verwunderung eine Menge gräflicher, freiherrlicher, adlicher, und andrer vornehmer Jünglinge da, und in allem an 300 Studenten. Dieser Anblick erregte ganz natürlich den Gedanken, die hier vorhandene Jugend durch mehrere Lehrer und durch eine förmliche Universität noch besser zu bilden. In der Folge trug auch der von Spenern angegebene Grund viel bei, eine Landesakademie für

für die nöthigen Lutherschen Prediger zu errichten: da Königsberg zu entfernt liegt, und die theologischen Fakultäten in Frankfurt und Duisburg Reformirt sind. Imgleichen der Umstand, daß die Universität zu Heidelberg damals in der Asche lag: da, gerade vor hundert Jahren, die — nur aus einem andern Grunde, als itzt — blutgierig fanatischen Franzosen die schönsten Gegenden Deutschlands mit gleich unmenschlicher Wuth verheerten.

Es ist hier der Ort nicht, die umständliche Lebensgeschichte des berühmten Mannes zu erzählen, noch alle seine Schriften, welche in mehrere Fächer der Gelehrsamkeit einschlagen, auszuziehen; das Wichtigere ist, seinen Geist, den Gang seiner Ideen und seines Vortrages, den unterscheidenden Charakter seiner gelehrten Arbeiten zu zeigen. Dadurch hat sich Thomasius unsterbliche Verdienste erworben; dadurch bewirkte er, nach Luthern, die zweite höchst nöthige und äusserst glückliche Reformazion; dadurch ward er ein Wohlthäter seiner Zeit und der Nachkommenschaft: und wir Alle verdanken ihm, wenigstens in Niederdeutschland, einen großen Theil unsrer intellektuellen und moralischen Glückseligkeit, verdanken ihm die Errettung aus den schmählichen Ket-

ten der Vorurtheile und des Aberglaubens. Mögen hundert seiner dogmatischen Behauptungen anitzt irrig befunden werden; mag sein Geschmack zum Theil unausgebildet, zum Theil sogar falsch heißen; mögen die meisten seiner Schriften itzt nur noch den Forscher der Literargeschichte interessiren: alles dies sind vorübergehende äußere Dinge (facti transeuntis). Die Tendenz seines Geistes war die richtige; sein kritischer Sinn weckte alle gute Köpfe; die Bahn, welche er betrat, führt einzig zum wahren Ziele; und wann seine Philosophie lange vergessen ist, werden seine Regeln des Philosophirens ewig bestehen. Auf diese Weise hat er bei seinen Lebzeiten gewirkt; und so wirkt er noch ununterbrochen bei allen denkenden und freien Deutschen, sollten diese auch ihn als ihren Lehrer mißkennen.

Christian Thomas — denn so schrieb er sich, er der von aller Pedanterei auf das höchste entfernt war, in seinen deutschen Schriften beständig („Chr. Thomas eröfnet ... Chr. Thomasens kurze Abfertigung der ..."), ohne die lateinische Endigung, welche wir itzt seinem Namen beifügen — wurde zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Jakob Th., zugleich als Professor und Schulrektor im Amte stand. Ein gelehrter

und

und braver Mann, dessen Andenken sein großer Schüler Leibnitz dankbar verehrte. Allein unser Thomas genoß den Unterricht seines Vaters nicht hinlänglich; er schien überhaupt bestimmt, sich durch eignes Nachdenken auszubilden. Philosophie, Geschichte, und Jurisprudenz waren seine Lieblingswissenschaften; er studierte zu Leipzig und zu Frankfurt an der Oder, machte dann eine gelehrte Reise nach Holland, und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er Anfangs advozirte, aber bald sich dem akademischen Leben widmete. Und hier erhob sich denn ein, seinem Ursprunge nach zwar verächtliches, allein in seinen Wirkungen fürchterliches, Geschrei gegen die Neuerungen des jungen Privatdozenten: das bekannte Schmähwort, womit anmaßende und träge Orthodoxen in jeder Fakultät die Untersuchungen eines Denkers gehässig darstellen. Freilich lehrte und schrieb auch Thomas manches Neue, wogegen die altherkommliche Form jener gravitätischen Herren komisch genug abstach. — Aber rührend ist es in der That, von ihm selbst erzählt zu lesen, wie er Anfangs alle Neuerungen verwarf, weil er sich vor ewigen Verdammniß fürchtete. Dies ist der wahre Seelenkampf eines Selbstdenkers, wobei Mancher unterliegt, und von dessen Angst uns Thomas be-

 freit

streit hat; dies ist der Durchbruch des freien Geistes, welcher seit seiner Zeit etwas leichter geschieht. — Ueberhaupt verdienen die eigenen Berichte, welche er von manchen Begebenheiten seines Lebens und den Veränderungen seiner Denkart giebt, große Hochachtung: sie sind mit ungemeiner Naivetät und völliger Unparteilichkeit geschrieben; und einige seiner früheren Schriften kritisirt er selbst mit aller Schärfe eines Widersachers.

Man muß sich in den damaligen Zustand der Wissenschaften hineindenken, wenn man Thomasens Verdienste um manche derselben gehörig würdigen will. Vorzüglich räumte er in dem Rechte der Natur auf. Diesen Theil der Weltweisheit maßte sich die Theologische Fakultät fast ausschließend an. Selbst Thomas betitelte sein Werk darüber noch die Göttliche Rechtsgelahrtheit. Auch erklärte er sich noch gegen Grotius, welcher behauptet: daß das Naturrecht verpflichte, wenn auch kein Gott sei. Pufendorf ward damals verkätzert; hingegen D. Alberti in Leipzig galt für einen großen Mann, welcher den Stand der Unschuld im Paradiese zum Fundament des Naturrechts machte. Dagegen war Thomas; und nun erhoben sich Streitigkeiten über Punkte, wo-

von

von wir itzt kaum einen Begrif mehr haben. Zum Beispiel: ob im fortdaurenden Stande der Unschuld die Weiber den Männern unterthan, ob Erziehung nöthig, ob folglich Gehorsam der Kinder pflichtmäßig, ob Staaten gewesen sein würden? welches alles Thomas läugnete *). Grozius hatte schon gesagt: daß die ersten Menschen ungebildeten Barbaren ähnlicher waren, und ihr Vorzug mehr in Unkunde der Laster, als in Kenntniß der Tugend bestanden habe; allein diesem weigerte Thomas sich doch beizupflichten. Seine Resultate waren noch nicht immer die richtigen, obgleich er auf die richtigen Quellen drang. So verwies er, nebst dem Alten Testament, auch das Sächsisch-Luthersche System aus den Untersuchungen des Naturrechts und der Sittenlehre; und gelangte nun zu Sätzen, welche damals in Deutschland freilich fast unerhört waren. Er lehrte: daß nur nach positiven Gesetzen Blutschande, Vielweiberei, jede Art des unehlichen Beischlafes, der Selbstmord in jedem Falle, u. s. w. verboten;

 hingegen

*) Einige Theologen trieben die Absurdität so weit, zu untersuchen: Ob im Paradiese die Extremente übel gerochen hätten? und was der läppischen Fragen mehr war.

hingegen auch nur durch positive Gesetze die Beständigkeit der Ehe, die priesterliche Trauung, die Fälle der Ehescheidung, der äußerliche Gottesdienst, u. s. w. festgesetzet wären. Er lehrte: daß die zehn Gebote weder lauter Moral, noch auch die gesammte Moral, enthielten; daß Sklaverei Statt haben könne; daß ein Mörder nicht nothwendig wieder getödtet werden müsse; daß die Begräbnisse in den Kirchen gegen das Naturrecht verstießen; daß die Freiheit des menschlichen Verstandes heilig sei; daß Kätzer keine weltliche Strafe leiden müssen; daß man die Mängel des Staates, worin man lebt, rügen dürfe; daß die Majestät der Könige nicht unmittelbar von Gott komme; — vorzüglich aber, daß der Streit über alle diese Dinge nicht theologisch sei. Dies letzte war eigentlich das Unverzeihlichste. Es ging noch hin, andre Sätze zu behaupten, als im alten Formulare standen; aber was sollten die Alberti und die Karpzove anfangen, wenn ihre ganze Auktorität abgeläugnet, und ihr Gerichtshof für unstatthaft erklärt ward, woselbst sie so bequem durch geistliche Machtsprüche entschieden?

So wie man itzt fast zu sehr aus bloßen Prinzipien räsonnirt, so nahmen hingegen damals die untersuchenden Köpfe gern Fälle aus dem wirklichen

lichen Leben in ihre theoretischen Lehrbücher auf; allein oft auch solche Fälle, die mehr nach Meinungen, als strenge wissenschaftlich entschieden werden konnten. Der nachher noch bekanntere Heumann hatte damals gesagt: der Zustand der Unterthanen sei in den Europäischen Staaten besser, als in der Türkei; doch fand er nöthig hinzuzusetzen: nur müsse in Europa der Unterthan, um dieses Glückes zu genießen, von Einer Religion mit seinem Landesherrn sein. Thomas nahm diese Frage in sein Naturrecht auf, und erklärte geradezu die sogenannten Barbarischen Nazionen für die Klügeren, weil sie weniger Aberglauben, Zeremonientand u. s. w. hätten; daher befänden sich die Sklaven, und noch vielmehr die Unterthanen, bei ihnen besser, als bei uns z. B. die Evangelischen unter einem katholischen Fürsten. — Nichts war ihm angelegener, als die Macht der Geistlichen zu beschränken, und gegen diese die Macht der Landesregenten zu erweitern. So führte er ein älteres Gesetz in Portugal an, welches alle eidliche Kontrakte annullirt, und dessen Gerechtigkeit schon vor Zeiten von dem Spanier Joh. Valer bestritten war. Thomas rechtfertigte dasselbe, aus dem Grunde: weil der hinzugefügte Eid die Veranlassung geworden sei, daß, wenn

Streit über das Versprechen entstand, die Sache vor eine Geistliche Gerichtsbarkeit gezogen ward.

Er war recht sinnreich in Entdeckung der Ursachen, warum die Römische Hierarchie gewisse Dinge verboten habe, zeigte daraus die Unstatthaftigkeit solcher Gesetze, und eiferte gegen die Protestantischen Geistlichen, welche diese Reste des herrschsüchtigen Papstthums noch beibehalten wollten. Bei manchen Punkten der Ehe, in dem Verbote des Konkubinats, in der zu engen Beschränkung der Scheidung, fand er vorzüglich solche Spuren der Priestergewalt. Das Kanonische Recht eifere so verdammend gegen den Selbstmord, weil es herrschender Grundsatz bleiben müsse, daß kein Mensch das Leben verlassen, so wie es nicht anfangen, dürfe, ohne daß ein Geistlicher dabei zu thun habe. (Freilich war es unsern seltsamen Zeiten aufbehalten, daß ein Mann, der in einen Königsmord verwickelt war, und darauf ein Selbstmörder wurde *), einen Geistlichen an sein Todbett rufen ließ, ohne doch die geringste Reue zu bezeigen.) Auch die Frage: ob Gott die unmittelbare Quelle der Majestät

sei?

*) Baron Bjelke. Berl. Monatsschr. 1792 Dezemb. S. 577 — 580.

sei? hätten die Theologen nur bejahet, um sich, als die angeblichen Repräsentanten der Gottheit, den Regenten unentbehrlich vorzustellen. Sonderbar genug ist es, daß (wie er mit Anführung der Schriften zeigt) patriotische Rechtsgelehrte und Staatsmänner in Frankreich ehemals das Nehmliche, gerade aus dem umgekehrten Grunde, behaupteten: sie wollten die mittelbare Erlangung der Majestät bei ihren Königen durch einen auswärtigen Priester nicht zugeben. So ward dieser Satz dort sogar ein Reichsgrundgesetz. Allein, man stritt daselbst bloß gegen den Papst, nicht gegen das Volk. — Nach dem Naturrecht brauche Keiner sich selbst anzuklagen. Die Papisten lehrten das Gegentheil, um ihr Inquisizionsgericht recht gemächlich zu führen, wenn der Richter seine Kunst nicht versteht, oder nur ganz unbedeutende Anzeigen hat. — Das Verbrechen der Zauberei sei von Kanonischer Erfindung, unter andern auch zu dem Behuf, um rechtschaffene und gelehrte Männer, welchen man sonst nichts anhaben konnte, auf den Scheiterhaufen zu bringen.

Thomas war gewiß in seinen Aeußerungen gegen die Grundsätze der Katholischen Religion sehr Protestantisch. Vielleicht war er aber den

Leipziger Orthodoxen (er selbst war freimüthig genug, sich einen Heterodoxen zu nennen) zu Protestantisch, indem er, mit Luthern, jeden Entscheidungsgrund außer der Bibel verwarf, keine Satzungen, sie mögen von alten oder neuen Kirchenvätern herrühren, annahm, und sich laut gegen die Symbolischen Bücher, namentlich gegen die Formula Konkordiä, erklärte. Auf der andern Seite war er ihnen wieder nicht Lutherisch-Protestantisch genug, weil er die Reformirten nicht verdammte, sondern sie wie Glaubensbrüder angesehen wissen wollte, auch sogar behauptete, es finde kein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Religionsparteien Statt. Die sich selbst so nennenden ächten Lutheraner waren desto intoleranter, und wollten von keiner Art Verbindung hören. Es erbitterte sie auf das heftigste, als der letzte Herzog von Sachsenzeiz *) sich im J. 1689 mit einer Reformirten Prinzes-

*) Der Nehmliche, welcher nachher, durch seines Bruders des Kardinals von Zeiz und durch des Römischen Hofes Bemühungen gewonnen, zur Katholischen Religion übergieng, aber kurz vor dem Ende seines Lebens wieder zur Lutherschen Kirche trat. Berl. Monatsschr. 1786 Novemb. S. 406.

Prinzessinn, der ältesten Tochter des Großen Kurfürsten, vermählte. Sie konnten ihn freilich nicht in den Bann thun, und mußten also andre Mittel einschlagen, um solche Christliche Mißheirathen bei ihren Lutherschen Pfarrkindern zu verhüten. Ein Eiferer für die Wittenbergische Lehre *) schrieb sogleich einen Traktat dagegen, des Titels: „Fang des edlen Lebens durch fremde Glaubensehe;“ worin er behauptete, solche Verheirathungen seien unerlaubt, höchst gefährlich, und daher aus allen Kräften zu verhindern. Thomas

*) Als der Große Kurfürst 1664 ein Edikt erließ, daß die Lutherschen und Reformirten Prediger in seinen Staaten sich einander, besonders auf den Kanzeln, nicht verkätzern sollten: schrieb die Theologische Fakultät zu Wittenberg (von D. Kalov damals regiert) Responsa dagegen, und Admonizionen an das Ministerium zu Berlin; hetzte mehrere Brandenburgische Prediger auf, daß sie, ehe sie den geforderten Revers unterschrieben, lieber ihre Stellen aufgaben; und trieb des Ruhestörenden Unfuges in fremden Landen so viel, daß endlich von Brandenburgischer Seite den Unterthanen verboten ward in Wittenberg zu studieren. Dieser Kalovische Geist war damals, fast nach 30 Jahren, noch nicht gänzlich verraucht.

was ärgerte sich über die Eingeschränktheit und die Härte dieser Denkungsart, und lies noch in dem nehmlichen Jahre eine Widerlegungsschrift drucken; in der That bei der damaligen Stimmung der Gemüther in Sachsen ein sehr kühner Schritt. Indeß brachte ihn dies zuerst in Bekanntschaft mit dem Berlinischen Hofe. Er erzählt selbst sehr treuherzig: wie er seine Schrift an den Herzog nach Zeiz geschickt habe, von ihm eingeladen worden, sehr gütig aufgenommen, und nach zwei Tagen mit einem Geschenk von 100 Thal. entlassen sei. „Nun kann ein Jeder leicht „erachten, daß in dem Zustand, in welchem ich „damals lebte, dieses alles ein nicht geringes „Vergnügen bei mir erwecket haben müsse.“ Zur Erhöhung desselben fand er, bei seiner Zuhausekunft in Leipzig, einen Brief aus Berlin, der ihm meldete, daß der Kurfürst seine Schrift gnädig angesehen, und befohlen habe ihm dafür 100 Dukaten auszuzahlen. „Und dieses erfreuete „mich so viel mehr, weil ich nicht darum gebettelt, ja nicht einmal ein Exemplar von meiner „Erörterung nach Berlin an Jemand geschickt „hatte.“ — Es entdeckte sich nun auch, daß jener Luthersche Eiferer, was fast unglaublich schien, selbst ein Brandenburgischer Unterthan

war,

war, ein Propst Müller in Magdeburg. Er kam dafür nach Spandau auf die Festung; und der edle Thomas benutzte die erste Gelegenheit, welche sich ihm darbot, um dessen Freilassung zu bitten. Müller saß kein völliges Jahr.

Thomasens Neigung, seine juristischen und philosophischen Kenntnisse zur Aufklärung solcher Gegenstände, welche in die Theologische Gerichtsbarkeit einschlagen, anzuwenden, brachte ihn in ein Fach, welches gewissermaßen seine Lieblingsbeschäftigung ward: die Erörterung des Kirchenrechts der Protestanten. Auch wandte er hierzu seine historischen Einsichten an, und empfahl vorzüglich das Studium der Kirchengeschichte, welches allerdings über die Hierarchie der Priester in jeder Religionspartei, und über die menschliche Entstehung mancher heilig geglaubten Lehrsätze die besten Aufschlüsse giebt. Jedem Trugscheine und jedem Gewissenszwange abhold, erklärte er sich auf das stärkste gegen die unnützen Ceremonien, womit er auch noch dem Evangelischen Gottesdienst überladen fand. Denn (sagte er.) »Luther »hat Manches nicht gemerket, indem er mit »andern Dingen zu thun gehabt; er hat nicht »alle Gebrechen auf einmal anmerken können. »Gleich wie der Aberglaube allgemach einreißet,

»also

„also muß er auch allgemach ausgerottet werden.
„Ein Mensch kann nicht Alles sehen, noch Alles
„reformiren. Die Nachfolger Luthers hätten
„seinem Exempel folgen und auch Etwas thun,
„und es nicht einig und allein bei seinem Thun
„und Reden bewenden lassen, Alles darein ein-
„schränken, und die Gewissen damit verwirren
„sollen *).“ Ueber dergleichen Ceremonien oder
Mitteldinge schrieb er nun dem Landesregenten
völlige Freiheit zu: und zwar bloß als Regenten,
vermöge der Landeshoheit, nicht etwa als höch-
stem Bischof der Kirche im Staate; doch zeigte
er zugleich, welche Vorsicht ein Fürst bei Verän-
derung in solchen Dingen beobachten müsse, und
welche Kenntnisse er und seine Unterthanen dazu
nöthig haben. Die Theologen hingegen glaubten,
ihr Gebiet nicht weit genug ausdehnen zu können;
und zogen Alles, was nur einen Bezug, nur eine
Anwendung auf Religion oder Kirchengebrauch
hat (und welche irgend bedeutende Angelegenheit
hat dies in Europa nicht?) zu ihrer Entscheidung.
Man erinnere sich nur, daß es damals bei den

Protestan-

*) Thomasens Erinnerung zu Brenneisens Disputa-
zion vom Recht Evangel. Fürsten in Mitteldingen,
§. 17.

Protestanten eine Gewissenssache hieß, den von einem Papste verbesserten Kalender anzunehmen *)? „Sind wir," sagt Thomas, „nicht „arme blinde Leute, daß wir uns weiß machen „lassen, der Fürst könne z. B. den Gregoriani„schen Kalender, als ein Antichristisch Ding, „nicht einführen; und merken nicht, daß die „Lateinischen Gesänge in unsern Schulen rechte „Antichristische Dinge sind **)?." — Der Regent, lehrte er also, habe ein Recht zur Einführung des Kalenders; zur Abstellung der Lateinischen Gesänge, der Teufelsbeschwörung bei der Taufe, der Privatbeichte und des Beichtgeldes; zu Änderungen in Absicht der Kirchenmusik, der Kleidung der Geistlichen, der Bilder in den Kirchen, der Begräbnißfeierlichkeiten, der Eheverordnungen; zur Begnadigung eines Mörders; und zu manchen andern Einrichtungen in Dingen, welche man durch die alte Israelitische Verfassung, oder durch das Kanonische Recht, oder durch die Symbolischen Bücher auf ewige Zeiten bestimmt zu sein wähnte.

Wenn

*) Berl. Monatsschr. 1784, Jan. S. 64.

**) Thomasens Erinnerung u. s. w. §. 18.

Wenn er aber hier dem Fürsten gegen seine Geistlichkeit Rechte sicherte, damit das Volk von einer Art der Tyrannei entlastet werde, so verrieth er dagegen wahrlich auf der andern Seite die Sache der Freiheit nicht an dem Fürsten. Das Volk sollte nicht zwischen dem Thron und dem Altar schwanken, um bald bei dem einen, bald bei dem andern, Schutz gegen den Unterdrücker zu suchen; sondern, im Gehorsam gegen seine Obrigkeit, durch Vernunft und Gerechtigkeit gesichert sein. Thomas lehrte: Es sei zur Ruhe und Ordnung im Staate nicht nothwendig, daß die Unterthanen einerlei Religion zugethan wären. Die Pflicht des Regenten gehe dahin, den Frieden des Gemeinwesens zu erhalten; nicht aber, die Unterthanen recht tugendhaft zu machen; noch viel weniger, sich um ihren Weg zum Himmel zu bekümmern, oder sie, wenn sie sich zu einer falschen Christlichen Religion bekenneten, zu der wahren seligmachenden zu bringen. Es stehe keinem Menschen, folglich auch keinem Fürsten vermöge seines Fürstenrechtes, zu, in Streit gezogene geistliche Dinge durch einen Rechtsspruch abzumachen. Auch hätten Konsistorien, Theologische Fakultäten und Kirchenversammlungen kein Recht, Religionsstreitigkeiten

so

so zu schlichten, daß sie Andern ihre Meinung *aufdringen* wollten; vielmehr müsse ein kluger *Regent* sich wohl in Acht nehmen, daß er solche *theologische* Entscheidungen Niemanden gewaltsam aufdringe. Das letzte Urtheil in Religionsstreitigkeiten gebühre einem Jeden selbst, wes Standes er auch sei, weil es seine eigene Person und Seligkeit betreffe. Der Fürst habe indeß das Recht zu hindern, daß solche Streitigkeiten nicht den äußerlichen Frieden störten.

Vorzüglich waren seine Behauptungen über Kätzer und Irrgläubige damals neu. Solche Menschen wären nicht durch den weltlichen Arm zu bestrafen, dürften auch nicht aus der Gemeinde gestossen werden. Wollte man sagen, ein Fürst könne wenigstens verbieten, daß eine irrige Lehre weiter ausgebreitet werde; so seien dies solche Werke des Willens, über welche sich nicht immer Gesetze geben lassen. Es sei gewissermaßen unmöglich, daß ein Mensch von Dingen, die er für wahr und recht hält, gar nicht, oder anders als er darüber denkt, reden soll. Das Verbot, von seiner Religion zu reden, sei ein Behelf der Tyrannei über die Gewissen. Verschiedne Religionsmeinung füge ja auch dem Staate keinen Schaden zu, wohl aber der Gewissenszwang. —

 Hier-

Hierbei führte er einige merkwürdige Stellen aus Luthers Werken (Jen. Ausgabe, Th. 2) für seine Behauptungen an; z. B. „So sprichst du „abermal: Ja, weltlich Gewalt zwinget nicht „zum Glauben, sondern wehret nur äußerlich, „daß man die Leute mit falscher Lehr nicht ver- „führe; wie könnte man sonst den Kätzern „wehren? Antwort. Das sollen die Bischöfe „thun, denen ist solch Amt befohlen, und nicht „den Fürsten. Denn Kätzerei kann man nim- „mermehr mit Gewalt wehren; es gehört ein „ander Grif dazu, und ist hie ein ander Streit „und Handel, denn mit dem Schwert. Gottes „Wort soll hie streiten; wenn das nichts aus- „richtet, wirds wohl unausgerichtet bleiben von „weltlicher Gewalt, ob sie gleich die Welt mit „Blut füllet... Liegt einem Jeglichen sein eigen „Gefahr daran, wie er glaubt, und muß für „sich selbst sehen, daß er recht glaube; denn so „wenig als ein ander für mich in die Hölle oder „den Himmel fahren kann, so wenig kann er „auch für mich glauben oder nicht glauben. „Daran geschicht der weltlichen Gewalt kein „Abbruch; auch soll sie zufrieden sein, und ihres „Dinges warten, und lassen glauben sonst oder „so, wie man kann und will, und Niemand

„mit

»mit Gewalt dringen: denn es ist ein frei Werk
»um den Glauben, dazu man Niemand soll
»zwingen.«

So wie Thomas jeden Aberglauben muthig angrif, so bestritt er vorzüglich glücklich den allerempörendsten, welcher fürchterliche Ströme unschuldigen Blutes vergoß: den Wahn von Zauberei und **Hexenwesen**. Er war zwar nicht der Erste auf dieser Bahn in Deutschland (wo unter andern schon der vortrefliche Wier in Kleve*) ihm vorging); allein seine Gründe waren so einleuchtend, sein Vortrag so lebhaft, sein Eifer so unermüdet, daß durch ihn die Vernunft bald allgemein siegte, bis auf ein paar Winkel katholischer Länder, wohin das Licht selbst in unsern Tagen noch nicht gedrungen ist. Er ging zwar auch hier wiederum nicht so weit, wie schon einer seiner Vorgänger, der Holländer **Becker**, welcher dem Teufel alle Macht, Wirkungen hervorzubringen, absprach; indeß zeigte er doch den rechten Weg zur Untersuchung in solchen Dingen, wo das träge Nachbeten noch mehr als sonst schadet. So rügte er bei dieser Gelegenheit die Verdrehung mancher biblischen

 Stelle

*) Berl. Monatsschr. 1791 Oktober, S. 333.

Stelle auf den Teufel, von welchem sie doch nicht handelt; z. B. wenn die Kirchenväter vorgeben, die verführerische Schlange sei der höllische Geist gewesen. Auch kommen schon lehrreiche Winke über die Wunderwerke vor. — Übrigens bedenke man seine Zeiten und sein Vaterland. Der berühmte Kriminalist Karpzov behauptete streng die Wirklichkeit des Zaubereiverbrechens, welchem deshalb Thomas Schritt vor Schritt widerlegte. Der Theolog Spizel forderte damals alle Potentaten gegen jenes Verbrechen auf, und schrieb sogar die Kartenkünste dem Teufel zu. Freilich kömmt es uns itzt seltsam vor, solche Quartanten, wie von Gottfried Wahrlieb *) und andern zur Beſtärkung der Thomasischen Gründe damals geschrieben

*) Der Namen ist erdichtet, wie man auch aus der Angabe des Orts und des Datums sieht: „Amsterdam, Nach Erfindung der Hexerei im dritten „Sekulo, und nach Einführung des Hexenprozesses „im J. 236." Der Titel heißt: „Deutliche Vorstellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien „u. s. w." — Ferner gehört dahin: „Reiche „vom Unfug des Hexenprozesses." — „Desselben „Uebersetzung von Thomasens Lehrsätzen vom Laster „der Zauberei, nebst andern Schriften." Lauter Quartanten.

geschrieben wurden, zu durchblättern. Allein darin bestand eben Thomasens Verdienst, alle gute Köpfe in Anregung zu bringen. — Doch es ist zu allgemein bekannt, welch ein Wohlthäter er für die Menschheit durch Hemmung der abscheulichen Hexenprozesse geworden ist, als daß dies einer weitern Ausführung bedürfte. Es stehe nur noch der Lobspruch hier, welchen der Große König dem edlen Weltweisen darüber beilegt. »Im J. 1708 *) ward eine Frau, die das Un»glück hatte alt zu sein, als Zauberinn verbrannt. »Diese unmenschlichen Wirkungen der Unwissen»heit erregten bei Thomas, einem gelehrten Pro»fessor zu Halle, den lebhaftesten Eindruck: er »machte die Hexenrichter und die Hexenprozesse »lächerlich; er hielt über die physischen und natür»lichen Ursachen der Dinge Vorlesungen; er »redete so laut, daß man sich ferner solcher Rechts»händel schämte; und seitdem kann das weibliche »Geschlecht in Frieden alt werden und sterben.

 »Unter

*) Diese Angabe scheint nicht ganz richtig zu sein. Schon seit dem J. 1694 arbeitete Thomas an die Ausrottung des Aberglaubens von Zauberei, von Bündnissen mit dem Teufel, von Gespenstern, und von Geistererscheinungen.

„Unter allen Gelehrten, welche Deutschlands Na„men verherrlicht haben, leisteten Leibnitz und „Thomas dem menschlichen Geiste die wichtigsten „Dienste. Sie zeigten den Weg, auf welchem „der Verstand zur Wahrheit gelangen kann; sie „bestritten die Vorurtheile jeder Art; sie drangen „in allen ihren Schriften auf die Analogie und „die Erfahrung: die beiden Krücken, womit wir „uns in der Bahn der Untersuchung und der „Schlüsse forthelfen; und zogen eine Menge „Schüler *)."

Es giebt eine beschränkte Denkungsart im wissenschaftlichen Fache, welche man den gelehrten Aberglauben nennen kann: sie gebiert Nachbeten, Vorurtheil des Ansehns, und Pedanterei. Allem diesen widersetzte sich Thomas auf das nachdrücklichste. Allenthalben empfahl er eigenes Denken und freie Untersuchung; allenthalben spottete er der Pedanterei. Er grif die Aristotelisch-Scholastische Philosophie an, welche freilich schon durch Descartes viel an Ansehn verloren hatte, aber doch in Deutschland noch mächtig genug herrschte, um jeden minder muthigen Gegner

*) Oeuvres de Frédéric II, (Berlin, 1789), t. 1, p. 376.

Gegner abzuschrecken. Ihre barbarische Terminologie, ihre spitzfündigen Distinkzionen, ihre unfruchtbaren Erörterungen, galten noch bei Vielen für ein Heiligthum. Zur Probe dieses metaphysischen Bedlams kann die einzige Frage dienen, worüber damals Philosophen und Theologen stritten: Ob die Sünde eine Substanz sei? — Von der andern Seite war aber Thomas in Sachen, welche die Spekulazion betrafen, weder immer fein noch tief genug; wie überhaupt sein Tiefsinn nicht seinem glücklichen Scharfsinne glich. Aus Eifer für das Reelle und Praktische, verwarf er Manches, dessen unmittelbarer Nutzen ihm nicht einleuchtete. Er war gegen Leibnitz ungerecht; welchen er außerdem noch mit verdeckten Worten beschuldigte, daß er „den Kätzermachern in allen „Religionen flattire *)". Er spottete über Leuwenhoek's mikroskopische Entdeckungen. Er begrif, unter seinem Tadel der Scholastiker, auch namentlich des großen Aristoteles Ethik selbst mit.

Dagegen fühlte er doch oft wieder das Bedürfniß einer hoch angelegten Theorie, und verirrte sich hierbei in den dunklen Feldern der Pneumatologie auf eine Weise, welche ihn den Mysti-

 kern

*) Ueber Bodin's Heptaplomeres, S. 37.

kern nahe brachte. In dieser, aber auch in andrer, Hinsicht ist eine Vergleichung seines Naturrechts, so wie er es 1703 umarbeitete, mit dessen frühern Ausgaben merkwürdig. Er grübelt hier über die Natur der Geister, um herauszubringen ob der Verstand oder der Wille die menschlichen Handlungen regiere. Er erklärt sich für das Letztere; setzt die wesentliche Form des Menschen in den Willen; und erhebt die moralische Natur des Menschen zur Gesetzgeberinn, welcher er gewissermaßen die verständige Natur des Menschen entgegen stellt. Die Prinzipien seiner Wissenschaft sind hier auch anders: er verwirft die ehemals angenommene Geselligkeit; auch den Willen Gottes; und erkennt nun bloß das Glückseligkeitsprinzip. Am Ende tadelt er noch sein ehmaliges Verfahren, daß er einige Lehrsätze von der Religion und von deren Verhältniß zum Staat mit eingemischt habe. Diese seien nicht für jedermann, sondern müßten bis zuletzt aufgespart, und nur auserlesenen Zuhörern vorgetragen werden, wie die Algebra nach der gemeinen Mathematik. Es sei dies ein wahres, wichtiges, Arkanum; welches er auch gerne denen mittheilen wolle, welche er würdig finde. — — Wenn man bei einigen seiner Spekulazionen das Verdienst

dienst der neuesten kritischen Philosophie um so deutlicher erkennt, daß sie uns belehrt hat, welche Untersuchungen wir nicht anstellen können, und welcher wir nicht bedürfen; so findet sich auch wiederum bei Thomasen schon sehr viel von dem Geiste dieser Philosophie. Z. B. wenn er Thesis und Antithesis gegen einander überstellt, und zeigt daß nichts auszumitteln ist; wenn er darauf dringt, daß die Kritik einer dogmatischen Behauptung nicht die dogmatische Annahme des Gegentheils beweise; u. s. w.

Dieser Geist war überall in ihm lebendig; und mußte es sein, da er das Recht der freien Prüfung gegen jedes Ansehn durchsetzte. »Laß »dich das Geschrei derer, denen sehr viel daran »gelegen ist, daß die Welt nicht aus den gemei»nen Irrthümern gerissen werde, nicht irre »machen, wenn sie dir die Auktorität deiner »Obrigkeit, deiner Eltern oder Präzeptoren vor»halten, und dein Gewissen ängstigen wollen, »als wenn du das natürliche Recht gröblich ver»letztest, wenn du an der Wahrheit dessen, was »von deinen Obern Eltern oder Präzeptoren du »gelehrt worden bist, zweifeln, und dich unter»fangen wolltest von ihrer Meinung abzugehn. . . »Die Sittenlehre wird dir zeigen, daß wir zwar

 »schuldig

»schuldig sind, unser äußerlich Thun und Lassen »nach dem Willen unsrer Obern und Eltern einzu-»richten, und ihnen angenehme Dienste auch wohl »mit Gefahr unsers Lebens zu leisten; aber daß »der Verstand keinen Gesetzen unterworfen sei, »weil er von unserm freien Willen dependi-»ret *).“ — In der Einleitung eines Pro-gramms **) untersucht er: warum Deutschland in den Wissenschaften andern Ländern nachstehe? und zeigt, daß dies weder vom Mangel der Frei-gebigkeit großer Herren, noch von der Schwer-fälligkeit unsers Temperaments herrühre. „Soll »ich es mit einem Worte sagen? Es ist ungebun-»dene Freiheit! Ja, die Freiheit ist es, die »allem Geiste das rechte Leben giebt, und ohne »welche der menschliche Verstand, er möge sonsten »noch so viel Vortheil haben als er wolle, gleich-»sam todt und entseelet zu sein scheint. Der »Wille

*) Ausübung der Vernunftlehre, Haupst. 1, §. 89, 90. — Das erste von Thomasen in Halle geschrie-bene, und an den Staatsminister Eb. von Dankel-mann dedizirte Werk.

**) Von der neuen Erfindung, andrer Menschen Gemüther zu erkennen. — An den Kurfürsten selbst gerichtet.

„Wille des Menschen, oder vielmehr die von dem
„Willen dependirende äußerliche Bewegungskraft,
„ist zwar andern Menschen in bürgerlicher Gesell-
„schaft unterworfen. Aber der Verstand erkennet
„keinen andern Oberherrn, als Gott: und dan-
„nenher ist ihm entweder das Joch, das man
„ihm aufbürdet, wenn man ihm eine mensch-
„liche Auktorität als eine Richtschnur vorschreibt,
„unerträglich; oder aber er wird zu allen guten
„Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem
„Joch erliegen muß, oder sich demselben durch
„Antrieb eitler Ehr- und Geldgierde oder einer
„eitlen Furcht freiwillig unterwirft. Beides hem-
„met den Fortgang und das Aufnehmen der
„Weisheit. . . Unser armes Deutschland ist
„dieses bisher ja wohl gewahr worden. . . Wo
„man gute Ingenia, die die gemeinen Irrthü-
„mer entdecken, und die unterdrückte oder ver-
„steckte Wahrheit hervorzubringen suchen, mit
„Gefängniß oder wohl gar mit Feuer und Schwert
„zu verfolgen sich angelegen sein läßt; da kann
„gewiß Wahrheit, und folglich auch Tugend,
„als die keine andere Mutter als die wahre Weis-
„heit hat, ihre Zweige nicht weit ausbreiten.
„Ich will meiner Feder verbieten, keine Applika-
„zion zu machen, sondern ich beziehe mich dies-

„falls

„falls auf eines jeden rechtschaffenen Patrioten
„selbst eigenes Gewissen und Wohlbewusst. Wo
„man aber im Gegentheil einen jedweden, der
„etwas dem gemeinen Wesen Nützliches erfindet,
„ich will nicht sagen kostbar beschenket, sondern
„nur die Freiheit vergönnet, und wider alle Ver-
„folgungen derjenigen, die diese Freiheit durch
„falsche Beschuldigungen und ausgekünstelte Vor-
„stellungen der besorglichen Gefahren, die aus
„dem Mißbrauch guter Dinge entstehen würden,
„zu hemmen suchen, in nachdrücklichen Schutz
„nimt; so darf man sich wiederum nicht wundern,
„wenn man sieht, daß auch die schläfrigsten und
„langsamsten Ingenia sich aufmuntern, ein jedes
„nach seinem Vermögen zur Forthelfung der
„Weisheit etwas zu kontribuiren, und daß die
„unter der Larve einer affektirten Gelahrtheit ver-
„kappte Unwissenheit und Pedanterei sich ver-
„kriechen und aus dem Lande weichen muß. Dies
„Einzige ist, was den Holländern und Englän-
„dern, ja den Franzosen selbst vor der Verfol-
„gung der Reformirten, so viel gelehrte Leute
„gegeben: da hingegen der Mangel dieser Frei-
„heit die Scharfsinnigkeit der Italiäner und den
„hohen Geist der Spanier so sehr untergedruckt,
„daß sie gewiß nicht viel auserlesene und wahr-
„haftig

»haftig gelehrte Leute, die in den soliden Wissen»schaften etwas Sonderliches vor Andern gethan »hätten, aufzuweisen haben; und da man schon »gewahr wird, wie man in Frankreich selbst nach »Ausjagung der Reformirten z. B. für den Dûc de »Bourgogne und den Prinzen Wallis eine so mise»rable Philosophie du Prince geschrieben, daß »sich ihrer auch ein wahrhaftiger Müllerssohn zu »schämen Ursache hätte. Und diese Freiheit ist »es auch, die uns nunmehro hoffen läßt, daß in »unserm Deutschland man täglich und hand»greiflich spüren wird, wie sich edle Gemüther »bemühen werden, den bisher ihrer Nazion an»geklebten Schandfleck .. auszuwaschen ..; nach»dem durch die allweise Vorsehung Gottes hohe »Häupter in unserm Vaterlande immer mehr und »mehr anfangen, diese bisher untergedrückte Frei»heit empor zu heben, und derselben den ihr gehö»rigen Glanz zu geben, wie sehr auch ihre Fein»dinn, die sklavische Scheinweisheit, sich be»mühet solches zu verhindern.« —

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

3.

Noch etwas über die Geburtsrechte.

In dem Vergleiche, welcher unter Vermittelung des Kurfürsten von Köln, als Osnabrückischen Metropolitans, d. 29 Dez. 1786 zwischen dem Katholischen und Evangelischen Religionstheile daselbst wegen eines an zwei Orten noch einzuführenden Simultaneums geschlossen ward, heißt es unter andern *): daß ein gewisses Kloster, Namens Berßenbrück, Cisterzienser Ordens, aufgehoben, und in ein Stift für Witwen und Töchter dortiger Landes- auch Ständischer Bedienten aus der Klasse der Gelehrten vom bürgerlichen Stande verwandelt werden solle; wie solches auch, mit Päpstlicher und Kaiserlicher, imgleichen Erzbischöflicher und Landesfürstlicher Bewilligung, wirklich geschehen ist.

Bei den Traktaten, welche dieser wegen vorfielen, ist mehrmal der Zweifel erregt worden: ob

*) Man s. „Darstellung der Gründe, welche Se. K. H. den Herrn Herzog von York als Bischof von Osnabrück bewogen haben, das Simultaneum zu Fürstenau und Schledehausen einzuführen;“ im Anhange S. 17.

ob es billig sei — da die Stiftsfähigkeit kein Geburtsrecht sein könnte, wie itzt von Vielen behauptet wird, und jedem Mädchen, das sich durch Tugend und Geschicklichkeit auszeichnet, der Weg zu allen Pfründen offen stehen müsse — den Gelehrten Landesherrlichen Bedienten vom Bürgerlichen Stande ein solches ausschließliches Recht (wornach sogar ein Rosenmädchen für unfähig gehalten werden könnte, eine Pfründe in dem neuen Stifte zu besitzen) zu bedingen; besonders da das aufzuhebende Kloster mit zwölf gutentheils adlichen Nonnen besetzt war, die jede mit einer Pension von 100 Thalern aus den Einkünften des Klosters heimgeschickt wurden. Da aber die zu der Sache Bevollmächtigten keine andre Wahl hatten, als entweder das Kloster in seiner alten Form bestehen zu lassen, oder nachzugeben; und es fast gewiß war, daß der Gelehrte Stand auf jeden andern Fall die Päpstliche Bewilligung hintertreiben würde; so überwog die Betrachtung: daß es sowohl dem Landesherrn als dem Lande ersprießlich sein würde, wenn Witwen und Töchter solcher Gelehrten, welche dem Staate ihre Lebenszeit aufgeopfert hätten, auf diese Art versorgt würden, — leicht die Zweifel, welche man sich gemacht hatte. Das Publikum, dachte man, gewinnt

wirkt doch immer dabei, daß es denselben, wie doch in manchen Fällen Ehren- und Nothhalber geschehen muß, keine Pensionen zu geben nöthig hat. So gut in einer Zunft das Gilderecht auf Meistersöhne und Töchter vererbet; eben so gut könnte auch, sagte man, die Stiftsfähigkeit zu Berßenbrück auf die Witwen und Töchter Landesherrlicher Bedienten aus der Klasse der Gelehrten von Bürgerlichem Stande vererben.

Bei eben diesen Unterhandlungen fiel mehrmal die Rede davon vor: ob es nicht gut sein würde, mit den Mönchsklöstern auf gleiche Art zu verfahren, und daraus Pfründen für Söhne von guten bürgerlichen Familien, wenn sie auch nicht alle von Gelehrtem Stande wären, zu machen; besonders auch in der Betrachtung, daß jeder Bauer und Handwerker itzt einen Sohn der Theologie widmete, und ihn einer nützlichern Bestimmung entzöge: wogegen die Söhne von guter Familie, von welchen man nach dem natürlichen Laufe der Dinge nicht erwarten könnte, daß sie den Pflug ergreifen würden, Tag und Nacht auf neue Bedienungen ausgingen, und sich dem Staate in die Futterung zu geben auf jede Weise versuchten. Vier gelehrte Ahnen, meinte man, müßte wenigstens ein Jeder haben, der ein Mönch oder

Welt-

Weltgeistlicher werden wolle; die Bettelorden aber, die dem Lande nur zur Last fielen, und sich lediglich aus dem geringsten Stande rekrutirten, sollte man ganz abschaffen.

Das Erste fand man so ganz unbillig nicht, obwohl noch zur Zeit mit vielen Schwierigkeiten verknüpft; das Letzte aber unmöglich, so lange die Katholische Kirche die Ohrenbeichte beibehielte. Denn, welche Wirthinn z. B. wird ihrem ordentlichen Pfarrer, der sie täglich besucht, gewisse Sünden beichten, und ihm hernach ohne die größte Unverschämtheit unter die Augen treten können? und wie viel Herren und Damen mögen sich in einem gleichen Falle befinden? Es müssen also zu gewissen Zeiten Mönche kommen, die den Sündern nicht wie der ordentliche Pfarrer täglich vor Augen leben, um ihnen die Sünde abzunehmen, welche diese sonst auf ihrem Gewissen behalten würden. Die Ohrenbeichte aber kann so wenig der Papst als der Bischof abschaffen, hierzu ist allein eine Kirchenversammlung berechtigt; und bis diese zu Stande kömmt, müssen die Bettelmönche zu jenem Zweck beibehalten werden.

Wie hier die Sache gegangen ist; so, glaube ich, ist sie zu allen Zeiten gegangen. Man hat die Pfründen für Söhne und Töchter von guter

Familie, von welchen man nicht fordern konnte, daß sie sich mit ihrer Hände Arbeit ernähren sollten, bestimmt; und ihnen dabei ein eheloses Leben auferlegt, damit sich eine müssige und dem Staat nur zur Last fallende Menschenrace nicht ins Unendliche vermehren mögte. Ehe der Militärstand den Fond d'Amortissement für die Kinder aller Hoch- und Wohlgebornen, wie auch Hochgelährten, hergab; finden sich Beispiele bei itzt noch blühenden großen Familien, daß ein jüngerer Bruder Hauskaplan des älteren geworden ist. Und man kann sicher voraussetzen, daß, wenn bei einer künftigen Revoluzion der Militärstand ganz wegfallen sollte, alle jüngere Söhne aus guten Familien sich auf die Wissenschaften legen, und, wo nicht durch ein ausdrückliches Gesetz, doch gewiß in der That, die vom geringern Stande von den für diese itzt noch bestimmten Ehrenstellen verdrängen werden: weil sie bessere Gelegenheit und Mittel haben, sich vorzügliche Kenntnisse zu erwerben. Schon itzt beschweren sich unsre Bauern darüber, daß fast kein Andrer zur Pfarre auf dem Lande gelangte, als eines Pfarrers oder Städters Sohn; wie werden sie nicht alsdann klagen, sie, welche Herren und Bediente, Pfarrer und Richter, fast allein unterhalten müssen? Ob

Ob es aber besser in der Welt stehen würde, wenn alle gute Kinder, hätten sie auch noch so zarte Hände, zum Pflug oder zum Handwerk erzogen; und alle nicht gute Kinder durch gar zu schöne Aussichten zum Studieren versucht würden: daran zweifle ich sehr. Noch mehr aber daran: daß die allgemeine Ruhe sich erhalten würde, wenn alle Ehrenstellen und Pfründen nach Tugenden und Talenten ausgetheilt werden sollten, die man itzt zum Theil auf den beiden Auswegen: der Geburt und der Anciennetät, vertheilt. Und was würde der Minister anfangen, bei dem sich zu jedem Dienste ein Paar tausend Kompetenten melden könnten, welche er Alle, bis auf Einen, unzufrieden wieder fortschicken müßte? Welche Gesetze würden da gegen das crimen ambitus vel simoniae gemacht werden müssen? Und woher wollte man die Wage nehmen, um die Verdienste abzuwägen; nachdem der Doktortitel seine Beweiskraft verloren hat, und das Examen rigorosum von Menschen angestellt werden muß?

Osnabrück. J. Möser.

4.

Geschichte eines Kinderraubs aus Religionsschwärmerei.

Ein ganz neues Beispiel, wie gering noch die Fortschritte nicht bloß der eigentlichen Aufklärung, sondern selbst der moralischen Kultur, bei Fällen wo die Religion mit ins Spiel kömmt, in so manchem Theil unsers Deutschen Vaterlandes sind, liefert die fast unglaubliche Geschichte eines Kinderraubs, verübt aus Religionsschwärmerei bei unsern hellen Tagen in dem Stift **Werden** Westfälischen Kreises.

Es geschah am zweiten Weihnachttage des J. 1791, daß in der Stadt Werden, in dem Hause des Bürgers **Greulsberg**, den Eheleuten **Offendor** eine Lutherische Tochter von ungefähr 11½ Jahren durch Katholische Eingesessene mit tumultuarischen Mißhandlungen, wobei die Eltern zu Boden geschlagen würden, unter den Händen weggeraubt ward: eben in dem Augenblick als, und aus der Ursache weil sie mit ihrer Mutter in die lutherische Kirche gehen wollte. Beide bestürzte Eltern — wovon der Vater katholisch, die Mutter lutherisch ist, und welche, ihrem Heirathsvertrag gemäß, mit völliger Uebereinstimmung ihre

ihre Söhne in der katholischen, ihre Töchter in der lutherschen Religion auferzogen haben — wandten sich alsbald an den dortigen Fiskus, so wie an das luthersche Konsistorium. Ersterer, eine katholische Behörde, verfehlte nicht, eine Untersuchung gegen die Räuber mit aller Parteilichkeit vorzunehmen. Letzteres that indeß, was es vermochte; und von der Regierung zu Kleve ward, vermöge der Schutzherrlichen Rechte des Königs (als Landesherrn der Grafschaft Mark, worin jenes Stift liegt), durch den Ortskommissarius ein nachdrückliches Anmahnungsschreiben an den Herrn Abt von Werden zur Auslieferung des Kindes erlassen. Allein noch war alle Hülfe, selbst alles Suchen der Eltern, vergebens. So viel zeigten deutliche Spuren: daß Katholiken, aus wütender Proselytenmachersucht, die Räuber und Hehler des Mädchens waren, und daß sie dasselbe als eine Beute zum Christfest im Triumph, jedoch in der Stille, umhergeführt hatten. Wohin aber diese Beute gebracht worden, blieb lange ein Geheimniß für die trostlosen verzweifelnden Eltern. — Merkwürdig ist es, daß der katholische Vater selbst nach Kleve wanderte, um dort zum Regierungsprotokoll die Geschichte der Gräuelthat, so wie seinen unbedingten Willen,

 daß

daß die Tochter lutherisch bleibe, glaubhaft anzuzeigen, und um fernere Hülfe zu flehen. Es erging hierauf ein wiederholtes ernstliches Erinnerungsschreiben an den Herrn Abt; aber immer ohne Erfolg.

Endlich erfuhr man, daß die geraubte Tochter sich bei dem katholischen Pfarrer Obry zu Rellinghausen im angränzenden Stift Essen befinde. Die Eltern sahen und sprachen sie dort selbst, wagten aber nicht sie mitzunehmen: aus Furcht vor der Wuth des dortigen Pöbels, und dem landkundigen fanatischen Eifer des Pfarrers, welcher itzt sich nicht mehr mit den skandalösesten Kontroverspredigten auf offener Straße, mit Verkätzerungen und Verdammung anderer Glaubensgenossen begnügte, sondern nun ja selbst Kinder rauben ließ, um ihre unmündigen Seelen in seine eiserne Glaubensform zu pressen. Itzt wurden zwar, im Monat Oktober 1792, von der vorerwähnten Behörde zu Kleve Requisitorialien wegen Auslieferung der Offendotschen Tochter an die Stiftsregierung zu Essen erlassen. Diese aber antwortete bloß: daß die Eltern sich bisher nur mit einer unförmlichen Vorstellung bei ihr gemeldet, und sie folglich nichts darauf hätte veranstalten können; daß aber, wenn die

Sache

Sache bei ihr im ordentlichen Weg Rechtens gegen den Pfarrer Obry angebracht würde, sodann das Rechtliche verfügt werden solle. Ungeachtet der nun hiernach wiederholten Requisizionen, ungeachtet aller Bemühungen des Konsistoriums, und aller sorgenvollen Bestrebungen der niedergebeugten Eltern, blieb die Unschuld hülflos noch unter den Händen ihres fanatischen Räubers.

Eine hiebei vorgegangene Scene *) ist zu merkwürdig, als daß sie nicht nähere Erwähnung verdiente. Am 9 Mai 1793 wagten es beide Eltern, nach dem ihnen zugegangenen ausdrücklichen Verlangen der Tochter, aus dem Hause des Entführers erlöset zu werden, sich nach Rellinghausen zu begeben, und bei dem belobten Pfarrer ihr Kind abzufordern. Sie wurden aber von ihm mit einer bebenden Wuth angefallen, und mit der kategorischen Erklärung abgewiesen: „Daß er ihnen das Mädchen nicht zurückgeben werde; daß er an ihr Vatersstelle vertrete, um sie

*) Diese Scene ist aus den Aussagen entnommen, welche, unter dem Erbieten eidlicher Erhärtung, von den Offendotschen Eheleuten zum Protokoll des Werdenschen Konsistoriums am 15 Mai 1793 deponiret worden sind.

sie von der Verdammniß zu retten, worein sie, die käzerische Mutter, gewiß ewig gestürzet würde." Ja er trug keine Scheu, dies Verdammungsurtheil den schwachen Eltern auf ihr Verlangen schriftlich mitzugeben; indem er, unter knirschendem Eifer, dasselbe als ein allgemeines Anathema über alle Lutheraner und Kalvinisten auf einen besondern Zettel niederschrieb, und ihnen diesen mit der Äusserung einhändigte: „sie möchten ihn nur verklagen, und den Zettel selbst nach Berlin schicken; er wolle es schon beweisen, daß alle Lutheraner und Reformirte ewig verdammt würden." Wahrscheinlich geschah es, um sogleich eine Probe dieses Beweises zu liefern, daß er in demselben Eifer fortfuhr, noch ein anderes Dokument seines Unsinns auszustellen, und den Eltern mitzugeben, des wörtlichen Inhalts: „Die abschaffung der H. Meeß hat Lu-„ther auf Anstiften des Teufels unternohmen, mit-„hin der dieser lehr anhangt hangt an der lehr des „Teufels, mithin der in dieser lutherischer lehr „stirbt, ist verdammt." — Während dieses Ergusses, brachte des Pfarrers Haushälterinn das Kind herbei: welches, wie betäubt, keine Silbe sprach, auch die Hand den Eltern nicht reichte; und, als es hierüber von dem Vater

einen

einen Vorwurf erhielt, schnell wieder abgeführt ward, ohne Abschied zu nehmen, und ohne von den Eltern wieder gesehen zu werden. Letztere wurden sodann von dem am ganzen Leibe zitternden fanatischen Priester zur Thüre hinausgeworfen.

Seitdem ist dem Referenten dieser Begebenheit noch keine Nachricht zugegangen, ob das geraubte Mädchen ihren Eltern wieder gegeben worden. Derselbe enthält sich vor der Hand, von der Aufmerksamkeit zu reden, welche inzwischen diese Sache bereits bei einer höhern Behörde erregt hat, und deren Erfolg wenigstens sein wird, daß die Räuber der Beute werden entsagen müssen; wenn auch ihre Bestrafung von zwei Geistlichen Obrigkeiten nicht zu erwarten steht, welche dem fanatischen Frevel beinahe zwei Jahre schon mit aller Konnivenz zusahen, und den Forderungen der Gerechtigkeit und Vernunft durch das Versprechen genug gethan zu haben glaubten: daß Sie die Sache, wenn sie bei Ihnen prozessualisch angebracht würde, auch prozessualisch entscheiden zu lassen gnädig geruhen wollten.

Geschrieben im November 1793.

5.

Gudula*).

In Brüssel war vor grauer Zeit
Ein Stift für adliche Damen,
Die ohne Gelübd und Ordenskleid
Die Stellen im Chore bekamen.
Sonst lebten sie auch
Nach weltlichem Brauch:
Empfingen Besuche zu Hause,
Und gingen zu Ball und zu Schmause.

Im ängstlichen Kerker schmachten vereint
Die Nonnen der südlichen Reiche;
Und doch dringt oft durchs Gitter der Feind,
Stört mancher die zierliche Weiche.
Kein solches Vergehn
Ward hier gesehn;
Denn Keuschheit blühet im Freien,
Kann nie beim Zwange gedeihen.

Da

*) Diese Erzählung erscheint künftige Ostermesse im Fünften Theile der Vermischten Gedichte und prosaischen Schriften des Herrn von Nicolay, wo noch vier und zwanzig neue Fabeln und Erzählungen hinzukommen werden. Fünf und vierzig bisher noch nicht gedruckte Fabeln haben wir bereits im vierten Theile dieser verbesserten Ausgabe erhalten, welche in klein Quart mit Didotschen lateinischen Lettern sehr sauber gedruckt ist. B.

Da kam ein Kadet aus Pikardien an,
Der diente dem Herzog im Heere.
Er hatte viel herrliche Thaten gethan,
Zufrieden mit Armuth und Ehre.
Doch liebte der Held,
Auch außer dem Feld
In Amors Waffen zu kriegen,
Die Myrte zum Lorbeer zu fügen.

Ganz Brüssel liebte den Ritter Lukan:
Man lud ihn zu Festen und Spielen;
Die züchtigsten Äugelein blinzten ihn an.
Doch hielt er unter den vielen
Nur Eine für süß,
Für lieblich; und dies
War eine der Stiftlichen Damen,
Und Gudula hieß sie mit Namen.

Sie war, von Vater und Mutter her,
Ein Rest des edelsten Blutes.
Auf ihr versammelte sich nunmehr
Die doppelte Masse des Gutes.
Am Hofe war
Das ganze Jahr
Der Vater. Ihr hatte das Leben
Die sterbende Mutter gegeben.

Der wichtigen Erbinn gab man früh
Hofmeisterinnen und Ammen.
Mit jedem Unterricht wucherte sie;
Ward klüger, als alle zusammen.

In ihrer Gestalt
Vermißte man bald
Der feinsten Züge nicht Einen,
Im Geiste der edelsten keinen.

Was Wunder, daß auf solchem Reiz
Sich Vieler Wünsche verbanden,
Da Wollust, Ehrsucht, Witz, und Geiz
Hier jedes Treflichste fanden?
Der Vater empfahl
Zu freier Wahl
Ihr Brabants edelste Söhne;
Doch alle verschmähte die Schöne.

Sie hatte sich nun schon ein Ideal
Erdacht, dem jene nicht glichen.
Indeß war über der zögernden Wahl
Ihr zwanzigster Sommer verstrichen.
Da sagte zu ihr
Der Vater: „Hinfür
„Als Mädchen mit Würde zu leben,
„Will ich zum Stifte dich geben.“

Ihr Haus ward groß und edel bestellt,
Mit täglichen Assambleen.
Es war der Stämpel der feinern Welt,
Auf ihrem Register zu stehen.
Schön, munter, und frei,
Erhaben dabei,
Umhüpften sie, klug und bescheiden,
Die Liebesgötter, die Freuden.

Zu ihr ward auch der Ritter gebracht.
Sie fand beim ersten Blicke
In ihm den Mann, den sie sich gedacht:
Das Wesen, den Ton, das Geschicke,
Das reizende Spiel
Mit Witz und Gefühl,
Das schnell die Feinen verbindet,
Der Plumpe nicht empfindet.

Sie, sonst so stolz und spröde gesinnt,
Ward zur Kokette für diesen.
Ihr Amor, erst ein winziges Kind,
Wuchs in drei Wochen zum Riesen.
Entschieden war
Auf immerdar
Das Band der harmonischen Herzen,
Eröfnet die Quelle der Schmerzen.

Gleich fühlte die Schöne, daß Zorn und Schmach
Von Seiten des Vaters ihr dräuten.
Sie suchte geschickt, ihn nach und nach
Zur Bitte vorzubereiten.
Im ersten Brief,
Der zu ihm lief,
Erwähnte sie nur den Namen
Des Lieblings aller Damen.

Der zweite gab den Damen Recht,
Gab ihm das Lob des Verstandes.
Im dritten rühmte sie sein Geschlecht,
Das älteste seines Landes.

So manchen Sieg
Im Lütticher Krieg,
Deß ihm die Ehre gebührte,
Enthielt der längere vierte.

Im fünften nannte sie Rang und Gut
Verächtliche Zwecke der Ehen.
Im sechsten wünschte sie, Tugend und Muth
Durch sie bereichert zu sehen.
Im siebenten sprach
Sie nach und nach
Von Unruh, Schwermuth, Schmachten;
Rein von der Leber, im achten.

So wie man sich vom elektrischen Drath
Zwar eines Stiches versiehet,
Doch ihm den Finger entschlossen naht,
Ihm nun den Funken entziehet;
Weit stärkere Macht,
Als man gedacht,
Fühlt man in Nerven und Knochen,
Glaubt sie vom Schlage zerbrochen:

So fühlt sich Gudula, da sie das Blatt
Des strengen Vaters entsiegelt.
Ach! vor dem Wunsche der Tochter hat
Er Herz und Ohr verriegelt;
Spricht, wenn er hinfort
Auch nur ein Wort
Vom windigen Gallier finde,
So woll' er sie nicht mehr zum Kinde.

Was kann sie, als gehorsam sein,
Und, wo nicht sein, doch scheinen? —
Nur heimlich läßt sie den Freund noch ein,
Zusammen zu klagen, zu weinen.
Die Einsamkeit,
Die Dunkelheit,
Gemeinschaftliche Leiden,
Vermehren das Feuer in Beiden.

Wenn im Vesuv zum nahen Brand
Die flüssigen Stoffe sich fügen,
Und nun bis an des Trichters Rand
Die schweigende Masse gestiegen;
So bricht Ein Stoß
Sie plötzlich los
Mit weit hörbarem Getümmel,
Und schleudert die Felsen zum Himmel:

So hatte sich in den Klagenden itzt
Der Stof der Empörung gehäufet;
Und war, durch Wiederhohlung erhitzt,
Zum Ausbruch heimlich gereifet.
Da fing Lukan
Einst tobend an:
„Was sollen unthätige Klagen?
„Laß eigene Macht uns wagen!

„Sei banger nicht, als ich es bin,
„Vor deines Vaters Grimme!
„Gilt Stolz, und Geiz, und Eigensinn
„Mehr, als des Himmels Stimme?

„Hörst

„Hörst du sie nicht,
„Wie laut sie spricht:
„„Bestimmt hab' ich Euch beide
„„Einander zur Liebe, zur Freude!“

„Gleich frei schuf die Natur das Geschlecht
„Der Männer und der Weiber.
„Giebt sie uns nicht das erste Recht
„Auf unsere Herzen und Leiber?
„Was Tempel? ihr Reich
„Ist allerwärts gleich!
„Was Priester? jedem gehöret
„Das Priesterthum, der sie verehret!

„Nichts fehlt uns dann, o Gudula, hier
„Zur Schließung des heiligsten Bandes.
„Wer sonst vermag es zu knüpfen, als wir?
„Was können die Richter des Landes,
„Was Vater, und Papst,
„Wenn du dich mir gabst?
„Wer kann geschehene Sachen
„Zu nicht geschehenen machen?“

Gefährliche Suada, wie siegst du so leicht,
Wenn dir die Wünsche begegnen! . . .
Die glühende Gudula wanket, weicht,
Und überläßt dem Verwegnen
Die zitternde Hand.
Er küßt sie entbrannt,
Versiegelt die Trauung mit Schwüren,
Und raubet der Ehe Gebühren. —

Ist

Ist denn mit Schlaf erregendem Gift
Der Kelch der Liebe bestreuet?
Wie? Gudula lebt im keuschen Stift,
Das sie so gröblich entweihet,
Leichtsinnig, kühn
Und ruhig dahin;
Sieht, ohne sich zu regen,
Dem kommenden Jammer entgegen!

Denn, ach! sie fühlt des Taumels Frucht
Schon unter dem Herzen sich regen.
Schon längst sucht sie zur nöthigen Flucht
Der kluge Lukan zu bewegen.
Sie billigt den Plan,
Schickt täglich sich an,
Sagt täglich wieder: „Auf morgen!“
Glaubt noch die Schande verborgen.

Verborgen? was die beißende Stadt
An deutlichen Zeichen schon merket;
Was schon der Äbtissinn der neidische Rath
Der Schwestern täglich bestärket? —
Was kann auch nun
Die Priorinn thun,
Als bis zur Entwicklung der Sachen
Die Schuldige glimpflich bewachen?

Doch geht sie erst mit sanftem Rath
Dem hitzigen Vater zu Leibe:
Daß er die nun geschehene That
Nicht bis zum Ärgerniß treibe;

Und daß sofort
Sein günstiges Wort
Im Keime den Gräuel ersticke,
Ihn und die Tochter beglücke.

Doch sein beleidigter Hochmuth sträubt
Sich wider so weiche Gefühle.
„Umsonst!“ spricht er: „Die Sünderinn bleibt
„Bis zu dem schändlichen Ziele
„Im finstern Loch;
„Und dann soll noch
„Im Hause der Reuerinnen
„Die tägliche Buße beginnen!“

Vom Herzog erhält er eine Hand
Gewaffneter, und mit diesen
Wird der Entehrer zur Gränze gesandt,
Auf ewig des Landes verwiesen.
„Beim ersten Versuch
(So lautet der Spruch)
„Dich wieder hieher zu begeben,
„Verwirkest du das Leben.“

Ach! der untröstliche Ritter klebt
An Frankreichs äußerstem Rande,
Der Brabants Saum' entgegen strebt;
Bleibt immer nahe dem Lande,
Wo Gudula lebt;
Und hoffet, und strebt,
Von Beider Schicksal und Leben
Bericht zu empfangen, zu geben.

Doch, leider! die Gefangene hat
Kein Mittel, ihm solchen zu senden;
Und jedes an sie gerichtete Blatt
Bleibt in des Vaters Händen.
Ja, der Barbar
Schiebt falsche sogar,
Geschmiedet in der Hölle,
An der entwendeten Stelle;

In welchen der treue, der biedre Lukan
Als ein Verräther erscheinet. —
Nichts hat ihr noch so wehe gethan,
Nichts hat sie so bitter beweinet,
Als dieses Blatt,
So kalt und matt.
Sie litt für den Treuen mit Freuden;
Itzt bleiben ihr nur die Leiden.

Unglückliche Frucht! nur schädlichen Saft
Kann dir die Mutter verleihen.
Wirst du bei ihrer versiegenden Kraft
Auch bis zur Reife gedeihen? . . .
Ein plötzlicher Schmerz
Erschüttert ihr Herz;
Sie sinkt mit schwindendem Blicke
Und sausenden Ohren zurücke.

Ohnmächtig liegt ihr leidender Leib.
Sie sieht bei ihrem Erhohlen
Im Zimmer ein altes geschäftiges Weib
Mit Wasser, und Windeln, und Kohlen.

Das reicht ihr geschwind
Ein todtes Kind:
„Da, Gudula, küsse den Knaben,
„Eh wir ihn leider! begraben.“

Sie langt nach ihrer verlornen Last
Mit traurigdunkelm Gefühle.
Doch, ach! das Päcklein, schlecht gefaßt,
Entfällt ihr, und gleitet zur Diele.
„Ei! wär' ich nicht
„Zugegen,“ spricht
Die Alte; „so würde geredet,
„Du habest das Knäblein getödtet.“

„Du hast es gesprochen! das hab' ich gethan!“
Spricht Gudula, plötzlich entschlossen.
Sie fängt gewaltig zu schreien an,
Ruft alle des Hauses Genossen.
Man stürzt herbei;
Sie muthig und frei,
Im Beisein des ganzen Gesindes,
Nennt Mörderinn sich des Kindes.

Die Sage verbreitet sich laut und geschwind,
Gelangt zum Tribunale.
Die Schergen finden das todte Kind;
Und Gudula zeigt dem Fiskale
Von neuem an,
Was sie gethan.
Er schreibt die Beschuldigung nieder,
Das Zeugniß der Amme dawider.

Und

Und was sagt nun der alte Tyrann?
Ha! diesmal wird er erschüttert.
„Zuviel hab' ich im Zorne gethan;
„Zu sehr ihr das Leben verbittert.
„Beladen hab' ich
„Nun ewiglich
„Mein Haus mit Schimpf und Spotte,
„Geliefert mein Kind zum Schafotte."

Nach ihrem Kerker begiebt er sich,
Und spricht in milderem Tone:
„Bei deiner Patroninn beschwör' ich dich,
„Entreiß uns beide dem Hohne!
„Bestätige nur
„Der Amme Schwur:
„So rettest du dir das Leben,
„So sei dir alles vergeben!"

Doch Gudula lächelt stolz auf ihn,
Ist durch kein Bitten zu rühren.
Von ihr eilt er zum Richter hin,
Ins Protokoll zu diktiren:
Daß er durch List
Mitschuldig ist;
Daß er die Tochter betrogen,
Zum Wunsche des Todes bewogen.

Verlegener noch macht das Gericht
Der Fall recusati convicti.
Denn, was die sich Verklagende spricht,
Beweist das corpus delicti.

 Allein,

Allein, auch dort
Behauptet ihr Wort
Die Amme. Des Vaters Bemerkung
Giebt diesem noch neue Bestärkung.

Seht! noch ein Zeuge meldet sich an.
In einen Mantel verstecket,
Tritt er herein; und Ritter Lukan
Ist es, der sich entdecket.
Erstaunen bricht
Aus jedem Gesicht
Ob der Erscheinung des Mannes,
Ob seiner Verachtung des Bannes.

So redet Lukan: „Vernehmt, Ihr Herrn,
„Und richtet mein Betragen!
„Nie ging ich von der Gränze fern,
„Nach Gudula näher zu fragen.
„Gen Brüssel lief
„Brief über Brief;
„Doch schwerlich erhielt sie die meinen,
„Von ihr empfing ich nicht einen.

„Vermuthend, daß tyrannische Macht
„Die Dulderinn unterdrücke,
„Nahm ich in eines Krämers Tracht
„Den Weg nach Brüssel zurücke,
„Umschlich das Haus,
„Sann Mittel aus,
„Ein Schreiben nach so vielen
„Ihr in die Hände zu spielen.

„Vergebens.

„Vergebens. Unter steter Gefahr
„Von den scharfsichtigen Schergen,
„Sucht' ich, so lang' es rathsam war,
„Mich sorgsam zu verbergen.
„Itzt, da der Tod
„Der Freundinn droht,
„Ist nichts, was Ehre, was Liebe
„Mich nicht zu wagen triebe.

„Ein Edelmann bin ich, und kenne die Pflicht,
„Zur Steuer der Wahrheit zu sprechen.
„Glaubt sicher, Gudula mordete nicht;
„Fern ist sie von jedem Verbrechen.
„Doch, daß ihr Gram
„Die Ausflucht nahm,
„Sich selber anzuklagen:
„Das gleicht ihr, das konnte sie wagen.

„Vielleicht, Ihr Herrn, gelingt es mir,
„Sie am Entschlusse zu hindern.
„Doch schwört zuvor, alsdann auch ihr
„Den Rest der Strafe zu lindern.
„Mit mir verfahrt
„Nach strengster Art!
„Den Bann hab' ich gebrochen,
„Mir ist das Urtheil gesprochen."

Im nächst gelegenen Saale hat
Der Vater die Rede vernommen,
Und fühlt sich ob der biedern That
Vor Freud' und Verwundrung beklommen.

Mit lautem Schrei
Stürzt er herbei:
„O Ritter! wie hab' ich gelogen!
„Wie hab' ich in dir mich betrogen!

„Großmüthiger, o! verarge mir nicht,
„Daß ich dich blind gehasset.
„Ihr seht, Ihr Herrn, wie sein Bericht
„Sich zu dem meinigen passet.
„Komm, rette geschwind
„Mein schwärmendes Kind!
„Bewege sie länger zu leben,
„Zur Frau will ich sie dir geben."

Zum Kerker führt er ihn: „Gudula, sieh,
„Hier ist er, hier hast du ihn wieder!"
Der brennende Ritter fällt aufs Knie
Vor ihrem Bette nieder.
Ihr ernster Blick
Stößt ihn zurück:
„Entreißt dich stolzes Erbarmen
„Der neuen Buhlerinn Armen?" —

„O schmäh' ihn nicht, den treuen Lukan!
„Vernim die lautere Wahrheit."
So fängt hinwieder der Vater an,
Und bringt ihr Alles zur Klarheit.
Ihr wallt vor Lust
Beim Hören die Brust;
Schon füllen, statt bitterer Lauge,
Der Freude Thränen ihr Auge.

Und

Und nun bekennt sie sich überzeugt.
Sie bietet die Wange zum Kusse.
Stumm hält sie den Stummen. Empfindung schweigt
Im eigenen Überflusse. —
Der Vater siegt
So laut und vergnügt,
Als wollte sie seinen Willen
Nach langem Weigern erfüllen.

Auf sein Begehren entwirft sofort
Der Schreiber ein neues Geständniß,
Bestätigt darin von Wort zu Wort
Der Amme ganzes Bekenntniß;
Ihm setzen die Drei
Die Namen bei.
Nun ist aus Mangel der Klage
Von keinem Prozesse die Frage.

Zum Herzog eilt der Vater alsdann;
Gesteht ihm: wie toll er getobet,
Und wie sich ihm der Ritter Lukan
So bieder und edel erprobet.
Auf den Bericht
Säumt Philipp nicht,
Des Spruches Strenge zu heben,
Den er nicht willig gegeben.

Auch räth er dem Vater, wozu schon der
Um Urlaub bitten wollte:
Daß er das liebende Paar nunmehr

Zum Altar führen sollte.
Sein Schloß in Slön,
Mit allem versehn,
Verschreibt der Vater den Beiden,
Und spricht: „Hier lebt in Freuden!“

St. Petersburg. von Nicolay.

6.

Beitrag zur Kritik der deutschen Sprache.

Es ist merkwürdig, daß die deutsche Sprache, bei ihrem außerordentlichen Reichthum, doch noch nicht zu einer Grammatik hat gelangen können, und daß sie noch immer an klassischen, ja selbst an korrekten, Schriftstellern einen so großen Mangel leidet. Der außerordentliche Vorrath von Zeichen, den sie besitzt, läßt keinen Zweifel übrig, daß unsere Nazion nicht die Gegenstände in den mannigfaltigsten Verhältnissen betrachtet haben solle; aber das Verworrene, Willkürliche und Unbestimmte dieser Zeichen selbst, gibt auch auf der andern Seite zu erkennen, daß sie sich diese Verhältnisse nie recht deutlich entwickelt hat. Man sollte daher auf den Gedanken kommen, daß wir

wir leichter perzipirten, als kombinirten: ganz gegen die herrschende Meinung, nach der wir zu dem Letztern weit aufgelegter sein sollen, als zu dem Erstern. Man sehe zu, ob nicht die Periode unserer Literatur, in welcher die Kraft- und Geniemänner ihren Unfug trieben, einen Beweis davon abgebe, daß wir leichter Verhältnisse wahrnehmen, als entwickeln. In der That, wie mancherlei Beziehungen und Verhältnisse, in welchen die Natur zu den Menschen steht, findet man nicht in ihnen angegeben; aber wie unbestimmt, schwankend, und halbvollendet sind nicht diese Angaben an sich selbst! Daher ist es gekommen, daß es eine Zeit lang in unserer Literatur Mode war, Alles fragmentarisch zu behandeln, und feierlich angekündigte Untersuchungen auf Einmal abzubrechen, die Hand aufs Herz zu legen, und auszurufen: „Ach, ich kann's Euch doch nicht sagen!“

Was ist nun der Grund davon, daß wir so selten ein schönes vollendetes Ganze in unserer Literatur antreffen? Woher kömmt es, daß bei der ungemeinen Ausbildung, die der deutsche Gelehrte erhält, wir dennoch mit so vieler Mühe nur ein Paar klassische Schriftsteller zusammenzählen können? Sollten unsere Schriftsteller so

schwer

schwer zu dem „SAPERE“ zu bekehren sein, an welches sie einzig und allein glauben müssen? und sollten sie nicht von den Götzen des falschen Witzes abzubringen sein, mit denen sie Abgötterei treiben?

Leider scheint es beinahe so. Die Schriftsteller finden es zu schwer, beständig korrekt und konsequent zu sein; und lassen uns daher, als zu einer Entschädigung, zuweilen etwas von ihrem Witze vorspielen, woran wir uns ergötzen, und dabei unsere Ansprüche vergessen sollen. So findet es ein Mensch, dem es zu beschwerlich wird, tugendhaft zu sein, und das Herz der Pflicht zu unterwerfen, sehr bequem, zuweilen ein Überflüßiges zu thun, wodurch er sich loszukaufen denkt. Allein, wenn er auch dadurch oft selbst etwas Großes und Edles ausrichtet, so wäre doch der Menschheit weit mehr damit gedient, wenn er sich die Mühe geben wollte, stets pflichtmäßig zu handeln.

Der Grund davon scheint vorzüglich in unserer Sprache zu liegen. Da sie einen großen Reichthum hat, aber zu wenig kritisch bearbeitet worden ist: so thut sie den dunkeln Gefühlen zu viel Vorschub, welche in ihr gar leicht einen Ort finden, wo sie unterkommen, und sich einnisten können.

Der-

Dergleichen Örter aufzusuchen, ist das eigentliche Geschäft der Sprachkritik; so wie es das Geschäft einer guten Polizei ist, in allen den Örtern Haussuchung zu thun, an welchen sich verdächtiges Gesindel aufhalten könnte.

Was die Polizei für einen Staat ist, das ist die Kritik für die Literatur. Beide sind Beglückerinnen, beide sollen Ruhe und Ordnung erhalten; aber beide werden gemeiniglich verkannt, und ihre Diener gehaßt. In der That hat oft der Blick, mit dem der große Hause der Schriftsteller einen Kritiker betrachtet, sehr viel mit dem gemein, mit welchem der große Hause der Bürger einen Polizeidiener ansieht.

Ob ein Schriftsteller konsequent, ob er klassisch sei, kann ein Jeder, noch ehe er die Kritik befragt, aus seinem ersten Gefühle wahrnehmen, wenn er ihn lies't. Bei einem Verfasser, welcher nach undeutlichen Ideen schreibt, und die Sprache nicht zu handhaben versteht, hat man immer etwas zu thun, wenn man auch gar nicht Willens ist, sich seinetwegen einige Mühe zu geben. Man hat immer erst etwas gut zu machen, ehe man weiter gehen kann: hier etwas in eine verständlichere Sprache zu übersetzen, dort zu ordnen, da zu verbessern; und die Seele, welche

den rohen Stof selbst erst zubereiten muß, kann nie recht zur Ruhe kommen.

Ganz anders fühlt man sich bei der Lesung klassischer Schriftsteller. Ich berufe mich deshalb auf zwei Schriftsteller, welche sonst wohl selten zusammengestellt werden, auf Lessing, und Kant. Ihr Stil greift fest in das Gemüth ein, und gibt der Seele ein erquickendes Gefühl von geistiger Gesundheit.

In keiner Sprache finden wir mehrere Spuren von feinen und richtigen Abstrakzionen, als in der Griechischen. Nun ist beinahe kein subtiler Unterschied in derselben angegeben, der sich nicht in der Deutschen auch bemerkt fände *). Und dennoch

*) Wir können beinahe alle die feinen Unterscheidungen, welche die Griechen von einem Nennworte durch verschiedene Biegungen desselben angeben, gleichfalls nachbilden. Deshalb erklären wir auch diejenigen Stellen in den Griechischen Schriftstellern, bei denen es auf Wahrnehmung eines solchen Unterschiedes ankömmt, glücklicher, als andere Nazionen. In der Stelle in Äschylus's Persern z. B. wo von Athen gesagt wird: es läge

„τηλε προς δυσμας ανακτος ηλιου φθιναςματων“,

können

dennoch — wie unendlich steht unsere Sprache der Griechischen an Präzision und Energie nach! Woher

können wir die Tautologie, welche in dem δυσμαι φθινασματων zu liegen scheint, leicht heben, weil wir Untergang und Untergehung unterscheiden können. Andern Nazionen kommen, zur Erklärung schwieriger Stellen, nicht so wohl dergleichen Bestimmungen zu Hülfe, die sie in ihrer Sprache vorfänden, als vielmehr gemeinschaftliche Wendungen. So finden wir eine Schwierigkeit bei der Stelle im Pindar:

„εχει δ'ὄλβος ου μειονα φθονον."

Der Franzose hingegen braucht, wenn er den Sinn dieser Worte genau fassen will, nur den Genius seiner Sprache zu befolgen, welchem nach er übersetzen könnte: pour être riche, on n'en est que plus exposé à l'envie.

Daß den Franzosen eher dergleichen eigenthümliche Wendungen zu statten kommen, als ein stärkerer kritischer Sinn: sieht man, wenn sie sich Griechischer Wörter bedienen, um wissenschaftliche Gegenstände zu bezeichnen; bei welcher Gelegenheit sie oft das Gegentheil von dem sagen, was sie sagen wollten. So hat man von ihnen in der Physik die Wörter: oxygène, hydrogène, azote. Die beiden ersten sollen ein Prinzip bezeichnen, welches Säure, Wasser, erzeugt; allein, der Zusammen-

her kömmt diese Verschiedenheit bei einer so grossen Ähnlichkeit? Offenbar von einer fehlerhaften Anordnung und Verbindung der Theile, von einer Verwechselung der Mittel, die zu den verschiedenen Zwecken führen.

Ich wage es, einige Eigenthümlichkeiten unserer Sprache anzugeben, welche fehlerhaft sind, und gänzlich aufgehoben werden müssen, wenn wir eine konsequente, selbstständige Sprache haben wollen. Es ist dies der erste schwache Versuch, der in dieser Art Kritik gemacht wird. Dieser Umstand würde schon hinreichend sein, um für die Unvollständigkeit des Versuchs Entschuldigung auszuwirken; aber ich bedarf noch mehr: ich bedarf Verzeihung, wegen der Unvollkommenheit

sammensetzung nach, heißt es das, was von Säure oder Wasser erzeugt wird. Azote soll von αζωτον sein; allein solch ein Wort existirt nicht, und würde, wenn es auch da wäre, nicht das bedeuten, was es bedeuten soll: Leben nehmend. Es würde heissen: das, was kein Leben hat (αζωον). Allenfalls wäre ein solches Wort von αζωτικον zu machen, welches aber doch eigentlich nur bedeuten könnte: das, was keine das Leben befördernde Kraft hat.

heit dieser Abhandlung selbst, auch nur als unvollendeter Versuch betrachtet. Ich weiß wohl, daß weit wichtigere Vergehungen, als die welche ich hier gerügt habe, angegeben werden können; aber es war mir nur daran gelegen, auf ein neues Geschäft aufmerksam zu machen, welches der Sprachkritik noch übrig ist, ohne mich dadurch anheischig zu machen, es selbst zu übernehmen, und es zu Aller Befriedigung auszurichten.

Girard sagt in der Vorrede zu seinen Synonymen, daß die Bestimmungen und Gränzuntersuchungen, welche er unternommen, dazu dienen sollten, die fatalen à peu près aus der Sprache zu verbannen, welche sie belästigten und aufhielten. Untersuchungen von der Art, wie sie hier geliefert werden, sollen den Nutzen stiften, das unartige „Es versteht sich von selbst“ zu verbannen, welches so viele Schriftsteller ihren Lesern, die sie fragen mögten: ob sie nicht vielleicht jenes statt dieses sagen wollten? zuzurufen scheinen; und sie zu erinnern, daß sie wohl thun werden, nicht mehr und nicht weniger zu sagen, als sie sagen wollen.

* * *

Von jenen Anomalieen können diejenigen, welche in dieser Abhandlung bemerklich gemacht

werden sollen, füglich unter folgende Rubriken gebracht werden:

1. Handlungen, welche man einem Nennworte beilegt. Z. B. die Veranstaltungen der Feinde gegen dieses Unternehmen; für: die Veranstaltungen welche die Feinde gegen dieses Unternehmen trafen. Die Verhältnisse der Dinge unter einander; für: die Verhältnisse, welche die Dinge unter einander haben. In einem Nennworte liegt keine Handlung; und man muß also, wenn man deren zwei oder mehrere, als durch gegenseitige Einwirkung verbunden vorstellen will, nothwendiger Weise ein Drittes haben, welches sie überträgt. Hierzu ist aber das Verbum eigentlich da, welches in demselben Worte eine Handlung, eine Übertragung derselben, und die Zeit, und die Art, wie sie übertragen wird, angeben kann. Auf jene Weise stellt man sie hingegen bloß neben einander, und läßt ihre Verflechtung vermuthen, welche sich aber Jeder anzuerkennen weigern kann, wenn er uns schikaniren will; in welchem Falle uns denn kein anderer Weg offen bleibt, als die wirkliche Verbindung gleichsam vor seinen Augen vorzunehmen, indem wir sie durch die Hinzufügung des Zeitworts vollziehen. Indem wir ihn aber auf diese

Weise

Weise zum Schweigen bringen, müssen wir wahrnehmen, daß es nur auf diesem Wege geschehen konnte, und eingestehen, daß wir gut würden gethan haben, wenn wir jene Vorsicht gleich Anfangs gebraucht hätten.

Indessen ist dieser Fehler einer der allergewöhnlichsten, und auch bei guten Schriftstellern einheimisch. So natürlich aber auch diese Art zu reden scheinen mag, so findet man doch, daß alle neuere Nazionen sie sorgfältig vermeiden. Les rapports, que les objets ont entre eux, sagt der Franzose; der Engländer: the relations, things bear to another.

Es scheint aber, als wenn die Deutschen, die doch immer selbst von sich aussagen, daß ihre Nazion die gründlichste sei, sich gerade am wenigsten einkommen lassen, die Sachen ein wenig genau zu nehmen. Dies sieht man schon auf unsern Titelblättern. Nichts ist gewöhnlicher, als ein: „über . . . von N.“; wo es wenigstens heissen sollte: „eine Untersuchung von N.“ Ein Anderes ist es, wenn man die Handlung unmittelbar aus dem Nennworte herausnehmen kann, z. B. „Kritik der reinen Vernunft, von Kant.“ Hier bedarf es keines vorgenommen, oder eines Übertragungsworts dieser Art; denn es ist so

 viel,

viel, als: „Die reine Vernunft, kritisirt von „Kant.“ Auf der neuesten Schrift des genannten Weltweisen hingegen, war ein solches nothwendig; und der Titel derselben heißt daher: „Die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen „Vernunft, vorgestellt von Kant.“

2. Fehlerhafter Gebrauch des Adjektivs. Das Adjektiv ist da, um die Eigenschaft eines Subjekts anzugeben. Dies ist sein eigenthümliches Geschäft, bei welchem man es lassen sollte; aber wir lassen es auch andere besorgen, die es, da es dazu nicht taugt, nicht anders, als schlecht, ausrichten kann. Wir lassen es auch Verhältnisse bezeichnen, die doch ganz etwas Anderes, als Eigenschaften, sind. Die Verhältnisse, die wir dadurch als Eigenschaften beilegen, sind vorzüglich von dreierlei Art:

a) Das Verhältniß der Ursache zur Wirkung. Es ist in der That keine Eigenschaft irgend einer Sache, daß sie hervorgebracht worden ist; eben so wenig kann man es ihr als Eigenschaft beilegen, daß sie Diesen oder Jenen zum Urheber hat. Man urtheile demnach, ob es richtig gesprochen sei, wenn man sagt: „Die Kantische Philoso„phie;“ ein Ausdruck, dessen sich selbst unsere vortreflichsten Schriftsteller ohne Bedenken bedie-

nen.

nen. Aber ist durch ihn wirklich das bezeichnet, was man bezeichnen will? In der That nicht. Man sagt dadurch bloß von der Philosophie überhaupt aus, daß sie Kantisch sei, welches gar keinen Sinn gibt. Ein System der Philosophie, dessen Urheber Herr Kant ist, wird dadurch gar nicht angezeigt. Zu Bezeichnung eines solchen Verhältnisses ist der Genitiv in der Sprache; und wir sehen auch, daß sich die Alten, und von den Neuern vorzüglich die Franzosen, in diesem Falle seiner wirklich bedienen. Die Franzosen haben sich nie entschließen können, die Ausdrücke: la philosophie Neutonienne, Leibnizienne, aufzunehmen, wenn sie auch die Sache selbst aufnahmen. Sie sagen: la philosophie de Newton; wie die Lateiner: philosophia Platonis.

b) Verhältnisse, die sich auf Metonymieen gründen. Von dieser Art ist z. B.: „mathematische Bücher“ für: „Bücher, in denen Mathematik abgehandelt wird;“ welches eine wahre Metonymie ist. Ein Buch ist nie mathematisch; es ist nur eine Eigenschaft der Größe, daß sie mathematisch ist. Die Franzosen sagen richtiger: „des livres de mathematiques.“

c) Verhältnisse der Zeit. Man sagt ganz richtig: „eine hundertjährige Eiche,“ weil man

dadurch der Eiche ein Alter von hundert Jahren wirklich beilegt; aber man kann z. B. dem Kriege kein Alter beilegen, und sagt daher, wenn man sich des Ausdrucks: „der siebenjährige Krieg“ bedient, in der That nicht aus, was man sagen wollte, nehmlich: „derjenige Krieg, welcher sieben Jahre dauerte.“ Man kann nur sagen: der grausame, der blutige Krieg. Auch hier sieht der Franzose richtiger; er sagt: la guerre de sept ans, de trente ans. *)

3. Fehlerhafte Epizygien. So möchte ich eine Art von Einschiebungen nennen, durch welche man verbindet, was getrennt sein sollte, und oft, durch eine unweise Sparsamkeit, aus zwei Perioden Einen macht. Servius tadelt den Perioden, mit welchem Sallust seine Beschreibung des Krieges gegen den Jugurtha anhebt: „Frustra queritur de natura sua genus humanum;“ und zwar aus dem Grunde: „quod „eventum statim addiderit.“ Sallust hätte also, nach ihm, sagen sollen: queritur de n. sua g. h., at

*) Gewiß alles sehr richtig! Wenn der Hr Verfasser uns nur solche leicht zu handhabende Wörterchen, als das de und das que der Franzosen sind, in unsrer Sprache nachweisen könnte, damit sie nicht schleppend und unbehülflich werde! B.

at frustra. Nun kann doch aber nicht getadelt werden, wenn man schlechthin von Etwas aussagt, daß es ohne Grund geschehe; so wie in jener Stelle gesagt wird, daß die Klagen, welche die Menschen über ihre Natur führen, ohne Grund seien. Selbst der korrekte und behutsame Quintilian sagt auf ähnliche Weise: falsa est querela, quae cet: die Rüge des Servius betraf also wohl eigentlich nur den Umstand, daß Sallust es dem Zufalle überlassen, ob der Leser bei dem „frustra" stehen bleiben würde; und daß er es, um es bemerklich zu machen, nicht ausdrücklich ausgehoben, und auf diese Weise zwei Sätze, statt eines, gemacht habe. Denn es ist kein Grund da, warum man auf dem „frustra" ruhen soll, welches, als ein Nebenumstand, beiläufig angegeben worden; man muß daher, wenn man nachher ein „nam" findet, das sich auf jenes bezieht, um diesem Bedeutung zu geben, wieder zurückgehen, um das, was es bestätigen soll, selbst hervorzusuchen, welches Geschäft der Schriftsteller uns hätte ersparen sollen.

Unserer Sprache ist es vorzüglich eigen, dergleichen Nebenumstände anzugeben, aber meistentheils thut sie es aus einem andern Grunde. Wir glauben dadurch dem Stile selbst mehr Leb-

haftigkeit zu geben, und bringen sie daher oft da an, wo sie nicht nur nicht nutzen, sondern sogar verwirren. So ist es z. B. erlaubt, statt: „dies „war Mozarts letztes Konzert," zu sagen: dies ist das Konzert, mit welchem Mozart seine Laufbahn beschloß. Daß es zu bedauern ist, daß dieser Virtuose nicht länger gelebt, ist ein ganz anderer Gedanke, der wohl neben jenem bestehen kann, aber ihm gar nicht nothwendig zugehört. Wenn man ihn daher mit jenem verbindet, so wird man unverständlich, und sagt nicht allein das nicht, was man sagen wollte, sondern in der That gar nichts. Denn gibt es wohl einen Sinn, wenn man von einem Konzerte sagt, daß es dasjenige sei, mit welchem M. seine Laufbahn zu früh beschlossen? Wir verstehen eigentlich erst dann, was damit gemeint sei, wenn wir folgende Gedanken durchgegangen sind: M. soll mit einem Konzerte seine Laufbahn zu früh beschlossen haben; also wird es noch eins geben, mit welchem er sie zu spät, und vielleicht noch eins, womit er sie zu rechter Zeit beschloß. Da wir den Unsinn, der hierin liegt, leicht wahrnehmen, und einsehen, daß mit jenem „zu früh" eine von jenen drei Arten, mit denen man seine Laufbahn beschließen könne, wohl nicht angegeben sein solle;

so

so kommen wir erst auf den Gedanken, daß der Schriftsteller damit habe sagen wollen: dies ist das Konzert, mit dem Mozart seine Laufbahn beschloß, ach! nur zu früh für uns!

4. Einschränkende Bestimmungen, die man als Prädikate angibt. Z. B. Dieser große, obgleich nicht stets behutsame, sondern oft zu viel unternehmende, Feldherr.

5. Unrichtige Zurückweisungen. Z. B. »Griechische Chrestomathie, für Anfänger in die»ser Sprache.«

6. Auslassungen. »Mathematische Unter»suchungen für Anfänger,« statt: mathem. Unters. für Anfänger in der Mathematik; oder richtiger: für diejenigen, welche die Mathematik zu erlernen anfangen.

7. Suppositionen, die man den Leser machen läßt. Ich weiß keine bessere Bezeichnung für eine Unart, welche nur zu gewöhnlich ist, und deshalb mit einem Namen belegt zu werden verdiente, der das Fehlerhafte gleich bemerklich machte, indem er an eine Regel erinnerte. Z. B. »Ein Wust von Worten ist kein Verlust;« wo der Leser erst übersetzen muß: »man verliert

„nichts, wenn man einen Wust von Worten ver„liert.“

* * *

Dies mag genug sein, um eine Probe von einer Art von Kritik zu geben, mit der man billig hätte den Anfang machen müssen, als man darauf dachte, in unserer Sprache aufzuräumen. Man hätte sie erst auf diese Weise aus dem Groben arbeiten müssen; das heißt, den Unsinn aufdecken sollen, welchen sie begünstigte, und versteckte. Allein es hat diese Arbeit, wie gemeiniglich die verdienstlichsten, das Eigene, daß sie, bei der Mühe die sie verursacht, wenig Glänzendes und in die Augen Fallendes hat. überdem ist es eine unangenehme Beschäftigung, stets zu tadeln; und das muß man leider! bei dieser Arbeit. Die Kritiker verwandten sich daher lieber auf solche Arbeiten, die mehr Bewegung zuließen, und einen größern Schein hatten. Sie fingen an, sich über die Orthographie zu zanken, und über den Kanzleistil zu ärgern. Mit Beiden hätte es aber noch Zeit gehabt; und es wäre zu wünschen, daß wir schon so weit gekommen wären, daß uns diese Arbeiten, welche die letzten sein sollten, nur noch übrig wären.

Auch

Auch steht jenen Untersuchungen der Vorwurf der Mikrologie entgegen. „Das sind Kleinigkeiten!“ ruft man. Aber

hae nugae seria ducunt
In mala.

Der Ausländer, vorzüglich der Franzose, welcher eine so konsequente, und ich möchte sagen, eine so waagrechte Sprache hat, findet sich, wenn er die unsrige erlernt, durch jene kleinen Unebenheiten außerordentlich aufgehalten. Er glaubt, es sind Eigenthümlichkeiten der Sprache selbst; und ist daher bemühet, sich mit ihnen bekannt zu machen, und sie sich aufzuklären. Damit aber kann er nicht zu Stande kommen, weil es oft offenbare Unrichtigkeiten sind; und da sein richtiger Sinn nicht zugibt, daß er es bei einem bloßen Wissen bewenden lasse (wie wir es wohl mit lateinischen Redensarten thun, wodurch wir denn ein sogenanntes zierliches Latein zu Wege bringen), so quält er sich vergeblich, und seine „mais „c'est singulier“ nehmen kein Ende. Er hat daher eine große Freude, wenn man ihm entdeckt, daß es keinesweges Idiotismen sind, sondern Redearten, die nach dem eigenen Geständnisse der Deutschen fehlerhaft sind. Wir haben die Sorgfalt und Aufmerksamkeit für die Aus-

länder,

länder, daß wir, um ihnen die Erlernung unse-
rer Sprache zu erleichtern, unsere Bücher mit la-
teinischer Schrift drucken. Sie können nicht an-
ders, als recht herzlich dafür danken; aber sie
würden gern noch eine Bitte wagen, diese nehm-
lich: daß wir doch, zu jenem Behufe, lieber un-
ter uns ausmachen sollten, recht konsequent und
bedächtlich zu schreiben, sollten wir auch darüber
selbst ein wenig nüchtern werden.

Was übrigens jenen Vorwurf der Mikrolo-
gie betrift, so hat es mit ihm nicht viel zu bedeu-
ten. Es ist mit ihm, wie mit jener Auskunft
bewandt, welche sich Einige aussparen wollen,
wenn sie es auf eine feine Unterscheidung ange-
legt sehen, auf die sie nicht Lust haben sich einzu-
lassen. „Es ist ein Wortstreit," sagen sie. Man
weiß dann schon, was man von dem denken soll,
aus dessen Munde solch ein Ausruf kömmt, nehm-
lich das ungefähr, was man von manchem Philo-
sophen denkt, dessen Einwürfe gegen das neue
System von der Art sind, daß sie eigentlich wei-
ter nichts sagen, als: daß man die Sachen auch
nicht so genau nehmen müsse!

W. M.

7.

Ankündigung der Moseide des Herrn Wessely in deutscher Sprache.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung auf einer ziemlich verlassenen Gegend des Parnasses ist gewiß, zumal in unsern Tagen, ein Hebräisches Heldengedicht. Unser gelehrte Mitbürger, Herr Hartwig Wessely (oder hebräischer: Naphtali Herz Wesel), — als Dichter und als Sprachforscher unter den Juden in ganz Europa geschätzt, und von welchem die Berl. Monatsschrift schon einst (1791 Oktober S. 361) eine nützliche Abhandlung angezeigt hat — liefert ein solches Werk durch seine Moseide. Dieses, in reiner althebräischer Sprache geschriebene, Gedicht ist eine große geistlich-moralische Epopee in 18 Gesängen, welche die Begebenheiten des Israelitischen Volks, vom Anfang der Sklaverei in Ägypten bis zu den gegebenen Gesetzen am Berge Sinai (oder vom 1sten bis zum 21sten Kapitel des 2ten Buchs Mose), besingt.

Über ein so seltenes Werk müssen nur Kenner urtheilen, wozu der Verfasser des gegenwär-

tigen

tigen Aufsatzes sich im mindesten nicht rechnen kann. Aber er darf historisch berichten, daß es bei Kennern, sowohl wegen des Inhalts, als wegen der Sprache, ungemeines Lob erhalten hat. Sehr ausführlich redete Hr. Doktor und Senior Hufnagel davon, als die ersten vier Gesänge erschienen waren, in seinem Jurnale „Für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl," Bd. II, Heft 4, S. 311, folgg. Auf alle Weise wird es am besten sein, einige Stellen seiner Beurtheilung dieses Gedichts hier einzurücken. Gleich zu Anfange sagt derselbe: „Die wichtigste „Erscheinung, auf welche die hebräische Literatur „unsrer Tage sehr Ursache hat stolz zu sein, ist der „Hochgesang von Wessely, dem Manne, der „sich schon große Verdienste um seine Nazion erworben hat *). Es erhebt schon der Gedanke: „die Führungen Gottes zu preisen, das Herz „eines jeden Mannes von Gefühl; aber, was „muß er erst für diesen Sänger fühlen, dem seine „Sprache den Gesang so sehr erschweren mußte? „Wie glücklich er diese großen Schwierigkeiten „durch

*) Hierbei verweist Hr Hufnagel die Leser seines Jurnals auf dessen 1sten Band, S. 466; und Bd 2, S. 208.

„durch sein Dichtertalent, und die genaue Kennt„niß der hebräischen Sprache zu überwinden, wie „fein er neuere Ideen alten Worten unterzulegen, „wie gut er die Bilder der Nazionalschriftsteller „aus den Zeiten des goldnen Alters seiner Mut„tersprache sich eigen zu machen, und wie sehr er „sich die Fesseln des hebräischen Reims zu erleich„tern wußte; dafür findet der Leser sehr entschei„dende Beläge schon in den ersten Strophen die„ses sehr groß angelegten hebräischen Gedichtes. „Aber, stellt erst der Leser zu diesem an sich schon „sehr bedeutenden Verdienste, das höhere der „dichterischen Behandlung des Gegenstandes, „und den Zweck des begeisterten Sängers; so „wird er den Dichter ehren und den Menschen „lieben.“

Hr. Hufnagel geht hierauf fast Schritt vor Schritt den ganzen ersten Gesang durch; und zeigt die Schönheiten des Planes, der Ausführung, und der einzelnen Stellen; z. B. (S. 313, f.): „wie der Dichter in der Einleitung seines Werks die Schicksale seiner Nazion mit meisterhafter Kürze und so treffend entworfen hat, daß die Darstellung der bekanntesten Dinge überrascht und neues Interesse erhält; wie schön er die Geschichte des Falles faßt und sie kurz darstellt; wie bündig und

und wahr er den Zustand der Menschen zur Zeit der Revoluzion in Babel schildert; wie er nicht minder schön die Verdienste des merkwürdigen Vertrauten Gottes (Abrahams) um die Kenntnisse der Menschen charakterisirt; wie kräftig er von der Aufnahme der Familie Jakobs in Ägypten redet; wie voll Empfindung er die Hülfe Gottes durch Mose preist; wie treffend er durch vorbereitende Züge die Handlung einleitet, welche nun der Leser erwartet; wie glücklich seine Einbildungskraft den wenigen Stof, welchen er in der biblischen Geschichte findet, zu eingreifenden Stellen zu benutzen weiß; wie zweckmäßig der Dichter, oft nur mit einem Zuge, an andere Begebenheiten der Geschichte des Volks erinnert, um dem Leser durch solche erweckte Ideen, das was er ihm itzt darstellt, desto fühlbarer zu machen;" — u. s. w. Endlich schließt Hr. Hufnagel mit dem Ausspruche (und was könnte er Höheres zum Lobe unsers Dichters sagen?): „daß nun Wessely den Helden besingt (den bewundernswürdigen Heerführer und Gesetzgeber aus der allerältesten Geschichte) welchem Herder *) längst schon einen solchen Sänger wünschte."

Wahr-

*) Geist der Hebräischen Poesie, Th. 2, S. 78, 79.

Wahrscheinlich danken es mir die Leser, wenn ich, um sie mit dem Geiste dieses auf so vortheilhafte Weise charakterisirten Dichters bekannter zu machen, eine Probe seines Werks, so wie Hr. Hufnagel sie geliefert hat, hier abschreibe. Ich knüpfe sie an die oben abgebrochenen Worte (Hufnagel S. 313—321).

„Wer kann die Stellen ohne Rührung und „Herzenserhebung lesen, welche, nach der alten „guten Sitte der Dichter und Prosaisten, um die „Hülfe seines Gottes zum neuen Werke flehen:

Dies, Schöpfer, vorzusingen meinen Brüdern, fühl' ich Drang.
Vollende selbst, was ich beginne!
Geuß über mich den Geist aus deinen heilgen Höhen!
So schwach ich bin und meines Erdenursprungs eingedenk,
Erwind' ich mich doch dies von dir zu bitten;
Denn nie hast du die Bittenden verlassen.
So fließe über deines Beters Lippen der Geist des süßen Sangs.
Allgütiger! Reiß mich hin! Dir folge ich!
Daß du mich doch in deiner Weisheit Kammern brächtest,
Die, angefüllt mit hoher Kenntniß Schätze,
Mir Dürstenden erquickten Geist und Herz,
Und du der Weisheit Tiefen mir enthülltest!
Sei mit dem Sänger, lehre ihn gefallen!
Ein neues Lied beginn' ich dir zu singen,
Und schöpfe aus dem Meere deiner Weisheit Perlen.
Zu tief und weit ist es [das Meer];
Beseegeln kann ichs nicht, es fluthet hoch,
Begleitet mich auf ihm nicht deine Güte, Gott!
Dann wird, wer meinem Liede horcht, sich freu'n, des Harms vergessen.

 Das

Das Lied wird seinem Geist, was Öl der Lampe, sein,
Das sie, noch glimmend kaum, doch wieder flammen
macht.
Denn deine Allmacht sing ich, singe deine Wunder,
Besing die Größe deines Mosch unter den Propheten.
Der Vorwelt Räthsel löset auf mein Lied.
Bahn du den engen Pfad
Mir Schwachen doch durch des Verstandes Wunder!
Aufflammen laß mein Licht; die Nacht erhell' um mich!
Horcht meinem Sang der Fromme; so schallet dir sein Lob.
Selbst die von deiner Vorschrift wichen, kehren um,
Wenn durch mein Lied das Herz siegt über seine Schwäche!
Den Völkern rühmt es deine Thaten,
Und preis't sie unter ihnen laut.
Sie auch, wie wir, sind Werke deiner Hand.
Einst war das Gute ihnen Ekel;
Nun lieben sie's und ihre Herrscher.
Sie alle rühmen laut von dir: daß deiner Majestät
nichts gleicht!
So wird mein Lied ein goldner Schmuck dem Manne,
der ihm horcht;
Dem Pflichtverächter, Seelenarzenei;
Und Trost, dem Volke in der Irre.
Wenn ihm der Muth entsinkt im Wehgeschrei,
Erhebt den Sinkenden das Schicksal seiner Väter,
Die auch zu Gott aufseufzeten in Eisenfesseln.
Denn durch die Zeichen seiner Allmacht in Ägypten,
Und durch die Wunder für die Rettung dieses Volks,
Blüht ihre Rettung auf. Sie klagen nicht: es ist um
uns geschehen!
Nein, wer nur Gott vertraut, wird nicht verlassen!
Ihm sind auch viele Jahre nur Ein Tag.
Wohl ihm, der Seiner harrt! er singt einst Dank.

»Auf diese herzerleichternden Strophen, in
»welchen die menschenfreundlichen Gesinnungen
»des Dichters, und seine heissen Wünsche für
»das Beste seines Volks, so unverkenntlich sind,

»folgt

„folgt nun ein freundlicher Brudergruß, und diese
„herzliche Aufforderung:

Auf nun, ihr Irrenden, vom Ost zum West!
Ihr meine Brüder alle, wo Ihr lebt,
Verehrt die Thaten Gottes! Ihm schalle Völkerruhm!
Denn nun beginn ich meinen Sang von den Orakeln
unsers Gottes,
Vom Schicksal, das einst unsre Väter traf,
Seit Josefs Tod, und nach dem Tode seiner Zeitgenossen.

„Nun verändert sich auf einmal, und sehr
„glücklich, die Versart. Der Dichter öfnet ein
„weites Feld seiner Einbildungskraft: entwickelt
„die hingeworfenen Ideen des Geschichtschreibers,
„oft sehr kühn, aber ohne die Wahrheit aus dem
„Auge zu verlieren; und unterhält seine Leser mit
„einem Interesse, das gerade dieser Geschichte,
„gewiß um mehr als einer Ursache willen, auch
„vom glücklichsten Erzähler schwer zu geben ist.
„Er beginnt mit der Klage über Josefs Tod: und
„entwirft hier, offenbar am rechten Ort, das
„Gemälde des Monarchen (Pharao), der, wie
„Julian in der Geschichte der Christen seiner
„Zeit, in der Geschichte der Israeliten jenes Zeit-
„raums die gehässigste Rolle hat. — — Und
„s. w., u. s. w." —

Die Hauptabsicht dieser — ich darf wohl sagen, in edler Begeisterung geschriebenen — Anzeige des Hrn Hufnagel war: dem frommen und braven Verfasser des Heldengedichts (welcher

 von

von seinen bisherigen Werken, so wichtig und verdienstvoll sie auch sind, noch nie einen Vortheil genossen hat) einige Unterstützung bei Erscheinung einer Deutschen Übersetzung der Moseide zu verschaffen. Das Original ist nehmlich völlig von demselben beendigt, und erscheint seit 1789 heftweise in sauberem und geschmackvollen Druck. Es kömmt itzt darauf an: ob sich nicht Liebhaber der ernsthaften Muse, und Beförderer des Guten unter jeder Nazion, in hinlänglicher Anzahl finden werden, damit dieses merkwürdige Gedicht auch in Deutscher Sprache, auf gleiche Art erscheinen könne? Hr. Hufnagel hat den ersten Gesang völlig übersetzt; und war gefällig genug, sich auch zur Bearbeitung mehrerer zu erbieten *). Allein man hat seine Güte nicht mißbrauchen wollen. Verschiedene Gelehrte haben sich in dies Geschäft vertheilt, so daß jeder derselben, meist unter den Augen des Verfassers, einen oder zwei Gesänge übersetzt. Man wird also ziemlich bald mit dem Druck anzufangen im Stande sein. Um dies

*) Dies ward auch von Andern gewünscht. Allgem. Literaturzeitung 1791 d. 15 Apr. Nr. 113, wo Hrn Hufnagels Jurnal rezensirt wird, heißt es: „Dies herrliche Gedicht [die Moseide] wird „nach Verdienst gerühmt; es werden einige Stel„len ausgehoben, und die Schönheiten desselben „entwickelt. Mögte es doch Hrn Hufnagel gefallen, „das hebräische Original ganz zu übersetzen!“

dies aber mit Sicherheit thun zu können, bittet man diejenigen, welche sich geneigt fühlen sollten dem Verfasser durch ihre Unterstützung diese Freude zu gewähren, um Vorauszahlung auf eins oder mehrere Hefte.

Die 18 Gesänge, welche von ungleicher Länge sind, werden in sechs Hefte vertheilt. Jedes Heft wird zehn bis elf Bogen in Großoktav stark, und mit einer Vignette gezieret sein. Das erste erscheint noch vor Ostern des itzt angetretenen Jahres, und enthält die vier ersten Gesänge. Es kommen Anmerkungen hinzu, welche vorzüglich in Erklärung der wichtigen Synonymicen der hebräischen Sprache bestehen: eine Arbeit im Fache der Schriftforschung und Wortauslegung, womit Hr. Wessely sich eine geraume Zeit seines Lebens beschäftigt hat, und wovon vor einigen Jahren eine kleine Probe in Deutscher Sprache erschienen ist *). — Man kann auf das ganze Werk in Deutscher Sprache mit einmal; oder, wenn man dies vorziehen sollte, fürs Erste nur auf ein Heft unterzeichnen. Der Preis ist für jedes Heft 16 Groschen Brandenburgisch, daß folglich das ganze Werk 4 Tha-

*) Von Js. Abr. Euchel, zu Königsberg 1785. „Ankündigung eines kritisch-philosophisch-hebräischen Wörterbuchs.“ 2 Bogen Großoktav.

ler hiesigen Geldes kosten wird. Die Namen der Unterzeichneten werden voran gedruckt.

Für auswärtige Örter hat man die Erlaubniß, folgende Kollektöre zu nennen, theils schon erhalten, theils mit dem besten Grunde zu hoffen:

In Amsterdam	Herr B. Cohen und Sohn.
— Breslau	— Schlipalius und Komp.
— Danzig	— Geheime Rath Simpson.
— Dresden	— Bibliothekar Dasdorf.
— Frankfurt am Main	— Senior Hufnagel.
— Frankfurt a. d. Oder	— Professor Wünsch.
— Göttingen	— Hofrath Eichhorn.
— Haag	— Abraham und Simon Boas.
— Halberstadt	— Prediger Bastian.
— Halle	— Joh. Matthias Wucherer.
— Hamburg	— Samuel Josef Wertheimer.
— Hannover	— Kriegsagent Levin Salomon.
— Jena	— Professor Hufeland.
— Kiel	— Professor Hegewisch.
— Königsberg	— J. M. Friedländer u. Söhne.
— Konitz in Westpreuss.	— Kriegsrath Michalewski.
— Kopenhagen	— Wessely und Sohn.
— Leipzig	— Doktor Rostock.
— London	— Goldsmith und Sohn.
— Lübeck	— Kaufmann Blester.
— Magdeburg	— Konsistorialrath Funk.
— Nancy	— Beer Isaak Beer.
— Prag	— Löb Hönig Edler v. Hönigsberg.
— Stettin	— Seeland und Brünn.
— Strasburg	— Cerf Beer und Söhne.
— Wien	— Nathan Adam Arnsteiner.

In Berlin wird, unter Andern, der Herausgeber der Berl. Monatsschrift sich mit Vergnügen des Geschäfts unterziehen, Vorausbezahlung auf die Deutsche Moseide für den Herrn Verfasser anzunehmen.

8.

Berlinische Geburts- und Sterbelisten.

I. Verzeichniß der im 4ten Quartal des Kirchenjahres 1793 Gebornen und Gestorbnen.

Wochen	Geboren		Gestorben.			
			M. Ge.		W. Ge.	
	Söhne.	Töchter.	Erw.	Unerw.	Erw.	Unerw.
Vom 31 Aug. bis 6 Sept.	57	62	20	39	16	33
v. 7 bis 13 —	56	61	23	31	18	27
v. 14 — 20 —	49	39	22	29	17	21
v. 21 — 27 —	49	52	20	41	24	25
v. 28 Sept. bis 4 Oktobr.	55	49	19	33	20	29
v. 5 bis 11 —	47	42	18	41	18	22
v. 12 — 18 —	52	57	24	38	21	35
v. 29 — 25 —	58	47	14	36	18	29
v. 26 Okt. bis 1 Novemb.	49	44	19	32	26	32
v. 2 bis 8 —	53	47	22	27	21	34
v. 9 — 15 —	69	65	26	26	22	35
v. 16 — 22 —	49	60	23	30	24	24
v. 23 — 29 —	49	58	24	25	28	27
Unter den Gebornen sind 81 unehel. Söhne 58 unehel. Töchter zusam. 139 Ferner: 11 Paar Zwillinge	692	683	274	428	273	373
Summa	1375		1348			

Balance.

Geboren : : :	1375
Gestorben : : :	1348
Mehr geboren	27

II.

General = Rekapitulazion

der in Berlin im Kirchenjahre vom 1sten Advent 1792 bis dahin 1793 Gebornen und Gestorbnen.

	Geborene.			Gestorbene.				
				M. Ge.		W. Ge.		
	Söhne.	Töchter.	Summa	Erw.	Unerw.	Erw.	Unerw.	Summa
Im 1. Quartal: Vom 1 Dez. 1792 bis 1 März 1793.	769	686	1455	341	417	324	380	1462
Im 2. Quartal: Vom 2 März bis 31 Mai.	692	659	1351	356	330	286	299	1271
Im 3. Quartal: Vom 1 Juni bis 30 August.	659	595	1254	258	377	252	314	1201
Im 4. Quartal: Vom 31 Aug. bis 29 Novemb.	692	683	1375	274	428	273	373	1348
	2812	2623	5435	1229	1552	1135	1366	5282
Summa	5435			5282				

Unter den Gebornen
sind: 307 uneheliche Söhne
273 uneheliche Töchter

Zusammen 580
Ferner: 52 Zwillingspaare
und 2 Drillingsgeburten.

Balance.

Geborene : :	5435
Gestorbene : :	5282
Mehr geboren : :	153.

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hof= und Regierungs = Buchdrucker.

Berlinische Monatsschrift

1794 Februar.

I.

Vierzehn Sinngedichte Martials.

I.

An den Anwalt Rufus.

(I, 80.)

Immer sprichst du, Rufus: die Sachen hab' ich geendigt.
Alles endigest du, Rufus; es sey, was es sey.
Sollt' es dir ewigem Endiger einmal an Sachen gebrechen,
Die du endigen kannst, Rufus: so endige selbst *).

II.

*) Stirb, endige dein Leben! — So wie in der deutschen Nachahmung dieses Sinngedichts über einen Menschen gespottet wird, der sich das Wort endigen angewöhnt hat, so spottet Andreas Gryphius über einen, der sich angewöhnt hatte, das Wort thun da zu gebrauchen, wo es wider den deutschen Sprachgebrauch ist. Man sehe hier das alte Sinngedicht.

Auf des Valgius nichtswürdiges Thun.
Du thust der Deutschen Noth, du thust den Krieg beschreiben;

II.

Auf den Gaurus.

(II, 89.)

Daß du sehr oft mit Wein die Nächte verzechest, o Gaurus,
Ist verzeihlich: du hast dies mit dem Cato gemein (*).
Daß du Gedichte schreibst, verkannt von Apoll und den Musen,
Ist dir rühmlich: denn dies macht dich dem Cicero gleich.
Daß du speyst, ist Antons, und schwelgest, Apicius Fehler.
Daß du stiehlst, — mit wem hast du den Fehler gemein?

II.

Du thust die lange Zeit mit Lesen oft vertreiben,
Und was du dichten thust, thust du den Freunden weisen;
Die thun was du gethan mit langen Reimen preisen,
In welchen steht, du thätst berühmte Bücher machen.
Wenn wir die lesen thun, thun wir unmäßig lachen:
Warum? weil all dein Thun, wenn wir es recht betrachten,
Ob du gleich alles thust, für ungethan zu achten.

Anhang zu Wernikens Überschriften, S. 415.

(*) Daß Cato oft vom Weine geglüht hat, sagt nicht allein Horaz, sondern auch Plinius erzählt im zwölften Brief des dritten Buches, daß er sich alsdann die Toga vor das Gesicht gezogen habe, auf der Straße nicht erkannt zu werden.

III.

An den Labienus.

(V, 50.)

— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Neulich sah ich allein dich sitzen: dennoch
Glaubt' ich sicher, ich sähe drey Personen.
Deine Glatze betrog mich, Labienus.
An der einen und andern Seite hängt dir
Haar herunter, das Knaben zieren würde,
Und der mittelste Kopf ist nackt: kein Härchen
Ist zu sehn auf dem ganzen langen Äſtrich.
Dieser Irrthum hat Vortheil im December
Dir gebracht. Als der Kaiser Speis' austheilen
Ließ, da trugst du der Körbchen drey nach Hause. —
So hat Geryon, glaub' ich, ausgesehen.
Den Philippischen Säulengang (1) vermeide!
Sieht dich Herkules, dann bist du verloren (2).

IV.

An den Rufus.

(V, 52.)

Der in der Linken dort ein schweres Bündel Schriften
Herantrágt, rund umringt von seinen jungen Schreibern;

 Der

(1) Marcius Philippus, der Stiefvater des Augustus, hatte Tempel, Säulengang und Bildsäule des Herkules wieder hergestellt.

(2) Herkules hatte den dreyleibigen Geryon umgebracht, und könnte leicht den Labienus für einen neuen Geryon ansehen.

Der hier und da Pakete Brief' und Kodicille
Aus seinem Busen zieht und Amtsgesichter schneidet,
Ernsthafter als ein Cato, Tullius und Brutus,
Der grüßt — und spannte man ihn auf die Folter —
niemals:
Nicht in der Muttersprache, nicht in einer fremden.
Du denkst, ich dichte, Rufus? Komm, wir wollen grüßen.

V.

Auf das Bildniß eines Adlers.

(V, 56.)

Sage mir, König der Vögel, wen trägst du? —
Den Donnerer trag' ich. —
Warum ist ihm die Hand ledig von Blitzen? —
Er liebt. —
Wer entflammt ihn? — Ein Phrygischer Knabe. —
Was siehst du so lange
Deinen lächelnden Gott an? — Ich erzähle von ihm.

VI.

Von dem Calpetianus.

(VI, 94.)

Goldbelegte Geschirre setzt man dem Calpetianus
Täglich vor, er speis' auswärts, er speise daheim.
Eben so wird im Wirthshaus' und auf dem Lande
gespeiset. —
Hat er nicht andere? — Selbst diese gehören ihm
nicht (*).

VII.

(*) Calpetianus war ein Wucherer, der auf Pfänder Geld auslieh. Diese kostbaren Gefäße waren bey ihm versetzt worden, und er gebrauchte sie unterdessen als seine eigenen.

VII.

An den Panzer Domitians.

(VII, 1.)

Seh, du Begleiter des Herrn, die Pfeile verhöhnend, und sichrer,
Als des Getischen Mars Panzer, mit Stierhaut belegt (1)!
Du, dem Ätolischen Speer (2) selbst undurchdringlich, aus hundert
Glänzenden Klauen der schief hauenden Eber gestickt (3)!
Dein ist das glückliche Schicksal, die heilige Brust zu berühren,
Und von dem Herzen des Gottgleichen erwärmet zu seyn.

H 3 Unver-

(1) So bepanzerten sich die Geten, und wenn sie ihren Kriegesgott abbildeten, gaben sie ihm wahrscheinlicher Weise einen gleichen Panzer.

(2) Dem Speere Meleagers und der Atalanta, die das Kalydonische Schwein erlegten.

(3) Ähnliche Panzer beschreibt Pausanias: „Von „den Pferden, welche die Sarmaten zum Kriege, „zu Opfern und zur Speise gebrauchen, sammeln „sie die Hufe, spalten sie, machen kleine Scheiben „daraus, den Schuppen großer Schlangen oder „grüner Fichtenzapfen ähnlich, durchboren sie, „heften sie mit den Sehnen der Pferde oder Kühe „zusammen, und gebrauchen sie als Panzer, welche „den Griechischen weder an Schönheit noch Festig„keit etwas nachgeben.“ Reisebeschreibung von Griechenland, I, 21.

Unverletzt erwirb ihm Triumphe: dann kehr' in bepalmter
Toga (4) der Feldherr (doch bald!) von den Sarmaten zurück.

VIII.

An den Albin.

(VIII, 22.)

Auf ein wild Schwein ludest du mich, und giebst mir ein zahm Schwein.
Nenne mich Zwitterschwein (*), wenn du mich anführst, Albin!

IX.

Auf den Picens.

(VIII, 62.)

Picens beschreibt mit Sinngedichten den Rücken der Blätter.
Hilft es ihm? Ach! Apoll kehret den Rücken ihm zu (†).

X.

(4) Dann vertausche er den Panzer mit dem Kleide des triumphirenden Feldherren, der mit goldenen Palmzweigen besetzten Toga.

(*) Auf diese Erklärung bringt uns Plinius, welcher schreibt: Bey keinen Thieren vermischen sich die wilden Arten leichter mit den zahmen, als bey den Schweinen. Die auf diese Art erzeugten nannten die Alten Hybriden. — Naturgesch. VIII, 53 (79).

(†) Der natürliche Sinn dieses Epigramms ist: Je mehr Picens Verse macht, je schlechter gerathen sie: eine Wahrheit, die Martial mit eben diesem Sinngedichte bestätigt. Weil er sich vorgesetzt hatte recht

X.

Von dem Namen Earinus.

(IX, 12.)

— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Earinus: du Name, mit den Rosen
Und Violen zugleich erzeuget! Hybla
Und die Attische Blumenflur (1) begrüßet
So die schönste der Horen (2). Name, süßer
Als der himmlische Nektar! mit dir hörte
Gern der Knabe der Cybele sich nennen,
Und der andere, der des Donnergottes
Becher mischet. Ertönst du von der hohen

recht viel in dieser Dichtungsart zu schreiben, so ließ er zuweilen ein Wortspiel mit einfließen. In seinem Epigramm an den Avitus und an den Cäcilianus (Auszug. I, S. 11 und 53) hat er sich deßhalb schon im voraus entschuldigt.

Daß die Alten nur Eine Seite der Blätter beschrieben, sehen wir unter andern aus dem Juvenal, der über einen weitschweifigen Poeten spottet, dessen Orestes den Rücken der Blätter einnimmt, und doch noch nicht geendigt ist.

(1) Hybla in Sicilien, und im Attischen Gebiet der Berg Hymettus, trugen im Frühlinge eine Menge der angenehmsten Blumen.

(2) Die schönste der Jahreszeiten, oder der Frühling, heißt im Griechischen Ear.

Palatinischen Burg (3); so werden alle
Liebesgötterchen rufen: Earinus (4).

XI.

Auf den Milichus.

(XII, 90.)

Eine spitze Nase hat Milichus freylich, das weiß man;
Aber mehr als die Spitznase hat Milichus nichts (*).

XII.

Balsam.

(XIV, 59.)

Öhl der Balsamstaude behagt mir: dies salbet die Männer.
Junge Matronen, für euch sey der Assyrische Kram (†)!

XIII.

(3) Von der Burg Domitians, der seinem schönsten Mundschenken diesen Namen gegeben hatte.

(4) Daß dieses Sinngedicht, worin Martial den wohlklingenden Namen weder Earinus noch Earinus hat accentuiren dürfen, im Deutschen bloß nachgeahmt ist, wird man bey der Vergleichung sehen.

(*) Einige glauben: das Wort Nase würde zuerst im uneigentlichen, und hernach im eigentlichen Sinne genommen; es ist aber nicht nothwendig, den Martial hier eines Wortspieles zu beschuldigen. Spitzfündig ist Milichus bey Beurtheilung Anderer, kann es heißen; aber auch weiter nichts, als spitzfündig: er spottet, kann aber nichts besser machen.

(†) Hiermit meint er die zusammengesetzten Salben. — Indessen satirisirt doch Juvenal einen Mann,

XIII.

Die Arzeneybüchse.

(XIV, 73.)

Dieses Apothekerbüchschen von Elfenbein gäbe
Dir ein Paccius nicht; nein, der gebraucht' es für sich (*).

XIV.

Von dem Geschlechte der Flavier.

(XV, 33.)

Flavisches Haus, wie hat dich dein dritter Erbe geschändet!
Daß du zwey gute gehabt (†), wiegt so viel böses kaum auf.

 Ramler.

Mann, der sich bloß mit Balsam salbete: vielleicht weil ein rauher Stoiker sich gar nicht salben sollte. Er spricht:

Uns ist ein dritter Cato vom Himmel gefallen: doch sage,
Wo du den Balsam kaufst, der dir von den struppigen Haaren
Duftet. Sat. II, 40 — 42.

(*) Plinius (XX, 20) nennt den Crocus ein stimulirendes Mittel, das man in hörnernen Büchsen aufbewahre. — Paccius, der von seiner Gallita gern Kinder haben wollte, weil er sehr reich war (Juvenal XII, 99), würde ein solches Arzeneymittel nicht weggeben, sondern selbst gebrauchen. So ungefähr erkläre man das Geschenk der Büchse, damit dieses Distichon kein Räthsel bleibe.

(†) Nehmlich den Vespasian und Titus, Domitians Vater und Bruder. Viele

2.

Über das Verhältniß der Theorie zur Praxis.

Alle Theorie besteht in der Entwicklung von Begriffen, unter welche die Gegenstände der wirklichen oder einer als möglich gedachten Welt, von gewissen Seiten, und in einigen Verhältnissen, gefaßt werden können. Da wo es auf eine genau bestimmte eingeschränkte Wirkung abgesehen ist, reicht die einfache Anwendung der Regeln, welche aus jener wissenschaftlichen Entwicklung von Begriffen

Viele zweifeln an der Echtheit dieses Sinngedichtes, weil Domitian darin angegriffen wird, dem unser Poet in diesem Buche beständig geschmeichelt hatte. Allein unter des Nerva und Trajanus Regierung hat er mehrere Epigrammen wider ihn herausgegeben, welche im eilften und zwölften Buche enthalten sind. Stünde dieses Distichon gleichfalls dort, so würde es ihm vielleicht niemand abgesprochen haben. Man hat es übersetzt, sich gewisser Maßen dafür schadlos zu halten, daß man so viel gutes vom Domitian dem Römischen Dichter hat nachlügen müssen *).

(*) Den Lesern der Berlinischen Monatsschrift können wir ankündigen, daß die Nachlese zum Martial, woraus diese Sinngedichte uns mitgetheilt sind, in der nächsten Ostermesse erscheinen soll. Sie wird über hundert Stücke nebst dem lateinischen Texte und den gehörigen Anmerkungen enthalten. B.

sen abgezogen sind, vollkommen hin, den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Verwickeltere Fälle, in welchen der Erfolg aus mannichfaltigen Erscheinungen, die ganz verschiednen Gesetzen unterworfen sind, zusammengesetzt ist, (z. B. solche physische Erscheinungen, die aus mechanischen und chemischen Operazionen zusammengesetzt sind, oder aus noch mehreren, so wie die Veränderungen der animalischen Natur) müssen zugleich nach mehrern Theorieen beurtheilt werden, deren Verhältnisse zu einander noch unentdeckten Gesetzen unterworfen sind, von denen die allgemeinere Theorie abgeleitet werden müßte, welche jene einzelnen mit einander verbinden, und die Gegenstände und Erscheinungen der Welt von allen Seiten ganz umfassen würde. Ob es dem menschlichen Erkenntnißvermögen an sich selbst möglich sei, dieses in größter Vollkommenheit zu leisten, und die Natur also zu erreichen, ist zweifelhaft; ja es scheint vielmehr in der Sache selbst ein unüberwindliches Hinderniß zu liegen, weil jenes höchste Alles umfassende System auf nichts anderm beruhen könnte, als auf den Gesetzen, nach welchen die Dinge selbst in der Natur erscheinen: diese Gesetze der Verbindung unter der intelligibeln und sinnlichen Welt aber dem menschlichen

Verstande

Verstande seiner Natur nach ewig ein Geheimniß bleiben werden *).

Hierin könnte wohl ein Grund der unerklärlichen Überlegenheit des durch Übung gebildeten praktischen Beobachters und Künstlers über den vollkommensten theoretisch gebildeten Verstand liegen; und der Vorwurf, daß die Theorie manches lehre, was sich in Praxi anders finde, wird daher nie ganz abgelehnt werden können, jener aber an sich nicht schaden, sondern nur dienen, ihre Anmaaßungen auf dasjenige einzuschränken, was sie zu leisten vermag.

Ganz anders ist es in Wissenschaften, die vorschreiben was der Mensch thun und lassen soll. Der gewöhnliche Einwurf gegen die Gültigkeit der Theorie moralischer Wissenschaften, daß sie doch nie recht in der Welt befolgt werde, beruhet auf einem Mißverständnisse. Das was geschieht, mag

*) Die Leibnitzisch-Wolfische Metaphysik enthält den glücklichsten Versuch dieses Geheimniß zu enthüllen; und dennoch, wie in Kants Kritik der reinen Vernunft bewiesen wird, einen vergeblichen. Ich glaube, in meinem Buche „über das Verhältniß „der Metaphysik zur Religion (Berlin, 1787)“ gezeigt zu haben, daß kein andrer Versuch das Problem zu lösen, außer und nach jenem, möglich ist.

mag wohl in einem ewigen Widerspruche mit dem stehen, was geschehen sollte. Immerhin mag ein roher Haufe die Forderungen der Sittlichkeit verhöhnen, weil sie nie vollkommen befolgt worden sind. Die Zahl der Übertreter kann wohl die Schande mindern, aber nicht die Schuld aufheben. Sogar die wesentliche Unvollkommenheit der menschlichen Natur kann der Strenge der sittlichen Thearie nicht schaden, in welcher die Gesetze aufgestellt werden, die allen moralischen Wesen, vermöge dieser ihrer Natur, vorgeschrieben sind, so daß sie sich selbst verbunden achten, der Befolgung sich wenigstens zu befleissigen.

Aber es wird ein andrer Streit über den Umfang und die Zulänglichkeit derjenigen moralischen Theorie geführt, welche sich aus dem höchsten und evidenten Grundgesetze der Sittlichkeit ableiten läßt; und dieser Streit ist von der größten Wichtigkeit: erstlich für die Wissenschaft, welche in Gefahr kommt verfälscht zu werden; und zweitens, für die Sittlichkeit und moralische Zufriedenheit ihrer Schüler, welche Gefahr laufen, entweder die höchsten Gesetze der Sittlichkeit selbst zu verkennen, oder in eine skeptische Verzweiflung gestürzt zu werden, wenn sie den Widerspruch entdecken, in welchen die Grundsätze reiner Erkennt-

niß aus Begriffen verfallen, so bald sie in einem fremden Felde unbedingt angewendet werden.

Das höchste Sittengesetz ist unabhängig von aller Erfahrung: es besteht für sich, ohne alle Verbindung mit der Glückseligkeit; die Moralität ist daher wesentlich verschieden von der Kunst glücklich zu leben, welche auf empirischer Kenntniß der menschlichen Natur gebauet ist.

Dieses alles ist von dem kritischen Reformator der Philosophie vollkommen bewiesen. Seine Darlegung des wahren Grundes, auf dem die Sittlichkeit beruhet, ist von unschätzbarem Werthe für die wissenschaftliche Philosophie; und seine Schriften müssen noch außerdem, durch die unübertreflich schönen Ausführungen dieser höchsten Grundsätze reiner Sittlichkeit, ungemein viel zur Verbreitung der Gesinnungen beitragen, deren Gründe sie entdecken.

Wenn aber aus jenem Prinzip ein System moralischer Wissenschaften abgeleitet werden soll, welches unmittelbarer Anwendung auf die Handlungen der Menschen fähig sei; so entstehen Schwierigkeiten, nicht gegen die Gültigkeit, aber über die Zulänglichkeit und Vollständigkeit jenes

evidenten

evidenten Prinzips in der Anwendung, welche ich hier auseinander setzen werde.

Das höchste Grundgesetz der Sittlichkeit kann eben deswegen, weil es aus reinen Vernunftgesetzen entspringen muß, kein andres sein, als ein formales. — Dieses höchste Gesetz, wie es Hr. Kant vollkommen gut ausdrückt: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann; ist als Regel zur sittlichen Beurtheilung der Entschließungen der Menschen zureichend. Alles wovon ich wollen kann, daß es jedem erlaubt oder geboten werde, unter den gleichen Umständen zu thun; das ist zuverlässig auch mir erlaubt oder geboten. Allein, aus dieser Regel der Beurtheilung entspringt noch keine objektive Bestimmung menschlicher Handlungen, auf welche ein System von einzeln bestimmten Pflichten gebauet werden könnte. Jene Regel sagt nur, daß die Vernunft alle Bestrebungen der Menschen regieren solle; nicht aber, was der Zweck dieser Bestrebungen sein müsse. Auf diese letzte Frage kann aus dem reinen Vernunftgesetze selbst keine andre Antwort abgeleitet werden, als diese: durchgängige Übereinstimmung aller Zwecke; also wiederum etwas bloß Formales, wodurch die Pflichten in

Ansehung

Ansehung ihrer Gegenstände nicht bestimmt werden *).

Um dieses zu leisten, muß immer zu dem höchsten (formalen) Gesetze etwas empirisch Erkanntes hinzukommen. Der oben angegebne unbedingte praktische Imperativ muß zu diesem Behufe in einen andern verwandelt werden, welcher heißt: **Handle so, daß du die Menschheit, so wohl in deiner Person, als in der Person jedes andern, jederzeit zugleich als Zweck, nie bloß als Mittel brauchest.**

Allein der Ausdruck, **die Menschheit**, auf welchen alles hier ankommt, ist zweideutig.

Daß Vernunft und Sittlichkeit in jedem Menschen als Zweck an sich selbst respektirt werden müssen, ist unläugbar. Allein diese Vernunft, die in jedem Menschen existirt, ist kein Gegenstand an

*) Herr **Kant** zeigt in der Anmerk. zur Vorrede seines Werkes, „die Religion in den Gränzen der „bloßen Vernunft," S. X: Wie ein synthetischer Satz a priori, der mit dem formalen Gesetze der Sittlichkeit ein Objekt desselben verbinde, möglich sei. Allein diese **Möglichkeit** ist nicht hinlänglich, um ein System evidenter moralischer Wissenschaften darauf zu gründen. Dazu müßte die **Nothwendigkeit** erhellen.

an sich selbst. Sie existirt nur als Form der Vorstellungen, mithin in einer Materie. (Daß hier nicht Körper, sondern das was den Inhalt menschlicher Vorstellungen ausmacht, gemeint ist, braucht kaum erinnert zu werden.) Die Menschheit, als Objekt des Willens und der Sittlichkeit, ist etwas mehr als bloße Vernunft und Sittlichkeit. Der Grund jenes Prinzips ist: die vernünftige Natur existirt als Zweck an sich selbst. Allein die vernünftige Natur existirt, für sich allein, nirgend. Die Vernunft muß also zwar als ein für sich bestehender Zweck in jedem Menschen geachtet werden, nicht aber die Menschheit. In jedem wirklich existirenden menschlichen Wesen, in jedem Augenblicke seiner Existenz, ist der Vernunft etwas beigemischt, worin sie lebt; und dieses unzertrennlich mit ihr Verknüpfte kann keinen Anspruch darauf machen, als Zweck für sich selbst behandelt zu werden. Die Beispiele, in welcher Herr Kant die Anwendung dieses Gesetzes zeigt *), sind zwar zutreffend, weil in ihnen die Vernunft eines jeden Menschen als für sich bestehender Zweck behandelt wird. Es lassen sich aber eben so leicht Beispiele von Handlungen aufstellen, in denen vernünftige Wesen

*) Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, S. 67 ff.

Wesen nicht als Zweck für sich selbst behandelt würden, und welche dennoch nicht verdammlich wären.

„Der Mensch ist keine Sache“ (heißt es am angeführten Orte): „mithin nicht etwas das „bloß als Mittel gebraucht werden kann, sondern „muß bei allen seinen Handlungen jederzeit als „Zweck an sich selbst betrachtet werden.“

Dies ist falsch. Die Vernunft allein ist, als Zweck für sich, heilig. Der Mensch aber nur, in so fern er von seiner Vernunft wirklich beherrscht wird, und die Anwendung seiner Kräfte sein eignes unabhängiges Eigenthum bleiben muß, um seiner Vernunft (und Sittlichkeit) in dieser Selbstbeherrschung nicht zu nahe zu treten. Alle übrige Anwendung seiner Kräfte ist nur Werkzeug zu beliebigen Zwecken; und, gleich der übrigen Natur, als Mittel den Absichten jedes vernünftigen Wesens unterworfen. Der Mensch ist also zugleich eine Sache, die bloß als Mittel gebraucht werden kann. Die äußre Freiheit (Unabhängigkeit vom Willen eines jeden andern) kommt daher auch nur der praktischen Vernunft, dem vernünftigen Willen des Menschen, zu.

Wenn aber das höchste Prinzip sittlich guter Entschlüsse in objektive Bestimmung sittlicher Handlungen verwandelt werden soll; so muß zu dem

dem Begriffe der Freiheit, auf welchem jenes Prinzip beruhet, die Äußerung der Freiheit in einer sinnlichen Welt, die Einwirkung der freien Kraft in einem sinnlichen Stoffe, hinzukommen. Von einer solchen Wirkung intelligibler Wesen läßt sich a priori nicht die Nothwendigkeit beweisen, ja nicht einmal die Möglichkeit begreifen.

Dieses selbst, daß intelligible Wesen (denen Freiheit und Sittlichkeit zukommen) mit einer sinnlichen Natur verbunden sind, und sich in einer Welt der Erscheinungen einander offenbaren und auf einander wirken, ist ein empirisch erkanntes Faktum; so wie der Stof, in dem sie wirken und einander erkennen, nicht selbst geschaffen, sondern ihnen gegeben ist. Die äußern Wirkungen der menschlichen Freiheit lassen sich daher nicht in ein System bringen, welches bloß auf Prinzipien a priori beruhete, und eine durchgängige Anwendung der Grundgesetze der Sittlichkeit in evidenten Demonstrazionen gestattete. Ich glaube, daß nicht eine einzige bestimmte Pflicht angegeben werden könne, von welcher nicht Fälle erdacht werden mögten, in denen von der Regel abgewichen werden müsse, um dem höchsten Gesetze der Sittlichkeit Genüge zu thun. Ein Diderot mögte wohl Erzählungen dichten, in welchen die

Übertretung der allgemeinsten und heiligsten Pflichten als die erhabenste Äußerung der heroischsten Tugend erscheinen müsste. Solche Erzählungen könnten indeß nur dazu dienen, das sittliche Gefühl der mehresten Leser zu verwirren; und es ist unstreitig weit besser, solche Entschließungen dem praktischen Gefühle desjenigen zu überlassen, der in so schwere Prüfungen geführt wird, als einer versuchten und immer unmöglichen Vervollkommnung der Theorie die gemeine und nöthige Kultur der Moralität aufzuopfern *).

Wenn

*) Das Gesetz der Sittlichkeit beherrscht den Menschen durch das Gefühl der Unlust, welches mit jeder Verletzung desselben unmittelbar verbunden ist. Herr Kant sagt zwar (Berlin. Monatsschr. Sept. 1793 S. 220): daß diese rein moralische Unzufriedenheit nicht die Triebfeder der Sittlichkeit des Menschen ausmachen könne, weil nur der Tugendhafte ihrer fähig sei; sie sei nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Tugend: allein es geht hier eben so wie mit den natürlichen Anlagen des Menschen. Jede Kraft entwickelt sich in ihm zuerst von selbst. Die Gefühle die aus ihrer Entwicklung entstehen, und mit ihren Wirkungen verbunden sind, dienen nächstdem zu ihrer Kultur. So muß auch (wo nicht der Zeit nach, doch nach der Ordnung der Begriffe in der Abstrakzion) jeder Mensch als

Wenn aber in der Moral, welche die Regeln zur Beurtheilung der Handlungen vor dem eignen Gewissen enthält, auf die strengste und allgemeinste Erweislichkeit der einzelnen Pflichten nicht so viel

 ankommt,

als sittlich gut gedacht werden: denn es ist unbegreiflich, wie ein vernünftiges Wesen unvernünftig (unsittlich ist wider das Gesetz der Vernunft) sollte handeln können, wenn es sich anders seiner Vernunft im Handeln bewußt ist. Die Möglichkeit der Unsittlichkeit entspringt aus der unbegreiflichen Verbindung eines vernünftigen Wesens mit einer Natur, deren Triebfedern in Neigungen bestehn, die sich auf den sinnlichen eingeschränkten Zustand beziehen. Aus der bloßen Vergesellschaftung, da die Vernunft keinen Einfluß auf die sinnlichen Handlungen hätte, und nur ein unthätiges Urtheil über unsre eignen Handlungen fällete, entspringt noch kein sittliches Wesen: sondern eine Monstrosität, bis zu welcher es einige Menschen beinahe bringen, vorzüglich durch Laster (oder auch durch den langen Gebrauch gewisser metallischer Medikamente), welche eine außerordentliche Abstumpfung des Nervensystems zur unmittelbaren Folge haben, und die feinere Organisazion zerrütten.

Jene Verbindung, wodurch der Mensch zu einem wirklich sittlichen handelnden Wesen wird (das mehr ist als Maschine), entsteht durch die Empfindungen der Lust und Unlust, welche mit dem

rein

ankommt, weil jeder das Prinzipium, aus welchem jener Fehler verbessert und ergänzt werden muß, bei sich selbst trägt; so ist es ganz anders in Ansehung der Bestimmung äußrer Rechte, welche von Mehreren gemeinschaftlich müssen bestimmt und beurtheilt werden können: welches nicht anders, als nach bestimmten Formeln geschehen kann, deren Ursprung und Umfang daher in jeder Rücksicht höchst wichtig ist.

II.

rein geistigen Bewußtsein der eignen Vernunft oder Unvernunft verknüpft ist (welches aber von den Empfindungen ganz rein gedacht werden muß, die sich auf den Zustand des Subjekts, auf seine Persönlichkeit in der Sinnenwelt beziehen, wozu der moralische Stolz gehört, besser zu sein als Andre sind). Wir verlangen in unserm Urtheile über die Sittlichkeit der Menschen daher auch nicht, daß ein Mensch, in welchem das Bewußtsein eigner Unsittlichkeit durchaus keine Empfindung der Unlust erregt, dennoch sittlich handeln solle; sondern wir verlangen von ihm, daß ihm das Bewußtsein der eignen Unsittlichkeit eine unerträgliche Pein verursachen solle: eben so wie wir von jedem Menschen verlangen, daß er den Reiz der Schönheit empfinden solle, bei Strafe der Verachtung als eines in den ersten Anlagen seiner Natur unvollständigen Wesens.

II.

Ein System äußrer vollkommner Rechte läßt sich aus dem Prinzip: daß die Vernunft in der Menschheit durchaus als Zweck für sich selbst behandelt werden müsse, nur unter der Voraussetzung ableiten, daß einem jeden vernünftigen und freien Wesen ein sinnlicher Stof zugegeben sei, eine Materie durch welche es sich andern offenbaren und mittheilen kann, so wie es will. Dieser materielle Stof muß ursprüngliches und unbedingtes Eigenthum jener vernünftigen Person sein. Die Möglichkeit, ein unbedingtes Eigenthum zu erwerben (in Rücksicht auf die Ansprüche andrer vernünftigen Wesen vollkommnes und ausschließendes Eigenthum), ist daher die erste Aufgabe, auf deren Auflösung das ganze Naturrecht, in seiner Anwendung auf die wirkliche Welt, beruhet; und wird daher mit Recht als der Grund des ganzen natürlichen Staatsrechts angesehen. Ein solches aus Prinzipien a priori erweisliches vollkommnes Eigenthum würde ein metaphysisch vollkommnes Eigenthum voraussetzen. Ein solches existirt aber in unsrer Welt nirgend. Die physischen Gesetze, welchen die vernünftigen Wesen in ihrer Verbindung mit der Sinnlichkeit unterworfen sind, erzeugen Verhältnisse denen sie

 nicht

nicht zu entgehen vermögen; und dieses hebt die Möglichkeit eines ganz unbedingten Eigenthums auf.

Um das Prinzip in seiner vollkommnen Reinheit in einem Beispiele darzustellen, setze man: Ein Mensch finde zur Erhaltung seines Lebens durchaus keine andre Nahrungsmittel, als solche die seinen Kräften unzugänglich sind: Früchte von Bäumen, welche er nicht erreichen kann, oder Früchte der Erde, die er nicht zuzubereiten weiß. Eines andern Menschen Hülfe kann sie ihm verschaffen; derselbe verweigert sie aber. Darf er diesen zwingen, ihm darin zu dienen? Das Gesetz, welches als höchste Regel äußrer Verhältnisse unter Menschen aufgestellt wird, verbietet, ihn als Mittel zu meinem Zwecke zu gebrauchen. Aber die Natur zeigt diesen Menschen als das einzige Mittel, zu einem (an sich rechtmäßigen) Zwecke zu gelangen. Womit beweiset er, daß sein Körper seiner eignen Vernunft dergestalt zum ausschließlichen Eigenthume gegeben sei, daß ein andres vernünftiges Wesen denselben nicht zu seinen Zwecken gebrauchen dürfe? — Daß es billig sei, seine Kräfte für Andre zu verwenden, wo man sich selbst dadurch nicht schadet: das gilt hier nichts, wo vom äußern Rechte die Rede ist.

Wenn

Wenn sich ein solches ausschließendes Eigenthum nicht einmal vom eignen Körper a priori beweisen läßt, so ist es noch viel weniger möglich, es von andern Körpern, von äußern Gegenständen, zu beweisen.

Das einzige vollkommne Eigenthum ist die freie Willkür selbst; der erste Ursprung des vollkommnen Eigenthums an äußern Dingen läßt sich daher nur durch freiwillige Verabredung denken: und das öffentliche Recht, auf welchem die bürgerliche Gesellschaft beruhet, erfordert in seinen ersten Grundbestimmungen eine solche Einwilligung.

Es läßt sich also wohl ein Staatsrecht aufstellen, das aus dem Grundgesetze der Sittlichkeit unmittelbar abgeleitet wäre, und auf Prinzipien a priori beruhete; allein dasselbe ist nur auf Wesen anwendbar, die ihre Freiheit in einem ganz vollkommnen Eigenthume (so wie es oben erklärt worden) äußerten. In der Anwendung auf Menschen, deren freie vernünftige Thätigkeit in ihren Äußerungen den Gesetzen der Natur unterworfen sind, fallen hingegen die Prinzipien des bürgerlichen Zustandes, welche a priori aufgestellt werden, folgendergestalt aus.

Erstlich. Die Freiheit jedes Gliedes der Sozietät als Mensch — findet nur ihre Anwendung auf das wirklich Freie im Menschen, das ist auf seinen Willen selbst. Das Recht der Freiheit kommt nicht dem Gliede des gemeinen Wesens zu, dem ganzen Menschen; sondern nur dem Menschen, in so fern er ein vernünftiges Wesen ist.

Niemand darf mich zwingen auf seine Art glücklich zu sein, — in so fern dieses meiner wahren Freiheit Abbruch thut: das heißt mit andern Worten, Niemand darf mich zwingen, etwas Unsittliches zu thun. Alle Äußerungen der natürlichen Kräfte des Menschen (im Gegensatze mit der moralischen Kraft) sind, im Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, den Regulazionen der gesetzgebenden Macht unterworfen, welche solche Bedingungen auszudenken hat, durch welche, ohne die sittliche Freiheit einzuschränken, das Bestreben aller Staatsbürger, ihre Zwecke (Glückseligkeit) zu erreichen, in die beste Harmonie gesetzt werde (die freilich immer unvollkommen bleiben muß, weil diese Bestrebungen der Menschen ihrer Natur nach einander entgegen wirken).

Eben so doppelsinnig als der Ausdruck Freiheit (da dasjenige, was der metaphysischen innern Freiheit angehört, auch der äußern physischen

sischen Wirksamkeit des Subjekts fälschlich zugeeignet wird), ist die Erklärung des Rechts, welche auf jenem Begriffe beruht. Recht, heißt es, besteht in der Einschränkung der Freiheit jedes Andern auf die Bedingung, daß sie mit der meinigen auf ein allgemeines Gesetz zusammen bestehen könne. Soll diese Erklärung nur so viel heissen, daß die Einschränkung der Freiheit nicht der Willkür des Einzelnen, sondern allgemeinen Gesetzen, unterworfen sein müsse; so ist sie ganz richtig, und ihre Anwendbarkeit keinem Zweifel unterworfen: so folgt aber keine Gleichheit der Rechte daraus. Sollte es hingegen heißen, daß jede besondre Einschränkung der Freiheit jedes Einzelnen durch die Freiheit aller Andern wechselseitig sein müsse; so entspränge daraus nicht allein ein Recht eines Jeden, sich auf eine jede Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft erheben zu können, sondern ein Recht auf gleichen Stufen wirklich zu stehen (wahre politische Gleichheit, so wie sie die Französische neue Theorie verlangt). Alsdann aber könnte auch, mit gleichem Rechte, ein Jeder einen jedem Andern gleichen Wirkungskreis fordern (Gleichheit des Eigenthums). In diesem Sinne ist der Grundsatz falsch, weil oben bewiesen worden, daß das Maaß der Freiheit der

Staats-

Staatsbürger in ihren verschiednen Ständen und Verhältnissen willkürlicher Bestimmung wesentlich unterworfen ist.

Der bürgerlichen Verfassung zweites Prinzip a priori: die **Gleichheit als Unterthan**, heißt also nur so viel, daß jedes Unterthans Rechte gleich heilig, und sie alle gesetzlicher Bestimmung und gesetzmäßigen Aussprüchen unterworfen sein müssen. Damit besteht aber sehr wohl eine Verschiedenheit in dem Umfange und Gehalte der durch die Verhältnisse bestimmten Rechte. Diese Verhältnisse stehen in ganz unvermeidlicher Verbindung mit den Verhältnissen unsrer Voreltern; und daraus entspringen die angebornen Unterschiede unter den bürgerlichen Rechten der Menschen, gegen welche sich so Viele, als gegen die größeste und offenbarste Ungerechtigkeit, erheben. Diese haben gewöhnlich nur gewisse gehässige erbliche Unterschiede vor Augen (in welche sich hin und wieder manches Ungerechte eingemischt hat); sie sehen aber nicht, daß ihr Prinzip in vollkommner Allgemeinheit die Rechtmäßigkeit auch der ehelichen Gesellschaft in Ansehung ihrer Folgen auf den Stand der Kinder aufhebt. Eine ganz unläugbare, und doch in der That schreckliche, Folge jener unbedachtsamen Behauptung.

Denn

Denn auf den Rechten des Ehestandes, dieser willkürlichen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft, beruhet in der jetzigen Welt, wo nicht alle Sittlichkeit, die sich freilich in jedem Zustande der Menschheit muß denken lassen, weil die Anlage dazu in dem Wesentlichsten des Menschen selbst liegt, aber doch alle Kultur der Sittlichkeit.

Das dritte Prinzip eines a priori bestimmten bürgerlichen Zustandes ist die Selbstständigkeit des Bürgers. Herr Kant sagt (am angeführten Orte in der Berlin. Monatsschr. S. 246): es sei schwer, die Erfordernisse zu bestimmen, um auf den Stand eines Menschen der sein eigner Herr ist, Anspruch zu machen. Die Wahrheit ist aber, daß überall kein Mensch in der Welt (vollkommen) sein eigner Herr ist. Im Stande der Natur ist der freie Mensch in seinen Wirkungen und Äußerungen abhängig von den Gesetzen der Natur. Der Mensch ist selbst ebenfalls ein Theil dieser Natur, und physischen Gesetzen (wozu die psychologischen Gesetze der Affekte mit gehören) unterworfen, so gut als die Körperwelt. Die Verhältnisse der Menschen zu einander stehen ebenfalls unter solchen Gesetzen. Im Stande der bürgerlichen Gesellschaft, werden diese

diese Verhältnisse, welche dem reinen Gesetze der Freiheit (wie oben erklärt worden) nicht unterworfen werden können, durch (ausdrückliche oder präsumirte) Verabredungen und Einwilligung regulirt. So wird auch das Maaß von Selbstständigkeit festgesetzt, welches für hinreichend gelten soll, um den Unterthan auf irgend eine Stuffe des Bürgerrechts zu erheben. Diese Stuffen selbst sind willkürliche Bestimmungen des Eigenthums, mit welchem sie so nahe verwandt sind. Dasjenige Eigenthum, welches auf einer bloß natürlichen Erwerbung beruhet, ist daher nicht hinlänglich, irgend einen rechtlichen Stand, welcher es auch sei, in der bürgerlichen Gesellschaft zu begründen. (Die Erlangung einer Kunstfertigkeit ist gar kein solches Eigenthum, und das größeste und ausgebildeteste Talent hat keine Ansprüche in dieser Rücksicht. Der Handwerker wird nicht dadurch, daß er sich durch seine Geschicklichkeit ernähren kann, sondern erst dadurch Bürger, wenn er das aus willkürlichen Bestimmungen entsprungne Meisterrecht in einer Zunft erwirbt.) Von willkürlich bestimmten Einschränkungen ist Niemand im Staate ausgenommen. An Bedingungen ist selbst der uneingeschränkteste Monarch in civilisirten Staaten gebunden (z. B.

in

in Dänemark an das Königsgesetz). Die Frage: ob das Volk, im Falle diese Bedingungen verletzt werden, zur Widersetzlichkeit berechtigt sei, kann leicht im Volke gefährliche Bewegungen erregen; und unter den zahllosen Rasereien der an der Theorieenwuth kranken ersten französischen Nazionalversammlung ist es keine der geringsten, daß sie, bei ihren Deliberazionen über die Verfassung des Reichs, sich selbst und das Volk so viel mit diesem Rechte des Widerstandes im Falle einer Verletzung der Verfassung von Seiten des höchsten Oberhauptes, beschäftigte. In der abstrakten Theorie aber, kann dies Recht wohl keinem Zweifel unterworfen sein. Derselben zufolge, hat das Volk zwar kein zu Recht beständiges Urtheil, wie solle verwaltet werden; wohl aber, wer verwalten dürfe. Dieses Recht des Volks ist den Regenten so wenig gefährlich, daß ihr Ansehen erst vielmehr dadurch gesichert wird. Denn wenn es dem Volke abgesprochen würde, so dürfte dasselbe auch, im Falle der Rebellion eines vom Schicksale begünstigten Usurpators, nicht einmal die Partei seines rechtmässigen Regenten ergreifen. Durch die behauptete Verbindlichkeit eines unbedingten Gehorsams (passive Obedience) wird die ganze Auktorität des Staatsoberhaup-

oberhauptes lediglich der gewaltsamen Besitzergreifung Preis gegeben.

* * *

So ist also das ganze System einer bürgerlichen Gesellschaft, welches auf Prinzipien a priori beruhet, eine Idee, die nur in einer Welt angewendet werden könnte, deren Mitglieder vollkommen (metaphysisch) freie Wesen, und deren jedes der Schöpfer seines eignen Wirkungskreises, wären. Rousseau (mit dessen Grundsätzen Hrn Kants Theorie im wesentlichen so vollkommen übereinstimmt, daß man nur die Terminologie aus dem Contrat social an gehörigen Orten einzuschieben braucht) bemerkt auch selbst, daß sein System nur für eine Republik von Göttern passe, welche denn aber gar keiner bürgerlichen Verfassung bedürftig sein würden. Diese bürgerliche Verfassung unter Wesen, welche der Vernunft zwar theilhaftig, aber keinesweges durchaus rein vernünftig sind, beruhet im Gegentheile auf Bedingungen, die nicht in der Nothwendigkeit, sondern in dem Urtheile über das Zuträgliche gegründet sind, und nur dem einzigen Gesetze a priori unterworfen werden müssen, daß keine einzige Bedingung die Sittlichkeit aufhebe,

hebe, die ursprüngliche Freiheit des Menschen vernichte (zu welcher ursprünglichen Freiheit aber die Äußerungen der Kräfte des Menschen nicht so gehören, daß dieselben nicht auf mannichfaltige Weise eingeschränkt werden dürften), und alle Selbstständigkeit desselben gänzlich zerstöre.

Die Ausbildung positiver Bestimmungen der Grundgesetze der bürgerlichen Gesellschaft ist allein von der Beobachtung und Erfahrung über die Bedürfnisse und das Betragen des Menschen in bürgerlichen Verhältnissen, zu erwarten; und die Theorie aus Prinzipien muß hier, nicht der blinden Praxis (welche bloßen Naturtrieben und Gewohnheitsregeln folgt), sondern der Theorie aus Erfahrung weichen *).

Wird

*) Der Streit über den ursprünglichen Kontrakt, ob derselbe in der Vernunft, oder in der verständigen Willkür gegründet sei, und aus nothwendigen oder zufälligen Bedingungen bestehe, wird selten deutlich eingesehen. Es scheint ihn auch der Verfasser eines Aufsatzes im Julius 1793 der Berl. Monatsschrift nicht recht eingesehen zu haben. Die Razionalisten unter den Politikern behaupten gar nicht (wie am angeführten Orte S. 38 steht), daß die rechtmäßige Entstehungsart eines Staates sich nur durch freiwillige Vereinbarung der Staatsbürger

Wird hingegen ein System von a priori erweislichen positiven Bestimmungen des Naturrechts auf die Welt der Menschen angewandt; so kann daraus nichts anders entspringen, als eine gänzliche Auflösung der gegenwärtigen bürgerlichen Verfassungen. Nach demselben ist nehmlich nur diejenige

bürger denken lasse; sondern vielmehr das Gegentheil davon, daß nehmlich ein Staat aus freiwilliger Vereinbarung (auf willkürliche Bedingungen nehmlich) nie rechtmäßiger Weise entstehn könne, sondern, daß die Bedingungen dieser Vereinigung durch die Vernunft vorgeschrieben, und also nothwendig seien: nicht, daß der allgemeine Wille der Nazion, welcher immer ein vernünftiger Wille sein werde, zum Grunde liegen müsse; sondern daß der allgemeine Wille deswegen und in so fern zum Grunde gelegt werden könne, weil er dem vernünftigen Willen wahrscheinlich mehrentheils am nächsten komme, welcher vernünftige Wille (in abstracto) der einzige Grund alles Staatsrechts sei. Schon der Titel von Roußeaus Schrift verführt manchen zu diesem Mißverständnisse. Dieser Schriftsteller beweiset in seinem Buche Du Contrat social, daß es gar keinen ursprünglichen Kontrakt auf willkürliche Bedingungen geben dürfe, sondern daß die ursprünglichen Bedingungen, auf welchen die bürgerliche Gesellschaft beruhet, durch die Vernunft selbst vorgeschrieben seien.

diejenige Verfassung rechtmäßig, welche den Bestimmungen des Vernunftideals gemäß ist. In diesem Falle befindet sich keine einzige der gegenwärtig bestehenden; denn alle enthalten solche Rechte erblicher Stände, deren Prinzip verworfen worden ist. Wenn sie aber solchergestalt dem ersten Erfordernisse einer gerechten, das ist vernunftmäßigen, Verfassung widersprechen; so ist das menschliche Geschlecht nicht allein befugt, sondern es ist verpflichtet, diese dem ursprünglichen Sittengesetze entgegenstehenden Verfassungen zu vernichten. Die Form der Staatsverfassung ist gleichgültig, dafern nur vollkommne Gleichheit eingeführt wird. Dieser zu Gefallen aber, muß alles andre aufgeopfert werden. — So ist die Theorie der Revoluzionen eine nothwendige Folge des physiokratischen Systems.

Die Wendung, mit welcher Hr Kant die bestehenden Verfassungen gegen den Fanatismus der Revoluzionäre zu sichern sucht, ist scharfsinnig, und führt auf Resultate mit denen ich mehrentheils einverstanden bin; aber eben deswegen halte ich es für Pflicht, bemerklich zu machen, wie sehr die Prämissen widersprechen.

Es giebt einen einzigen Gegenstand öffentlicher bürgerlicher Veranstaltungen, auf welchen es scheint daß die Prinzipien der uneingeschränkten Freiheit anwendbar sein müßten: dieses ist die Beschäftigung mit spekulativen Meinungen, die zwar mit dem Lebenswandel in genauer Verbindung stehen, aber unter deren Herrschaft dieser dennoch nicht durchaus stehet; die man also an sich selbst den Menschen allein überlassen zu können, ja zu müssen, glauben sollte, wofern man nur Prinzipien aufstellte, in welchen ihre Behandlung von allem unmittelbar Praktischen rein erhalten würde. Allein eben diese Verbindung, in welche die spekulativen Systeme mit dem Lebenswandel auf so mannichfaltige Art gesetzt werden, zwingt die Regenten, auch in diesem Stücke zu einer von reinen theoretischen Grundsätzen weit abgehenden klugen Behandlung ihre Zuflucht zu nehmen; und die Absonderung in der Theorie, und Aufstellung eines Systems von Gesetzen, die sich bloß auf die in der Abstrakzion abgesonderte Beschäftigung der Menschen mit Glaubenssachen bezieht, ist daher für denjenigen nicht befriedigend, der belehrt zu sein wünscht, was das Wohl des menschlichen Geschlechts in dieser Rücksicht verlangt. Ich habe eine solche Ausführung der Theorie

Theorie unvermischter politischer Grundsätze über die kirchliche Verfassung selbst versucht *); bin aber durch diesen Versuch um so viel lebhafter überzeugt worden, daß auf dem Wege nie zu etwas Befriedigendem zu gelangen steht, und daß die reine Theorie nur bis an die Schwierigkeiten hinführt, ohne sie aufzulösen.

III.

Diese Schwierigkeiten sind nirgend größer, als bei der Bestimmung des sittlich guten Betragens ganzer Völker gegen einander. Wenn die Gerechtigkeit schon unzulänglich ist, die innern Verhältnisse im Staate zu reguliren, und der Klugheit, dem wohlverstandnen Interesse und dem Wohlwollen so viel Antheil an allen Bestimmungen derselben zukommt; so muß dieses noch viel mehr da eintreten, wo die Gegenstände so viel größer, die unmittelbaren Folgen jeder Handlung so wichtig, und die künftig entstehenden Verhältnisse und Umstände so wenig vorherzusehen sind. Die strenge Gerechtigkeit hängt immer an gesetzlicher Form; die Erhaltung der

 Ordnung,

*) In der Berlinischen Monatsschrift im April 1789, Nr. 2.

Ordnung, unter deren Schutze allein der sittliche Mensch sich ausbilden, und der Güter dieser Welt genießen kann, verlangt im Innern der Staaten durchaus, daß dieser Form das Wesen der Sachen oft aufgeopfert werde. Sobald ein System von Staaten unter positiven Bedingungen der Gerechtigkeit (welche, wie oben bewiesen worden ist, ihrem Wesen nach, nicht aus dem ursprünglichen Gesetze der Sittlichkeit unmittelbar entspringen können; sondern vom Verstande der Gewalthaber hinzugefügt werden müßten) — sobald (sage ich) ein solches System wirklich vorhanden wäre; so läßt es sich denken, daß dem gemeinsamen Endzwecke zu Liebe von jedem an diesem Systeme theilnehmenden Staate, eben so wie unter Privatpersonen, das Wesen der Dinge der rechtlichen Form aufgeopfert würde. Im natürlichen Verhältnisse hingegen muß der Fall sehr häufig eintreten, da diejenigen, welche im Namen der Völker handeln, den Buchstaben des Gesetzes der Gerechtigkeit verletzen müssen, um dem Geiste desselben getreu zu bleiben.

Es ist hier der Ort nicht, diese Grundsätze in Anwendungen auf die interessantesten politischen Verhältnisse und Begebenheiten auszuführen,

da es nur auf die Bestimmung des Prinzips ankommt.

Hannover. Rehberg.

3.

Franklin's Urtheile über Druckschrift *).

Der gute alte Amerikaner meinet, man werde bei einer gehörigen Vergleichung finden: daß in den Jahren zwischen der Wiedereinsetzung Karls II und dem Regierungsantritt Georgs II, in den Engländischen Büchern alle Substantiven mit größern Buchstaben angefangen wären; eine Manier, welche seine Landesleute von der Mutter ihrer Sprache, der Deutschen, angenommen, aber seitdem wieder aufgegeben hätten: und dies letztere zum wirklichen Nachtheil. Denn jener Gebrauch sei besonders zum leichtern Verständnisse

 für

*) Works of the late Dr. Benjamin Franklin, consisting of his Life written by himself, together with Essays, humorous, moral and literary. London 1793. Aus dem Aufsatze: on the modern Innovations in the English Language and in Printing. Daselbst vol. 2, S. 84 u. f.

für diejenigen nützlich, welchen es an einer völligen und genauen Kenntniß des Engländischen fehle: weil sonst die, in dieser Sprache befindliche, große Menge von Wörtern, welche Substantive und Verben zugleich wären, so viel eher Vermengung und Mißverstand verursachen müßten. —

Eben so wenig ist er damit zufrieden, daß ihre Drucker, aus einer zu großen Vorliebe für eine einförmige und ebene Gestalt der Zeilen, angefangen hätten, die Versalbuchstaben (Italic types, Kursivschrift, Schwabacher) zu verbannen, durch welche sonst Worte voll Nachdruck mehr ausgehoben wurden, um die Leser zur aufmerksamern und lebhaftern Fassung des Sinnes zu wecken: eine Absicht, die im Reden durch eine angemessene Aussprache erreicht wird; aber im Lesen, bei dieser übertriebenen Gleichförmigkeit, keine Hülfe findet *).

Ich übergehe das, was er gegen die aus gleichem Grunde herrührende gänzliche Abschaffung

*) Bei uns will man diesen Mangel durch Auseinanderdehnung der Buchstaben wieder gut machen. Allein das Wort hebt sich damit nicht genug, wird vielmehr schwerer zu lesen, und also auch der abgezielte Eindruck geschwächt oder vernichtet.

fung des hervorragenden langen ſ am Anfange der Sylben, und gegen den durchgängig einzigen Gebrauch des kürzern s einwendet; und will ihn nur im Folgenden noch über einen gewissen Punkt selbst sprechen lassen.

„Zu allen diesen rückwärtsgehenden Verbesserungen kommt nun noch eine andere neumodische Grille, daß man nehmlich einen grauen Druck schöner finden will, als einen schwarzen. Daher werden unsre neuern Engländischen Bücher mit so feinen und matten Lettern gedrückt, daß es den alten Augen gar schwer wird, sie ohne sehr helles Licht und ohne Glas zu lesen. Man vergleiche einen zwischen 1731 und 1741 gedruckten Band vom Gentleman's-Magazine mit einem andern aus den leztern zehn Jahren *); und man wird dann wohl überzeugt werden, um wie vieles der schwarze Druck deutlicher sei, als der graue. Diesen Unterschied gab der Graf Chesterfield dem Drucker des Dublin Journal, Faulkener, artig genug zu erkennen, da dieser mit großer Selbstgefälligkeit sein Papier, als das vollkommenste in der Welt, rühmte. „Aber, „Herr Faulkener," sagte der Lord, „meinen

 „Sie

*) Franklin schrieb dies im J. 1789.

»Sie nicht, daß es damit noch besser werden
»würde, wenn Sie Papier und Druckerdinte
»brauchten, die sich in ihrer Farbe einander
»nicht so gar nahe kämen?«

* * *

Ich lasse die Sachkundigen es beurtheilen, ob und wie weit eine oder die andere von Franklins Bemerkungen auch bei uns Deutschen anwendbar sei. Freuen müssen wir uns allerdings, daß seit einiger Zeit auch unser Druck, durch die edlen Bemühungen einsichtsvoller und thätiger Männer, sich zu einer Schönheit erhebt, mit welcher er getrost neben den Werken der bisher in diesem Fache vorzüglich berühmten Ausländer stehen darf. Nur wird man auch wohl wünschen dürfen, daß diese Verbesserung nicht zu sehr, vornehmlich in gewissen Arten des Drucks, darauf eingeschränkt werde, bloß den Augen etwas Gerades, Einförmiges, Ebenes, gleichsam als ein feines Gemälde, aus der Ferne zum behaglichen Anschauen, zu geben; worüber nicht selten der eigentliche Zweck der Bücher zum wirklichen Lesen und Verstehen zurück gesetzt, und also der leichtere Gebrauch derselben zu diesem ihren Zweck gehindert oder erschweret wird.

Insonderheit gehöret hieher der Inhalt der letzteren von Franklins vorhin angeführten Bemerkungen; und was darin gesagt wird, scheinet, bei der noch obwaltenden Uneinigkeit wegen einzuführender Lateinischer Lettern in unsere Sprache, der Aufmerksamkeit und Untersuchung würdig zu werden. Diese Einführung wird seit Kurzem auch damit laut und nicht ohne einigen Grund bestritten, daß der Lateinische Druck in Deutschen Schriften die Augen angreife und schwäche. Aber in Deutschen allein? Nicht eben so in Lateinischen, Engländischen, Französischen, und so vielen andern, die seit Jahrhunderten bis auf die neuern Zeiten nach und nach mit eben diesen Charakteren gedruckt zu werden angefangen haben, und über deren Schädlichkeit für die Augen nirgend auf gleiche Art geklagt worden ist? Und woher dieser Unterschied? Franklin beschwert sich auch — und ich ziemlich oft mit ihm — über dieses Angreifen der Augen bei neuern gedruckten Büchern: aber wenigstens nicht wegen der Engländischen (d. i. Lateinischen) Figur der Buchstaben, deren er von Kindheit an gewohnt war; sondern wegen der neuern Verschönerung durch zu feine, magere, und graue Schrift. Dies wird ohne Zweifel, vielleicht mit Hinzukunft des

Unge-

Ungewohnten, den ganzen wirklichen Grund der Klage ausmachen. Also, mit etwas gesünderer Derbheit versehen, würden die, nicht zu kleinen, lateinischen Buchstaben, nach einer geringen Gewöhnung, unsern deutschen Augen keine größere Gefahr drohen, als andere Völker unsers Erdtheils, und wir selbst bei unsern Lesungen in fremden Sprachen, bisher davon erfahren haben. Der Vortheil des deutlichern und bequemern Lesens vermittelst einer fettern Schwärze würde allenfalls den etwanigen Abgang jener, fast nur schimmernden, grauen Feinheit hinlänglich aufwägen; und so hätten wir uns dann zugleich in diesem Stücke, ohne Entehrung unserer alten Deutschen Originalität — und wo wäre die Deutsche Originalität in Schriftzügen? — mit dem ganzen übrigen Europa glücklich und zu manchem wahren Nutzen vereiniget.

Ich spreche hier als ein völliger Laie in Ansehung des Kunstgeschmacks. Es mag also gar leicht hie oder da eine, mir verborgene, Seite dieser Sache vorhanden sein, deren Aufdeckung mich eines ganz Andern würde belehren können; und darum bin ich auch sehr ruhig darauf gefaßt, meine versuchte Rechtfertigung, was diesen einzelnen Einwurf wegen der Schwächung der Augen

betrift,

betrift, siegreich widerlegt zu sehen. Indeß wird doch auch immer auf diesen Punkt mit Rücksicht genommen werden müssen, wenn etwa einmal die Streitfrage: Was ist von dem Gebrauche lateinischer Lettern in unserer Sprache zu halten? durch genaue, vollständige und unparteiische Gegeneinanderstellung der Gründe und Gegengründe zur endlichen Entscheidung gebracht werden soll; und ich wünschte wohl — vermuthlich auch viele Andere mit mir —: daß dazu von einer Akademie, die sich mit ehrenvoller Geschäftigkeit der Verbesserung der vaterländischen Sprache annimmt, durch Aussetzung eines Preises, Anlaß gegeben würde.

4.

Erstes Leichenhaus in Berlin.

Die Lage dieses Leichenhauses ist auf dem Kirchhofe der Kölnischen Vorstadt, rechter Hand, zwischen zwei bewohnten Häusern. Es ist ganz massiv, und hat von drei Seiten Fenster, vor welchen Dratgitter befestigt sind, um die nöthige frische Luft einzulassen. Der Inhalt der innern Größe beträgt 9½ Fuß in der Länge, 9 Fuß Tiefe,

und 8 Fuß Höhe. Im Hause befindet sich ein 3 Fuß breiter Verschlag, der mit einem Ofen versehen ist, vermöge dessen nicht nur der Verschlag selbst, welcher zum etwanigen Aufenthalt eines Wächters bestimmt ist, sondern auch die Leichenkammer auf Verlangen geheizt werden kann. In dieser Kammer, welche (nach Abgang des Verschlags) 6½ Fuß lang und 9 Fuß tief ist, können ganz gemächlich zwei der größten Särge auf die dazu bestimmte 6 Zoll hohe Unterlage gestellt werden. Die Leichen liegen in diesen Särgen mit ofnem Deckel, und mit einem wollnen übertuche bis an das Gesicht bedeckt. An der einen Hand der Leiche wird eine in dieser Kammer von der Decke herunter hängende Schnur befestigt, vermittelst welcher der Scheinbartodte, wenn er in das Leben zurückkehrt, bei der geringsten Bewegung, eine 6 Zoll hohe Glocke anzieht, die am äußersten Ende des Kirchhofs zu hören ist. Auch befindet sich dabei eine Lampe, wodurch Kammer und Verschlag erleuchtet werden können. Die Thüre des Eingangs, welche von außen verschlossen wird, ist von inwendig ohne Beschwerde zu öfnen.

* * *

Die

Die Idee zu dieser menschenfreundlichen und preiswürdigen Anstalt rühret von unserm Propst und Oberkonsistorialrath Herrn Teller her. Sie ist, wie die vorstehende Beschreibung zeigt, auf eine Art welche fast nichts zu wünschen übrig läßt, ausgeführt worden. Den vorzüglichsten Antheil an dieser Ausführung hat der Obervorsteher der Peterskirche und Deputirter des Armendirektoriums, Herr Kaufmann Kuhlmey, ein überhaupt für das Gemeinnützliche sehr thätiger Mann.

Die Einrichtung ist am Anfange des itztlaufenden Jahres zu Stande gebracht; indeß bis itzt, so viel ich weiß, noch nicht eigentlich in Gang gekommen. Zunächst ist sie für die Stadt und Vorstadt Köln bestimmt, welche beide Gemeinden den Kirchhof gemeinschaftlich besitzen, auf welchem das Haus steht. Diesen beiden ist die Sache bereits bekannt gemacht worden. Wenn indeß Mitglieder aus andern Gemeinden davon Gebrauch machen wollen, so wird — bis mehrere Kirchenhäuser errichtet werden, welches nächstens zu erwarten ist — auch ihnen dieses erlaubt sein. Man meldet sich bei dem genannten Obervorsteher, oder bei dem Küster der Peterskirche. Die Armen sollen den Gebrauch des Hauses umsonst haben.

haben. Die Andern bezahlen Etwas dafür, welches aber noch nicht festgesetzt ist, und sich darnach richten wird, ob es, dem hiesigen Sprachgebrauche bei Beerdigungen gemäß, ganze oder halbe Leichen sind: die ersten wahrscheinlich 4 Groschen, die andern 2 Gr. täglich. Wer einen Wächter halten will, muß sich denselben selbst besorgen.

Mögen nun diejenigen, welche wegen Beschränktheit des Raumes ihrer Wohnungen, oder aus andern Ursachen, ihre Verstorbenen zu frühe aus den Häusern schaffen müssen, sich dieser heilsamen Einrichtung bedienen, um sicher zu sein, daß sie ihren Freunden und Verwandten nicht die entsetzlichste Todesart, und sich selbst eine unversiegende Quelle von reuevollem Kummer bereiten!

5.

5.

Widerlegung falscher Nachrichten von Baireuth.

Mir ist ein gedruckter Oktavbogen, des Titels: „Schreiben an das Publikum, die Vertrauten Briefe „über das Fürstenthum Baireuth betreffend, von „Fr. v. Sudthausen, Lieutenant und Adjutant „des Regiments von Grevenitz. Baireuth, bei J. „A. Lübecks Erben, 1794." mit dem Ersuchen zugeschickt worden, den Inhalt davon durch die Monatsschrift bekannter zu machen. Mit patriotischem Vergnügen thue ich dies, indem ich die zur Ehre unsers Landes gereichenden Fakta und die wesentlichsten Räsonnements aus jenem „Schreiben" hier mittheile. B.

* * *

Dem unbekannten Verfasser der Vertrauten Briefe über das Fürstenthum Baireuth ist es gefällig gewesen, seine Gedanken und Beurtheilungen auch über das Markgräfliche und Königlich Preußische Militär bekannt zu machen, und von dem Herrn General von Grevenitz und dessen Regiment Folgendes anzuzeigen:

„In Baireuth rückte ein andres Regiment, das „ehemals Eckartsberg hieß, nun aber dem General-

„major von Grevenitz ertheilet worden ist, aus Wesel
„ein. Man beschuldigt diesen General einer übertrie-
„benen Strenge und Tyrannei gegen seine Soldaten,
„und ich glaube auch, daß er menschlicher sein könnte;
„aber so viel ist gewiß, daß dieses Regiment sehr ver-
„nachlässigt war, und größtentheils aus Gesindel be-
„stand, das haufenweis in Baireuth davon lief. Von
„diesem Regiment liegt das Grenadierbataillon zu Kulm-
„bach und das Depot zu Wunsiedel, gegenwärtig aber
„im Anspachschen. Dieses Regiment wird mit der Zeit
„ein schönes Regiment werden, weil der Herr General,
„der die Austheilung der Kantonisten zu besorgen hat,
„die schönsten Leute für sich behält."

Dies, und alles, was der Verfasser vom Kriegsstand, vom Exerziren, und vom Landes-ausschuß sagt, zeiget jedem Sachverständigen augenscheinlich, daß er davon wenig Kenntniß besitzt. Deshalb haben der Herr General, so wie der Herr Obrist und Kommandör von Bonin, bei dem Bewußtsein ihrer untadelhaften Handlungen über seine Beurtheilungen gelächelt. Sie haben die Herren Offiziere ersucht, dies ebenfalls zu thun. — Nur aus Achtung für das Publikum, will ich durch Thatsachen anzeigen, wie falsch er von uns geurtheilt hat.

Da der Herr General keinen Soldaten, ohne Verhör und Standrecht zu halten, bestrafen läßt,

und

und dabei das Votum der Gemeinen eben so viel, als das der Offiziere gilt, so sind die ersteren selbst Richter der Verbrecher. Keine einzige Handlung übertriebener Strenge und Tyrannei gegen seine Untergebenen kann von dem Herrn General angeführt werden. Vielmehr hat Er, wenn es ohne Nachtheil des Königlichen Dienstes möglich war, die zuerkannten Strafen gemildert, selbst bei des Königs Majestät um die Milderung derselben gebeten, und einem durch eigne Schuld Unglücklichgewordnen ein Jahrgehalt von 168 fl. verschaft.

Tausend Zuschauer unserer Waffenübungen sind Zeugen, daß keine Soldaten besser behandelt werden können. Nirgend haben sie mehr Freiheit. Sie fühlen diese Vorzüge, und das Entlaufen hat fast ganz aufgehört.

Was die parteiische Austheilung der Kantonisten betrift, so hat der Herr General noch keine ausgetheilt. Vor seiner Anherkunft, hatte das Bataillon von Renouard die erforderlichen Einländer erhalten. Durch die ehemalige Markgräfliche Kantonkommission wurden dem Regiment 1792 seine Einländer geliefert. Von diesen entließ der Herr General über sechzig Rekruten, die

ihren Eltern oder bei ihren Haushaltungen nöthig waren.

Da das Regiment aus Wesel ging, blieben alle dortige Einländer zurück. Der Herr Obrister von Bonin führte den übrigen, nur aus Ausländern bestehenden, Theil des Regiments durch fremde Länder hieher; und überall erhielt Er Zeugnisse von der rühmlichen Aufführung seiner Soldaten.

Das Regiment marschirte den 4 November 1792 an die Würzburgischen Gränzen, und lag sieben Wochen in Dörfern. Keine Ausschweifung ward begangen. Noch finden sich darüber gerichtliche Atteſtate.

Wahr ist es, daß auf dem Marsch aus Wesel, und auch aus Baireuth, Kulmbach und Wunsiedel, Soldaten fortliefen. Dies thaten die für Handgeld angeworbnen Ausländer, besonders die ehemaligen Soldaten der Holländischen Patrioten; und dies ist so wenig auffallend, als daß Vögel dem aufgemachten Käfig entfliegen. Indeß ist es eben so wahr, daß das Regiment auf seinem Zuge nach den Würzburgschen Gränzen mit dem Verlust von einem Entlaufenen und von einem im Pfälzischen zurückgehaltenen Desertör wieder in Baireuth einrückte.

Noch

Noch heute hat das Regiment fast alle seine Ausländer. Diese Thatsachen sprechen für unsre Vorgesetzte, und für unsre Soldaten. An keinem Orte geschehen weniger Exzesse. überall herrscht Ruhe und Sicherheit.

Der Herr Verfasser gesteht selbst auf der 75ten Seite der Briefe: daß itzt der Soldat nicht so geplagt sei wie ehehin, und daß der Unterthan über die starke Rekrutirung nicht die geringsten Klagen von sich hören lasse. Die wahre Ursache hievon ist, die freundliche Behandlung der Offiziere gegen ihre Untergebenen, und daß die Einstellung, die Gesuche und die Entlassung den Kantonisten, von Seiten des Regiments, nicht einen Pfennig Kosten verursacht.

Seine Königl. Majestät haben nie ein Regiment gehabt, das größtentheils aus Gesindel bestanden hätte. Der Ruhm, den die Preußischen Truppen sich überall erworben haben, macht den Ausdruck Gesindel höchst beleidigend. Ein gerechtes Publikum mag den Verfasser richten, und entscheiden: ob es billig ist, daß eine so große Anzahl aus Wesel hergekommner Ausländer, die noch itzt die Garnisonen in Baireuth und Kulmbach ausmacht, die dem König treu dienet, und ein lobenswürdiges Betragen zeiget, mit dem Bei-

 namen

Beinamen Gesindel, einem höchst ehrenrührigen Ausdruck, belegt wird. — —

Der Verfasser scheint wenig Weltkenntniß zu haben; dies zeigen seine Urtheile über Markgraf Friederich, über Staatsbedieute, und andre Dinge mehr. Der genannte Fürst war als Partikülier einer der liebenswürdigsten Menschen; als Regent, sollte er aber sein Land nicht mit einer so großen Schuldenlast beschwert haben. Dadurch ward der Markgraf Alexander genöthigt, Englische Subsidien anzunehmen, um diese Schulden mit dem Blut und durch die Beschwerden seiner Unterthanen zu tilgen.

Der Verfasser fühlet seine Partheilichkeit und das Unwahrhafte seiner Beurtheilung. Darum sagt er, um Widersprüchen zuvorzukommen, auf der 72 Seite: „Wehe dem Lande, wo man der „Wahrheit feind ist, wenn sie dem Adel gesagt wird! „Dort möchte ich nur zwei Rollen spielen: — die eines „Hofnarren, oder eines Jourdans." Aber wehe dem Lande, wo man dem Adel und überhaupt jedem Unschuldigen durch Lügen ungestraft Verbrechen aufbürden darf! Frankreichs Mordszenen zeigen es. Der Herr Verfasser bemühet sich mehr, dem Adel Grobheiten, als Wahrheiten zu sagen. Kein vernünftiger Mann wird die Lage, dies nicht

thun

thun zu dürfen, für so schlimm halten, daß er deshalb ein Hofnarr, oder ein Kopfabschneider sein möchte.

Ich enthalte mich, über andere Anzeigen in diesen Briefen zu urtheilen. Verschiedenes ist darin so widersprechend, daß ich nur mit Wenigem etwas davon gedenken will.

Seite 16 sagt der Verfasser, um die Unwissenheit der Landeshaupt- der Amtshaupt- und der Oberamtleute in Rechtssachen zu rügen: „Daß „diese gewesenen Soldaten davon eben so wenig, „als er und sein Freund verstehen.“ Und auf der 79 Seite sagt er von den adelichen Räthen: „sie wären nicht werth, die Schuhriemen der „bürgerlichen aufzulösen.“ Wie kann ein, nach eignem Geständnisse, in Rechtssachen Unwissender die Herren Räthe beurtheilen?

Auf der 44 Seite von den Anspachern, ohne Ausnahme, zu sagen: „Sie haben einen stolzen „heuchlerischen Charakter“, ist grobe Unwahrheit. Dort, wie überall, leben gute und böse Menschen.

Auf der 146 Seite, die alten und neuen Regierungseinrichtungen mit den Einrichtungen seines alten und neuen Dieners Johann zu vergleichen, verdient Bestrafung, weil es die Ge-

 müther

müther der Unterthanen gegen die Landesgesetze aufwiegelt.

6.

Christian Thomas.

(Man s. Jänner, Nr. 2.)

Man sieht schon aus der zuletzt abgeschriebenen Stelle *), wie sorgfältig sich Thomas um die Bearbeitung der Wissenschaften, um die Fortschritte und die Entartung derselben, bei fremden Nazionen bekümmerte. Diese Aufmerksamkeit bewahrte ihn vor einseitiger und parteiischer Denkungsart, und veranlaßte eine sehr gemeinnützige Erweiterung seiner Thätigkeit. Das Englische war, wie er bekennt, ihm nicht geläufig genug, um alles was er darin las, vollkommen zu verstehen; wie genau er aber selbst die Feinheiten des Französischen inne hatte, zeigen seine sehr guten Kritiken über manche damals erschienene übersetzungen aus dieser Sprache. Er machte Deutschland mit der neuern Literatur der Ausländer bekannt, veranlaßte Verdeutschungen von

*) Jänner, S. 44, 45.

von ihren Werken, gab diese mit Vorreden heraus, u. s. w.

Über jedes Vorurtheil sich erhebend, schätzte er die Französischen Schriftsteller in dem worin sie schätzenswürdig sind; und achtete es nicht, wenn die furchtsame Rechtgläubigkeit vor den Freigeistern warnte, oder der rohe Nazionalstolz die geschmackvollen Gelehrten ungründlich nannte. Diese Art der Beurtheilung hat sich selbst bis in unsre Zeiten erhalten; welches Aufsehn mußten also damals Thomasens Neuerungen erregen! Er studirte die Franzosen fleißig, wußte sich sehr geschickt auf sie zu berufen, und suchte ihnen nachzuahmen. Er las ihre Philosophen, ihre Geschichtschreiber, ihre Kritiker, ihre geistreichen und witzigen Köpfe; und daß er von ihnen lernte, zeigen seine Schriften: obgleich er nie sklavischer Nachahmer oder parteiischer Bewunderer war. So lernte er unter andern von Bayle, und zitirte ihn oft; er lobte dessen Satz, und den Beweis desselben: daß der Aberglauben ein thörichteres und schädlicheres Laster sei als die Atheisterei. Das durfte er freilich vor hundert Jahren in Halle. Vor noch nicht zehn Jahren hingegen erlitt ein Professor auf einer andern deutschen

 Univer-

Universität *) die härteste Kränkung, weil er Baylens Wörterbuch zum Behuf seiner Vorlesungen über die philosophische Geschichte gebrauchen wollte: da dasselbe doch „bekanntermaßen wegen seines abscheulichen Inhalts ein höchst ärgerlich und gefährliches Buch ist, auch in den übrigen indifferenten Passagen gar leicht entbehrt werden kann! da Herr von Zabuesnig diesen Bayle, so wie die andern Afterphilosophen, in seiner wahren Gestalt geschildert, und zugleich hinlänglich durch sein Werk ersetzt hat!! und da der Vorwand von der philosophischen Geschichte zu keiner Entschuldigung dient, auch künftig ein so unnöthig und überflüssiges Kollegium lieber ganz cessiren soll"!!! Dahin führt die heilige Unwissenheit, deren angefangene Vertilgung Thomasens hohes Verdienst ist **).

Was

*) Weishaupt in Ingolstadt, im Februar 1785. — Man s. Berl. Monatssch. 1785 April, S. 393, 394.

**) Es ist in der That merkwürdig, daß Thomas — als ob er noch nach seinem Tode hätte Satiren schreiben wollen — an einem andern Orte einen einfältigen aber sehr scholastisch-gelehrten Kandidaten der Theologie einführt, welcher in seinen Nebenstunden an einer Widerlegung des „verteufelten"

Was er vorzüglich an den Franzosen des Lobes und der Nachahmung würdig hielt, war die ausgebildetere Feinheit in ihren Gedanken, ihrem Vortrage, und in ihrem Umgange. Diese suchte er bekannter zu machen, und selbst die Theorie davon zu entwickeln. Wenn man (es versteht sich, dem Mehrtheile, nicht der völligen Allgemeinheit nach) die steife Pedanterei der Gelehrten, die geistlose Trockenheit ihrer Schriften, und die plumpen Sitten der Studenten in der damaligen Zeit bedenkt: so kontrastirt es ungemein, dagegen zu sehen, wie zur nehmlichen Zeit Thomas Definizionen und Bestimmungen des Unterschiedes von galant homme, honnête homme, bel esprit, und homme de bon goût anzugeben suchte; wie er einen „Diskurs" davon schrieb,

felten" Buchs von P. Rich. Simon arbeitet. Und gerade die Begierde nach diesem zweiten Buche ward gleichfalls dem Prof. Weishaupt zum großen Verbrechen angerechnet (man s. am ang. Ort S. 392). Den Namen des berühmten Kritikers wußte Hr von Dummhof zwar nicht recht zu schreiben: er nennt ihn, umgekehrt, Simon Richard; aber das Werk desselben heißt in dem Reskripte, nun freilich nicht ein verteufeltes, doch ein „gottloses Buch."

schrieb, „welchergestalt man den Franzosen „im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle;“ und wie er darauf abzweckende Vorlesungen ankündigte. Er bewirkte hierdurch, daß auch Weltleute ein Universitätsprogramm in die Hand nahmen (Thomas hat einige Briefe, die über sein erstes Programm von Standespersonen in französischer Sprache geschrieben worden, nachher selbst mit abdrucken lassen), daß von der andern Seite auch die Gelehrten über solche Ideen nachdachten, und daß der altmodische Schlendrian bei den Professoren *) und die grobe Ungezogenheit

*) Ein sehr heftiger Gegner Thomasens (es war, wie man bald erfuhr, der Theologische Professor Aug. Pfeifer in Leipzig) beweiset, daß Thomas das Decorum nicht lehren könne, weil seine eigne Conduite damit nicht übereinstimme, auf folgende Weise. Es sei in Leipzig eine beständige Gewohnheit, daß die Doktores, wenn sie disputiren, mit schwarzen Kleidern und Mänteln auf dem Katheder erscheinen; Thomas aber komme in einem bunten Kleide nebst einem Degen. — Ich weiß nicht, wie die itzige Sitte in Leipzig ist. Anderwärts aber erscheinen, nach Thomasens Vorgange, die Dozenten bei ihren Disputazionen so, wie andre wohlgekleidete Leute ihres Standes in großen Gesellschaften.

heit bei den Studenten etwas abnahmen. Es war damals gleichsam die Zeit der Scheidung zwischen Pedanterei und Weltton, zwischen unnützer Gelehrsamkeit und Praxis. Thomas trat ganz auf die Seite der letztern. Er trug ungemein viel bei, die Kluft, welche die gelehrte und die vornehme Welt trennte, zu überbauen, und das Gute was beide haben, zum nützlichen Gebrauch für beide untereinander in Verkehr zu setzen. Er verwies häufig auf die Sitten der höheren Stände; er lobte oft — man könnte vielleicht sagen, zu oft und zu sehr — den Hof, als die Quelle der guten und feinen Lebensart, als das Muster verständiger Geschäftsführung und praktischer Beurtheilungskraft: aber er schmeichelte wahrlich deshalb den Großen nicht. Die Nachricht von seinem Kursus der Wissenschaften „eröfnete er der studierenden Jugend in einem Vorschlag: Wie er einen jungen Menschen, der sich „ernstlich vorgesetzt, Gott und der Welt dermaleins im bürgerlichen Leben rechtschaffen zu dienen, „und als ein honnête und galant homme zu leben, „binnen dreier Jahre Frist in der Weltweisheit „und den einzelnen Theilen der Rechtsgelahrtheit „zu unterrichten gesonnen sei.“ Seine lateinische Logik, mit einer Einleitung von der Geschichte

der

der Philosophie, betitelte er Introductio in Philosophiam *aulicam* (Anleitung zur Hofphilosophie). Jn Frankreich hatte eben damals Abbé Gerard la Philosophie des gens de Cour geschrieben.

Als einen Beitrag zum nützlichen Welt- und Hofleben, machte er, in einem an den Kurfürsten von Brandenburg gerichteten Programm, „die „neue Erfindung einer wohlgegründeten und für „das gemeine Wesen höchstnöthigen Wissenschaft" bekannt: „Das Verborgene des Herzens anderer „Menschen auch wider ihren Willen aus der täg„lichen Konversazion zu erkennen;" welche er nachher in einer Streitschrift gegen Tenzel weiter ausführte. Ob sich die Erforschung des Charakters aus den Reden und Handlungen eines Menschen auf bestimmte Grundsätze bringen lasse, war wenigstens des Versuches wehrt; und dieser Versuch veranlaßte manche feine und scharfsinnige Bemerkungen. Thomas nahm vier Hauptneigungen in jedem Menschen an: Wollust (mit Jnbegrif der Liebe zum guten Essen und Trinken, und der Trägheit), Geldgeiz, Ehrgeiz, und die vernünftige Liebe *). Die verschiedene Mischung derselben,

*) So nannte er das Wohlwollen oder die moralische Gesinnung. Seiner „Einleitung der Sittenlehre" gab

derselben, welche er nach Graden bestimmte, mache den verschiedenen Charakter aus. Es lief hierbei natürlich manche Spielerei unter, so wie auch bei der ehmaligen Bestimmung der vier sogenannten Temperamente; im Ganzen überwog doch aber diese Gesprächsgnomik (wenn man so sagen kann) die in unsern Tagen mit einer Art von Wuth getriebene Physiognomik: sie führte zu psychologischen Beobachtungen, und veranlaßte eine für Deutschland neue Gattung der Behandlung philosophischmoralischer Gegenstände, die Charakterschilderungen. Thomas ließ seine Schüler entweder wirkliche Personen, mit denen sie umgingen, nach ihrem Charakter erforschen und denselben aufzeichnen; oder er theilte ihnen nur einzelne Data mit, um sie in der Beurtheilung und in der Zusammensetzung des Ganzen zu üben. Er zeigte ihnen, welche Mischungen möglich und unmöglich

gab er noch den zweiten Titel: „Von der Kunst, vernünftig und tugendhaft zu lieben; als dem einzigen Mittel, zu einem glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen.“ Das Erste, wegen der vierfachen Art von Begierde oder Liebe; das Zweite, wegen seines Glückseligkeitsprinzips, und der Neigung, Alles auf eine feine und galante Lebensart zu reduziren.

unmöglich wären; z. B. 50 Grad vernünftige Liebe könne nicht mit 30 Grad Geldgeiz beisammen bestehen. Eine seiner schwersten Aufgaben war: Ob ein Mensch in hohem Grade zugleich wollüstig und geizig sein könne, und wie dann die übrigen Angaben ausfallen müßten? Er zeichnete einen solchen Charakter so: 60 Grad Wollust, 55 Gr. Geldgeiz, 20 Gr. Ehrgeiz, 5 Gr. vernünftige Liebe. Den Gegnern seiner neuen Wissenschaft gab er das Problem auf: „Ob es „leichter sei, den allerverstelltesten Heuchler, oder „den abgerichtetsten Politiker, oder einen dissimu„lirenden Mann, von mittelmäßiger Kondizion „bürgerlichen Standes, oder ein sehr retirées „Frauenzimmer, oder endlich ein sehr hämisches „Kind von ungefähr 9 bis 10 Jahren, auszu„lernen?" Und entschied nachher, mit Anführung sehr feiner und treffender Gründe, daß die Schwierigkeit in Erforschung dieser Personen nach der Ordnung zunehme, nach welcher sie in dieser Frage genannt stehn: der Heuchler leichter zu enträthseln sei als der Hof- und Staatsmann, dieser leichter als der verstellungsfähige Bürger, u. s. w.

Sein aufmerksamer Scharfsinn entdeckte bald die Ursache, wodurch bei den Franzosen Kennt-

Kenntnisse und Aufklärung allgemeiner verbreitet, und die Sprache viel besser ausgebildet war, als damals beides in Deutschland Statt fand; und er beschloß, dasselbe Mittel, welches Jene gebrauchten, anzuwenden. Nehmlich: die Bearbeitung wichtiger, und selbst wissenschaftlicher, Gegenstände in der Muttersprache. Man weiß, daß noch in unsern Tagen die allgemeine Einführung dieses Gebrauchs Widerspruch gefunden hat, indem fast jede Fakultät ihr Gebiet gegen die Deutsche Lesewelt umzäunen wollte, und bald Gewissensunruhe, bald Verfall der Gelehrsamkeit, bald eine schädlich sein sollende Aufklärung des gemeinen Mannes, als Folge dieser Neuerung vorspiegelte. Thomas hat das Verdienst, die jedem denkenden Menschen anständigen Kenntnisse aus dem Lateinischen Luft- oder Dunstkreise (denn bis zu dem ächten Römischen Himmel schwang sich die Sprache der Kompendien und Disputazionen nicht empor) auf die Deutsche Erde herabgebracht zu haben. Er konnte recht gut Lateinisch schreiben, und hat dies in einer Menge Schriften gezeigt; aber ihm lag die Verbreitung nützlicher Einsichten am Herzen: und er glaubte, daß Gelehrte so wenig bloß für Gelehrte Bücher verfertigen, als Köche bloß für

Köche Mahlzeiten anrichten *) müßten. Mit Unrecht hält man Wolf für den Ersten, welcher philosophische und andre wissenschaftliche Gegenstände Deutsch behandelt habe; dieser folgte hierin nur Thomasens Beispiel. Thomas führte vortreflich aus **): „daß die Sprachen und deren „Wissenschaft zwar ein wesentliches Stück sei, „um diejenigen, die in andern Sprachen geschrie„ben haben, zu verstehen, und in Sachen, die „von der Auktorität einer gewissen Schrift depen„diren, nicht unterlassen werden sollte; .. anders „aber sei es in Sachen, die durch die allen „Nazionen auf gemeine Art eingepflanzte Ver„nunft erkannt werden. Die Weltweisheit ist „so leicht, daß dieselbige von allen Leuten, sie „mögen sein von was für Stand oder Geschlecht „sie wollen, begriffen werden kann. So schrie„ben auch nicht die Griechischen Philosophen „Hebräisch, noch die Römischen Griechisch; son„dern ein jeder gebrauchte sich seiner Mutter„sprache. Die Franzosen wissen sich dieses Vor„theils

*) Malim convivis, quam placuisse coquis.
Martial.

**) In der Vorrede vor seiner „Einleitung zur Vernunftlehre.“

»theils heutzutage sehr wohl zu bedienen. Warum
»sollen denn wir Deutsche stetswährend von An-
»dern uns auslachen lassen, als ob die Philoso-
»phie und Gelahrtheit nicht in unsrer Sprache
»vorgetragen werden könnte?«

Thomas schrieb die erste Deutsche Logik *). Er bestimmte dies Büchlein (nach dem damaligen Begrif von der Logik) zu einer Anleitung zum vernünftigen Denken überhaupt, zu einer Ausbildung des Verstandes, und einer Art von Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Er handelt alles sehr schrittweise ab, gleichsam vor den Augen der Leser das Für und Wider gegen einander abwägend. Er dringt immer auf eigene Prüfung, auf Selbstdenken, und spottet über »den alleinwahren und seligmachenden Aristoteles«. Er giebt einen Abriß der Anthropologie, wie man es itzt nennen würde: worin Psychologie, Anatomie, und Physiologie, Vergleichung mit den

*) Nehmlich die erste lesbare. Denn sonst hatte schon 1574 ein gewisser Bütner eine „Deutsche Dialektik“ geliefert, worin die Ausdrücke bis zum Widerlichen und bis zum Unverständlichen gekünstelt sind, obgleich auch manches gute Deutsche Wort mitunter vorkömmt. Man s. die (Deutschen) Acta Philosophorum, Stück 16, S. 586 folgg.

den Thieren, pädagogische, politische Ideen u. s. w. vorkommen. Zur Probe seiner deutschen Terminologie mag folgende Stelle dienen (Hauptst. 5, §. 22, 26, 28): „Wenn ich gedenke, so rede „ich allezeit innerlich mit mir selbst von den Bil„dungen. Durch diese verstehe ich alle Eindrük„kungen der äußerlichen Körper, oder derselben „Eigenschaften oder Bewegungen, in unser Ge„hirn: sie mögen nun vermittelst der Augen . . . „oder andrer Gliedmaßen und der dabei befindli„chen Sennadern [Nerven], die alle in dem „Gehirn zusammen kommen, daselbst eingedrückt „werden. Und also verstehe ich über die [außer„der] Bildung der äußerlichen Gestalt, auch die „Bildung des Klangs, des Geruchs, u. s. w. „Unter dem Gefühle begreife ich auch etliche un„gemeine Arten der Empfindlichkeiten, die von „Andern als ein absonderlicher Sinn betrachtet „werden, als Hunger, Durst, u. s. w.“ — Was that nun der Censor in Leipzig, Herr Lizenziat Heshusius, Professor Organi Aristotelici, als Thomas ihm seine Logik einreichte? Er erklärte: Es sei wider sein Gewissen, die Erlaubniß zum Druck derselben zu ertheilen, weil sie deutsch geschrieben sei. So zart ist das Gewissen der Censoren, wenn man ihnen Entscheidungen nach

nach eigener Willkür erlaubt, und sie nicht an bestimmte allgemein bekanntgemachte Vorschriften bindet! Thomas mußte sein Manuskript mit nach Halle nehmen, wo er es ungestört drucken lassen konnte.

Er schrieb, was damals vollends unerhört war, seine Programme in deutscher Sprache. Diese Neuerung erregte das allgemeinste Geschrei gegen ihn. Allein, er blieb standhaft bei dieser Sitte; welche, nebst mehrerm Guten, auch den nicht unbeträchtlichen Vortheil bewirkte, daß die braven deutschen Hausväter nun doch erfuhren, was ihre Söhne für ihr Geld bei den gelehrten Herren auf Universitäten lernten. — Mehrere Stellen aus seinen deutschen Schriften über wissenschaftliche Gegenstände sind schon oben angeführt worden. Er behandelte in dieser Sprache auch Materien aus der Geschichte, aus der Rechtsgelahrtheit; selbst aus der eigentlichen alten Literatur, z. B. Aufgaben und Versuche über den Sinn einiger dunklen Stellen im Cicero; u. s. w. u. s. w. —

Vorzüglich merkwürdig ist eine Art von Thomasens Schriftstellerei in seiner Muttersprache, wodurch er der Stifter einer höchstausgedehnten und weitverbreiteten Bücherklasse geworden ist.

Thomas hat die erste Monatsschrift in deutscher Sprache geschrieben. Auch hierzu gaben ihm die Franzosen das Beispiel. Sein Eifer für die Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse faßte den Gedanken auf; und die Art, wie er ihn ausführte, erregte die allgemeinste Sensazion. Man fand Unterhaltung mit Belehrung gepaart, Witz mit Wahrheit, Spott mit Verstand verbunden. Man erhielt Nachrichten aus mehrern Fächern der Künste und Wissenschaften, man las von merkwürdigen Fragen und Streitigkeiten: und alles dies in einer so planen Schreibart, daß auch der Unstudierte es verstand. Die den profanen Blicken bisher fast ganz entzogene Gelehrte und Geistliche Welt mußte hier, ohne den heiligen Schleier, vor Aller Augen auftreten, und ihre Rolle zur Belustigung, gewiß auch oft zum Erstaunen, der deutschen Leser spielen. Der große Beifall, den diese neue Art des Vortrags erhielt, konnte nicht anders als Nachahmer erwecken. Thomas trat die Laufbahn mit dem Jänner 1688 an, und gleich im folgenden Jahre gab der nicht ungeschickte Vielschreiber Tenzel seine Monatlichen Unterredungen heraus. Seitdem ist bekanntlich die Menge der Journale und periodischen Blätter aller Art zu einem wahrhaft unübersehbaren

baren Heere angewachsen. — Was man auch mit Gründe über den Mißbrauch und die Mängel dieser Gattung Schriften erinnern, oder noch leichter ohne Grund mit vornehmer Mine spötteln kann; so bleibt doch ausgemacht: daß sie die bequemste und schnellste Gelegenheit verschaffen, von allem, was als ausgezeichnet gut oder böse Merkwürdig, im gemeinen Leben oder in den Wissenschaften oder in den Sitten Wichtig, für die etwas gebildeteren Bürgerklassen Wissenswehrt ist, kurz von allem Gemeininteressanten Nachrichten zu verbreiten; daß sie eben so das Mittel an die Hand geben, neue Ideen bekannt zu machen, und deren Prüfung zu veranlassen, indem manches Nützliche, worüber man nicht gleich ein Buch schreiben will, doch vorgetragen zu werden verdient, und durch den Weg solcher kurzen Aufsätze Jeder sofort im Stande ist seine Erinnerungen dagegen dem Publikum vorzulegen, welches dann, gleichsam als ein ungesehener Zuhörer bei einem freimüthigen Gespräche, diesen allgemeinen und lebhaften Diskussionen beiwohnt, und dadurch zum Selbstdenken gewöhnt wird; daß eben deshalb die ersten Köpfe unter den kultivirten Nazionen neuerer Zeit — ein Leibnitz, Bayle, Franklin, Möser — solche Institute ent-

 weder

weder selbst gestiftet, oder durch ihren Beitritt unterstützt haben *); ja daß man aus dem völligen Mangel eines Jurnales auf den geringen Grad der Geistesbildung und der Geistesfreiheit in einem Lande sicher schließen kann.

Thomas

*) Seltsam genug kontrastirt es hiermit, wenn ein paar neuere Sophisten, Hr. Schlosser und Hr Jakobi, von Jurnalen und von Personen welche sich mit Jurnalen befassen, nicht verächtlich genug glauben reden zu können. Sie fanden zwar für gut, selbst Aufsätze in periodischen Schriften drucken zu lassen; allein, man sah bald, daß sie dies nicht wegen veränderter Meinung thaten, sondern bloß um das Ihrige zur Ausrottung einiger Jurnale beizutragen. Dies ist ihnen auch völlig mit dem Deutschen Museum und dem Neuen deutschen Museum gelungen; und es wird ihnen wahrscheinlich mit allen Jurnalen gelingen, welche sie, so wie jene beide, mit ihren reichlichen Beiträgen beehren werden. — Ein paar andre berühmte Deklamatoren gegen die Jurnale, Hr Lavater in Zürch und Hr Hofmann in Wien, gaben sogar eigene Monatsschriften heraus. Sie fanden aber, natürlich zu ihrer großen Freude, das Publikum durch ihre bündigen Beweise von der Unnützlichkeit der Jurnale so überzeugt, daß sie die ihrigen nur ein einziges Jahr (Jener 1790, Dieser 1792) erhalten konnten.

Thomas legte seine Monatsschrift eigentlich zu einem rezensirenden Jurnale an; allein, im Grunde brauchte er nur diese Einkleidung, um, bei Gelegenheit neu erschienener Schriften, desto bequemer die Unwissenheit und Scheinheiligkeit zu geißeln, wenn diese unter der Larve der Gelehrsamkeit und der Gottesfurcht auftraten. Er handelte auch eigene Materien ab: über die richtigste Art die Wissenschaften zu bearbeiten, gegen die Aristotelisch-Scholastische Philosophie, über die Fehler des gerichtlichen Prozesses, u. s. w. — Der Vortrag war Gesprächsweise *), doch nicht dramatisch, sondern so, daß die Zusammenkunft mehrerer Personen in einer Kutsche, in einer Studirstube, u. s. w. erzählt, und dann ihre Unterredungen beschrieben wurden. Diese etwas weitschweifige Form sollte die Einseitigkeit der

M 5 Urtheile

*) Thomas gab seiner Monatsschrift Anfangs den Titel: „Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch „vernunft- und gesetzmäßige Gedanken, oder Mo„natsgespräche, über Allerhand, vornehmlich aber „neue Bücher.“ Nachher, im März 1688: „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfäl„tige Gedanken.“ Darauf, im J. 1689: „Frei„müthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Ge„danken.“

Urtheile und die Steifheit des Dozententons vermeiden; zuweilen redete aber Thomas auch in eigener Person.

Der Hauptton war scherzend und spottend. Mit Recht: theils der größern Wirksamkeit wegen (Ridiculum acri Fortius ac melius magnas plerumque secat res); theils weil es unmöglich ist, über gewisse Dinge ernsthaft zu bleiben (satiram non scribere). Thomas machte seine Leser auch mit den berühmten Französischen Satirikern der Zeit bekannt, Boileau, Moliere, u. s. w. Eigentlich aber herrscht in seiner Monatsschrift mehr eine gewisse derbere über das Ganze verbreitete Lustigkeit, als eine von Phantasie und Geschmack elegant ausgebildete, und mit Witz wie mit einer Würze überstreute, Schreibart. Jene paßte besser für seine Zeitgenossen, für welche diese noch zu fein gewesen wäre. Sie sollten nicht zur Erhohlung von angestrengten Gedanken anmuthig unterhalten, sondern erst durch anlockende Einkleidung zum Nachdenken gebracht werden. Er setzte seine Leser schon gleich durch die Vermischung des Kostume in lachende Laune. Dahin gehört die Wahl der Personen seiner Gespräche, indem diese sowohl am Stande als in der Denkungsart auf das weiteste von einander verschieden sind.

sind. Dahin, zur Verspottung der damaligen Disputazionsmaterien auf Universitäten, der Vorschlag zu einigen gelehrten Untersuchungen, z. B. aus der Geistlichen Geschichte: ob David bereits Kaffee getrunken habe? Dahin, um dem fast göttlich verehrten Aristoteles seinen Heiligenschein zu nehmen, die komische Lebensgeschichte dieses Philosophen: wie er in seiner Jugend mit Ausschweifungen sein Vermögen durchgebracht, und sich nur durch Verfertigung und Verkaufung von Fleckkugeln, Schminke und Haarpuder erhalten; wie er hernach fleißig unter Platon studieret, diesen aber zuletzt zu Tode geärgert habe, weil er statt des schwarzen Mantels und Hälschens, ein buntes Kleid, ein Spitzenhalstuch und einen Degen trug *); auch Andere zu solcher Tracht beredete; wie er an den Hof Philipps von Mazedonien gekommen, dort das Lhombrespiel erfunden, sich in die Königinn Olympias verliebt, auch endlich nach vielen Bemühungen und Abenteuren, Gegenliebe erhalten habe. — Das erste Stück eröfnet sich mit einer Zuschrift an zwei Personen aus Moliere's Lustspielen, einen Heuchler und einen Pedanten: wo untersucht wird, wem von [illegible] beiden

*) Man s. oben S. 164, die Note.

beiden der Vorrang gebühre, und ihnen zuletzt der Rath gegeben wird, lieber diese Monatsschrift nicht zu lesen, weil sie viel Ärgerliches und Anstößiges darin finden würden. Jedem Stück ist ein Titelkupfer beigefügt: welches sich bisweilen nur auf die Personen des Gesprächs bezieht, z. B. eine im Schnee umgeworfene Kutsche, eine in Unordnung gerathene Stube: zuweilen auch auf den Inhalt, als (in obiger Manier) Platons Schüler, welche mit Säbeln und Degen ihrem Lehrer eine Nachtmusik bringen und ein gedrucktes Karmen überreichen; Aristoteles, wie er der Königinn Olympias einen aufgegangenen Schuh zubindet. — Diese Einfälle, ob sie gleich itzt unbedeutend oder gar platt scheinen können, waren damals von großer Wirkung; und trugen, nebst den vielen treffenden Bemerkungen woran es in Thomasens Schriften niemals fehlte, ungemein viel zur Umstürzung der Schulidole und zur Überzeugung seiner Leser aus allen Klassen bei.

Thomasens Monatsschrift macht einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Literatur, der Denkungsart, und der Sitten unsers Vaterlandes. Sie gab dem Protestantischen Deutschlande, welches durch die Reformazion zum Selbstdenken reif geworden war, das was ihm noch fehlte:

fehlte; einen geschickten Anstoß, und ein leuchtendes Beispiel. Ihr hauptsächlich verdanken wir die segensvolle, damals zuerst öffentlich gezeigte und öffentlich vertheidigte, aber auch damals und seitdem und noch itzt mit mancherlei Waffen bestrittene, Freiheit des Denkens und Untersuchens, des Lehrens und Schreibens. Heilig muß jedem Deutschen, der Vernunft und Freiheit zu schätzen weiß, Thomasens Andenken sein! Noch mehr aber jedem Herausgeber periodischer Schriften, da der Stifter derselben, mögen sie rezensirenden oder selbsterörternden Inhalts sein, dieser edle Mann war. — O daß sein Geist über seinen Nachfolgern in dieser Bahn ruhe! Daß die große Absicht, welche er bei seinen Blättern hatte, ihnen stets gegenwärtig vorschwebe; und der Gedanke an deren Erfüllung gleichsam ihren Beruf heilige! Mich dünkt, jeder derselben muß itzt, da eine Art von Jubiläum für Thomaseys Gedächtniß eintritt, sich auf das festeste vorsetzen, Ihm, wenn man auch an Einsichten, an Talenten, oder an Glück ihm nachstehen muß, doch gleich zu werden an Redlichkeit der Gesinnungen, an Thätigkeit in Anstrengung aller Kräfte, an Eifer zur Verbreitung jedes Guten, am Bemühen zur Beförderung des prü-

fenden

fenden Nachdenkens, an aufrichtiger Liebe zur Wahrheit; — und vorzüglich an Freimüthigkeit, um was man als gemeinnützige Wahrheit erkannt hat, offen zu sagen, um Irrthümer zu vertilgen und Vorurtheile zu bekämpfen, um nur der Vernunft zu huldigen: ohne Furcht vor den Feinden der Vernunft und der Wahrheit, mögen es nun (mit Thomasen zu reden) „kopfhängerische oder „allzulustige Orthodoxen" sein; und ohne Rücksicht auf den verachtungswürdigen Parteigeist, der freilich im J. 1794 noch eben so gerne verkätzert und verfolgt, als er es im J. 1694 that.

Da, nach Thomasens eigenem Ausdruck, „seine Deutschen Monate" das „ganze Heer der „Pedanterei und der Heuchelei" gegen ihn in Aufruhr brachten; so ist hier wohl die schicklichste Stelle, von seinen Streitigkeiten zu reden. Natürlich nannte man ihn einen unruhigen Kopf, einen zänkischen, streitsüchtigen Menschen. Denn er brachte ja in laute Anregung, was die Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn zur Täuschung der übrigen Welt ganz ehrenfest seit Jahrhunderten ungestört thaten, oder ganz heimlich zu ihrem wohlerworbenen Täuschungsrechte noch hinzuzufügen suchten. Man hörte seine Stimme immer öffentlich an das Publikum; während die klügere

klügere Gegenpartei sich, außer auf der Kanzel *), eben nicht an diesen neuentstandenen Richter wandte, sondern lieber im Stillen, durch ihren Einfluß bei der Regierung, dem freimüthigen Schriftsteller Censurzwang, Konfiskazion seiner Schriften, Verbot seiner Vorlesungen, Kriminalprozesse und gefängliche Haft bereitete. Andere hingegen, vorzüglich Ausländer, schrieben unaufhörlich wider ihn; und da er selbst unermüdet in Ersinnen nützlicher Ideen und in Verbreitung derselben war, so dauerten die heftigen Widerlegungen bis an seinen Tod fort. Diese ewigen Streitschriften waren ein unvermeidliches übel, aber es erwuchs daraus ein großer Vortheil: die Beförderung der gelehrten Freiheit; und wenn noch itzt manche Weltleute ihr Mißfallen an den Streitigkeiten der Schriftsteller so laut bezeugen, so sollten sie bedenken, daß diese Streitigkeiten nur dann von sehr langer Dauer und von nachtheiligen Folgen werden, wenn Weltleute dabei Partei nehmen, und durch unschriftstellerische Mittel einen Handel entscheiden wollen, welcher nicht für ihren Richterstuhl gehört.

Gleich

*) D. Pfeifer predigte fleißig gegen Thomasens Lehrsätze und Schriften, wahrscheinlich zu großer Erbauung seiner Zuhörer.

Gleich die ersten beiden Stücke der Thomasischen Monatsschrift (Jänner und Februar 1688) erregten Klagen von Leipziger Professoren, welche höheren Orts die Bestrafung des Verfassers und die Unterdrückung der Schrift nachsuchten. So ging es fast bei jedem Monatsstücke dieses und des folgenden Jahres. Die Hauptkläger waren die 3 Theologen: Valent. Alberti *), welcher die Philosophische Fakultät theils gegen den kühnen Schriftsteller, theils gegen den mit zu vielem Beifall lesenden Privatdozenten aufwiegelte; Joh. Bened. Karpzov, und Aug. Pfeiffer, die Anhetzer des Stadtministeriums in Leipzig und der Theologischen Fakultät. Diese Männer hießen ehemals berühmt; itzt wird ihr Namen nur noch in den Schriftstellerverzeichnissen genannt: aber, was sie auch an gelehrtem Ruhm sonst mögen besessen haben, wägt nicht zum dritten Theile die Schande auf, womit sie sich selbst als intolerante, und

*) Er konnte es Thomasen nicht vergeben, daß dieser sein Prinzip des Naturrechts nicht gelten ließ (man s. Jänner S. 20), daß er den Ungrund von einem Tadel Alberti's gegen Pufendorfs Schwedische Geschichte gezeigt hatte, daß er ihm Zuhörer abspänstig machte, und — ein junger weltlicher Mann! — sich mit einem Theologen messen wollte.

und bis zu niedrigen Verläumdern herabsinkende, Verfolger gebrandmarkt haben. — Thomas spottete (wohl nicht ohne manchen Seitenblick auf das System und das Betragen seiner Kollegen, deren er aber Keinen nannte) über die Aristotelisch-Scholastische Philosophie, über die verkehrte Behandlung der Wissenschaften, über die Mängel des akademischen Vortrags, über die schimpfliche Unwissenheit sogenannter Gelehrten in wichtigen Fächern (z. B. der Literargeschichte, des Staatsrechts für Juristen, u. s. w.), über den unprotestantischen Verfolgungsgeist bei den Protestanten, über die Unmoralität mancher Orthodoxen, über die Mißbräuche bei der Censur, über das Ungerechte und Lächerliche bei der damaligen Prozeßart, über die gewöhnlichen Schriftsteller der Kirchengeschichte, über schlechte Prediger, über heuchlerische Geistliche, über unbrauchbare Pedanten, und am Ende über seine Gegner. Nun hieß die Klage bei dem Kurfürstl. Oberkonsistorium in Dresden: „Er trage ehrenrührige Beschuldigungen gegen die Professoren vor; mache die Wissenschaften, welche unter Befehl und Schutz des Landesherrn gelehrt würden, lächerlich, und vergreife sich dadurch auf das frechste an Sr. Durchlaucht Höchstem Ansehn selbst; er bediene sich einer

 spötti-

spöttischen und ärgerlichen Schreibart, noch dazu in deutscher Sprache, so daß auch der gemeine Bürger ihn lesen könne; er lästere Jedermann, und besonders seine ehmaligen Lehrer; verachte die Religion; spotte der Prediger und ihrer Predigten; und habe sogar wenig Tage vor dem Genuß des Abendmahls eine Schmähschrift wider seinen Beichtvater (Karpzov) aufgesetzt; außerdem habe er noch, wider die Verfassung der Universität, eigenmächtig einen Hörsaal in seiner Wohnung angelegt."

Diese harten, von so angesehenen Männern und ganzen Kollegien eingereichten, Anklagen auf Injurien, Majestätsverbrechen und Religionsverachtung fanden doch den erwünschten Erfolg nicht, da Thomas sich vortreflich vertheidigte, und — was wohl am meisten entschied — einen großen Beschützer bei Hofe *) hatte. Er durfte seine Monats-

*) Ich finde diesen Staatsminister niegend genannt; nur folgende, zur Kenntniß des damaligen Zustandes nicht uninteressante, Nachrichten über ihn bei Thomasen selbst. Er war ein aufgeklärter und freimüthiger Mann, liebte und beförderte die Wissenschaften, ging mit Thomasen so gütig ja freundschaftlich um, und nahm sich seiner so lebhaft an, daß dessen Feinde aus Furcht manche schon angefangene

Monatsschrift fortsetzen; und that dies mit der nehmlichen Freimüthigkeit im Urtheilen. Den ersten Band (von 6 Monaten) dedizirte er dem Kur-

 fürsten

fangene Klage wieder fallen ließen, und gerne da der Hof einen friedlichen Vergleich anbefahl, in denselben willigten. (Einige Bedingungen desselben waren seltsam genug. Alberti verlangte, daß Thomas ihn in seinen Monatsgesprächen auch einmal loben solle. Dieser that es; machte aber, als nachher A. ihm neue Feinde erregte, bekannt, daß er es nur auf dessen Begehren gethan habe.) — Indeß verlor Thomas nachher diesen mächtigen Beistand. Als er 1689 in einer bloß gelehrten Streitigkeit sich für eine Meinung erklärte, welche aus andern, politischen, Gründen dem Hofe mißfiel; entzog der Minister ihm seinen Schutz, und gab ihn, ziemlich ungroßmüthig, den Verfolgungen der Pedanten und Heuchler Preis.

Dieser Staatsmann war Premierminister bei Joh. Georg III; aber er wusste sich demungeachtet, als derselbe 1691 starb, nicht nur sehr geschickt gegen seine Neider und Feinde zu halten, sondern auch bei dem Sohne und Nachfolger des Verstorbenen, dem Kurfürsten Joh. Georg IV, in die höchste Gunst zu setzen. Viele Gelehrte drängten sich zu dem neuen Mäzen. Es kam damals in Sachsen die kützliche Kontrovers von der Erlaubniß, nicht sowohl des Konkubinats, als sogar der Polygamie,

fürsten Johann Georg III in einer sehr würdigen Zuschrift: worin er ausdrücklich erklärt, daß er diesen Schritt aus keiner der gewöhnlichen Ursachen wage, aber sich auch des Schutzes von seinem Fürsten gegen seine Feinde völlig versichert halte. Zum allgemeinen Titelkupfer des Bandes wählte er, gleichfalls kühn genug, die Scene aus Moliere's Tartüffe, wo dieser Betbruder in seiner

ganzen

gamie, auf das Tapet; und man wusste, daß der berühmte Sam. Stryk, welcher ehemals in Frankfurt an der Oder, nun aber in Wittenberg stand, und bei Hofe sehr beliebt war, ein Responsum so wie man es wünschte, gegeben hatte: nehmlich daß die Polygamie nicht wider das Geistliche Gesetz und erlaubt sei. Allein, der Kurfürst starb bereits 1694; ihm folgte sein Bruder Friedrich August I. Alsbald ward der Staatsminister, von dem hier die Rede ist, entlassen. Es erfolgten noch größere Erschütterungen bei Hofe, indem über die Kontrovers von der Polygamie und manche damit verknüpfte Umstände schwere Kriminalprozesse angestellt wurden, wobei man weder des hohen Adels noch der Damen schonte. Stryk hatte von Glück zu sagen, daß er damals schon in Halle war. Der entlaßne Minister kam zwar nicht mit in die peinliche Untersuchung; doch fand er für gut, sich eine Zeitlang aus Sachsen zu entfernen, und begab sich nach Berlin.

ganzen Schändlichkeit entlarvt dasteht. — Indeß sah er wohl ein, welchem Zwange man ihn in Leipzig unterwerfen würde. Er flüchtete also, noch nicht für seine Person, aber vorläufig mit seiner Monatsschrift, in das gesegnete Land der Denkfreiheit, in das Brandenburgische. Er ließ die letzten Monate dieses Jahrganges (1688), und so auch den folgenden, in Halle drucken und censiren. Wohl dem Lande, wo eine aufgeklärte Censur keine gemeinnützige Thätigkeit verscheucht, und sogar die an andern Orten unterdrückte Freiheit in ihren Schutz nimt! Diese Veränderung des Druckorts hatte inzwischen die natürliche Folge, daß die Stücke nicht mehr in den Monaten erschienen, deren Namen sie trugen.

Im J. 1689 erhob sich ein gefährlicheres Ungewitter gegen Thomas, bei Gelegenheit von zwei Streitigkeiten, in welche er nicht allein unschuldig, sondern als ein redlicher und edler Mann, verflochten ward. Die sogenannten Pietistischen Händel fingen an das größte Aufsehn in Sachsen zu erregen. Es ist bekannt, daß Spener, einer der wohlthätigsten Beförderer der praktischen Religion, (damals Kursächsischer Kirchen- und Oberkonsistorialrath in Dresden) auf die bessere Bildung der jungen Theologen sorgfältig bedacht war;

und daß der fromme und unermüdet thätige Franke, welchen Spener eine Zeitlang bei sich im Hause gehabt hatte, nebst einigen andern Magistern, in Leipzig diesen Plan auszuführen anfing. Nichts war simpler, und zugleich nützlicher, als was diese Dozenten thaten: sie drangen auf genaue Kenntniß und Exegese der Schrift, vorzüglich des Neuen Testaments, in der Grundsprache, zu welchem Behuf sie ein Kollegium Philo-Biblikum stifteten, und auf Gottesfurcht und Tugend im Wandel. Aber sogleich erhob sich ein mächtiger Widerspruch der ältern Professoren, welche zwar fleißig Vorlesungen über scholastische Philosophie, unkritische Dogmatik, unhistorische Polemik, und über die kahlen Predigerkünste, Homiletik genannt, hielten, aber an jene beiden Dinge: wahre Auslegung der Bibel, und wahre Anwendung des Christenthums, bisher nicht gedacht hatten. Es waren die nehmlichen Theologen, welche mit Thomas Streit führten; und ihrem unglücklichen Einfluß bei dem Kurfürsten (vorzüglich durch den Konsistorialrath und Oberhofprediger Samuel Benedikt Karpzov in Dresden, den Bruder des Theologischen Professors in Leipzig) gelang es endlich, nebst Thomasen auch den vortreflichen Spener zu verdrängen. Sie eiferten

eiferten mit wahrer Wuth gegen die sogenannte „neue Sekte," welcher sie den Spottnamen Pietisten beilegten, und über welche sie selbst und ihre Helfershelfer unzählige Büchlein, Pasquille, Klageschriften, und Verläumdungen ausstreuten.

Wie diese Partei nachher zum Theil ausgeartet ist, wie sie in läppische Spielwerke verfiel, plötzliche Bekehrungen, von welchen sich Stunde und Minute angeben ließe, verlangte, und abenteuerliche Mystik statt der Vernunft auf den Thron setzte: geht uns hier nicht an. Genug, so lange ein Spener und Franke an der Spitze dieser Partei standen, konnte jeder rechtliche Mann sich mit ihr befassen. Allein, dieses that Thomas nicht einmal: er ließ sich nicht sowohl auf die Sache selbst ein, sondern sprach nur, als Jurist, über den Gang des Rechtshandels. Franke nehmlich, der schon oft selbst auf Untersuchung gedrungen hatte, und sich nun, dem Befehle des Hofes gemäß, vor der Universität stellen mußte, wählte sich Thomasen zum Konsulenten, da die Klage so verwickelt und die Akten so weitläuftig geworden waren. Die Erbitterung der Ankläger, die Parteilichkeit der Richter, die elenden Kabalen bei der Rektorwahl, müssen jeden wohlgesinnten Leser empören. Thomas setzte ein an Franke gerichtetes „Rechtliches

liches Bedenken " auf, worin er die Unförmlichkeiten des gegen ihn geführten Prozesses darlegte. Er zeigte: daß die Ankläger und Denunzianten zugleich Richter gewesen; daß, gegen alles Recht, und ohne Vorfindung des mindesten Korpus Delikti, sogleich zur Spezialinquisizion geschritten sei; daß die Zeugen- und Inquisizionalartikel durch einander gemengt, und diese Artikel selbst lächerlich, gottlos, verfänglich, und abgeschmackt verfaßt wären; daß die Zeugen nicht gehörig befragt, und wenn sie aus Hörensagen erzählt, oder sich gar als Lügner offenbart hätten, dennoch für glaubwürdig angenommen worden; daß die Berichte nach Hofe voll Unwahrheiten seien, und von den Akten widerlegt werden; daß das Kommissorium nicht vorgezeigt, und von den Kommissarien überschritten sei. Dies Bedenken übergab Franke zugleich mit seiner selbstverfertigten Vertheidigungsschrift; es ward späterhin, ohne Thomasens Wollen und Wissen, gedruckt. Eigentlich konnte Thomas wohl nicht in den Verdacht einer übertriebenen Frömmigkeit kommen. Allein man verzieh ihm auch diesen juristischen Antheil an der Sache der verhaßten Neuerer nicht: Keiner sollte ihnen beistehn oder rathen; und man suchte Thomasens Äußerungen gegen die Scholastische

lastische Philosophie und Theologie hervor, um ihn zu einem Anhänger der Pietisten zu stämpeln.

Die zweite Sache betraf seine im Jänner (S. 26 folgg.) angeführte Schrift bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Zeiz. Diese Vermählung war gegen den Willen und den Plan des Kursächsischen Hauses; und daher verlor Thomas, als er bloß juristisch und publizistisch die Rechtmäßigkeit solcher gemischten Ehen vertheidigte, seine Beschützer am Hofe. Desto leichter konnten seine Feinde ihn stürzen. Um noch feiner zu gehn, handelten sie nicht selbst hierbei, sondern hetzten einen andern Theologen, D. Kaspar Löscher in Wittenberg auf, der eben damals eine (wie Thomas sagt) so „orthodox „eingerichtete" Disputazion von Vermeidung der Kätzer hatte drucken lassen, „daß sie mehr einer „Predigt als einer vernünftigen Disputazion „ähnlich sah." Nicht nur nannte er hierin die Reformirten geradezu und in den härtesten Ausdrücken Kätzer; sondern beschuldigte sie, mit einer Frechheit wozu nur die Parteiwuth begeistern kann, in ihren Katechismen (welche doch Jeder nachzuschlagen im Stande ist) mit dürren Worten den Glauben an Christus zu verwerfen. Thomas hatte, in seiner Schrift gegen den Propst Müller,

 dieser

dieser Verunglimpfungen (doch ohne Löschern zu nennen) mit der Indignazion erwähnt, welche jeder Ehrliebende dabei empfinden muß. Löscher kannte gewiß die Kraft der Wörter „Synkretist“ und „Kryptokalvinist“ in Sachsen; um aber noch sichreres Spiel in seiner Anklage bei Hofe zu haben —

Man muß sich wahrlich wundern,
Wie doch ein Heiliger, der sonst so ganz
Im Himmel lebt, zugleich so unterrichtet
Von Dingen dieser Welt zu sein herab
Sich lassen kann. Es muß ihm sauer werden!

— zeigte er, wider allen Schein der Wahrheit, an: Thomas habe in jener Schrift „zu Gunsten der „Reformirten, dem (enthaupteten) Krell das „Wort geredet, und die frommen Vorfahren „Sr. Durchlaucht in dem was sie zur Erhaltung „der reinen Lutherschen Lehre gethan, schändlich „gelästert.“

Die Leipziger waren nun ihres Sieges so gewiß, daß das Predigen und Lehren gegen Thomas kein Ende nahm. Pfeifer hielt Vorlesungen wider die Atheisten, unter welche er Thomas deutlich genug mitrechnete. Dieser las dagegen unentgeldlich über den Unterschied des Rechts und des Anständigen, um sich vor desto mehr Zuhörern

wider

wider jene Beschuldigung vertheidigen zu können. Über diese Nothwehr klagten seine Feinde, als über eine Gewaltthätigkeit, bei Hofe; und erhielten Recht: ihm ward dies Kollegium untersagt. Der Befehl war, wie es bei Machtsprüchen ohne Form zu gehen pflegt, etwas undeutlich; und, als endlich ein bestimmtes Verbot kam, schloß er seine Vorlesungen: fing aber sofort andere, gleichfalls unentgeldlich, über die Vorurtheile an. Hier schilderte er unter andern den wahren Christen, im Gegensatz des Heuchlers: in dem ersten Bilde fand man Züge von den Pietisten; in dem zweiten, fühlten sich seine Gegner getroffen. Von den Heuchlern gab er 14 Charaktere an; und darunter: daß sie von Menschen gemachte Bekänntnißbücher der heil. Schrift an die Seite setzten, bei Streitigkeiten sich mehr auf diese menschlichen Bücher als auf die Schrift beriefen, u. s. w., alles mit Stellen aus dem Neuen Testamente belegt. — Nun erfolgte eine neue Klage: „daß er Dinge, die er zu lehren keinen Beruf habe, in seinen Vorlesungen abhandle; auch oft in seiner Monatsschrift, was von Predigern auf der Kanzel dem Worte Gottes gemäß vorgetragen werde, auf das schimpflichste durchhechle.“

So mußte Thomas wohl fallen: als Pietist oder als Atheist, als Unchrist oder als Freund der Reformirten, als Feind der Geistlichen oder der Weltlichen Obrigkeit. Hätte man doch nur daran gedacht, daß diese Beschuldigungen sich zum Theil widersprachen! Hätte man, sagt Thomas, „mir, ich will nicht sagen, die Gnade, sondern „gemeines und einem Bettler nie zu versagendes „Recht (darum ich auch zuvor etliche Jahre in„ständigst gebeten), widerfahren lassen, und „mich über diese Leipziger und Wittenberger An„schuldigung gehört . . .“ Es erfolgten aus dem Oberkonsistorium zu Dresden im März 1690 an die Universität zu Leipzig zwei Befehle: 1) in Rücksicht der Leipziger Beschwerden, dahin: daß „Thomasen ernstlich und bei Strafe von 200 Rft. alles Kollegienlesen und Disputiren, es geschehe publice oder privatim, oder auf was Art und Weise es wolle, und jede Herausgebung irgend einiger Schriften, bis auf weitere Verordnung, untersagt werde;“ 2) auf die Wittenberger Denunziazion: „daß man sich seiner Person versichern, und dann gegen ihn peinlich inquiriren solle.“ Der erste Befehl ward gleich allgemein ruchtbar; mit dem zweiten hielt man zurück, um Thomasens desto sicherer habhaft zu werden:

man

man wollte, wenn er im Termin zur Publikazion des ersten Befehls erschiene, dann mit dem zweiten hervorrücken, und ihn sogleich festsetzen. So sollte ein braver Mann, dem nichts Sträfliches zur Last zu legen war, ein thätiger Dozent, ein guter Ehemann, ein redlicher Vater, bloß weil Heuchler und Pedanten vor seiner Geistesüberlegenheit zitterten, um Vermögen, Ehre und Freiheit kommen! Das Erste verlor er wirklich, obgleich er es bald genug besser wieder fand. Er konnte, da er unbesoldet war, bloß von Kollegien und vom Bücherschreiben leben; er hatte aber ein solches Verbot schon erwartet, und auf den Fall seinen Entschluß gefaßt. Diesen führte er itzt aus: er verließ sein Vaterland, an welches ihn nichts mehr band, sein Vaterland dem er so gern nützlich gewesen wäre, das ihn aber itzt verstieß: er verweilte nicht erst, um das Verbot anzuhören, sondern reiste sogleich nach Berlin, und suchte um die Erlaubniß an, in Halle leben und dort Kollegien lesen zu dürfen. Seine Feinde erstaunten, daß sie ihn hatten entkommen lassen. Nun mußte der Schöppenstuhl in Leipzig gegen ihn das Urtheil sprechen: „daß er zum Arrest zu bringen, und gegen ihn mit der Spezialinquisizion zu verfahren sei.“ Seine hinterlassenen Habseligkeiten wurden in

in Beschlag genommen. Alles dies geschah im März 1690; und Thomas erfuhr, während er in Berlin war, erst aus diesen Verhandlungen, mit welchem Grimm seine Feinde ihn zu verderben getrachtet hatten.

Desto gütiger ward er in dem von ihm zum Aufenthalt gewählten Lande behandelt; und es macht dem Staatsminister Eberhard von Dankelmann unsterbliche Ehre, daß er den aufgeklärten und rechtschaffenen Mann auf solche Weise aufnahm. Thomas erhielt sogleich den Charakter eines Kurfürstlichen Raths, und 500 Thaler Besoldung. Sein neuer Landesherr verwandte sich auch bei dem Kurfürsten von Sachsen für ihn; und er durfte endlich in der Mitte des J. 1691 eine Familie und seine beweglichen Güter aus Leipzig wegholen.

Mit welchem Hohne seine Feinde in Leipzig und Wittenberg auf den flüchtigen Thomas und die von ihm angefangenen Vorlesungen in Halle herabsahn; mit welchem frommen Grimme sie nachher, als die Sache dort so schnellen und guten Fortgang gewann, Thomasen und die neue Anstalt auf den Kanzeln *), den Kathedern, in

*) Karpzov nahm gleich sein erstes in Halle geschriebenes Programm vor, und predigte gegen die „Disputazion,

in Schriften, in anonymen Blättern, durch tausendfache Mährchen und Anekdoten, im Auslande zu verkleinern *), und ihn selbst bei seinem itzigen Landesherrn anzuschwärzen suchten: kann man sich leicht vorstellen. — — Aber zur Ehre der Sächsischen Regierung müssen folgende zwei Fakta erzählt werden. Noch am 3 Dezember 1697 erging ein Reskript vom Oberkonsistorium in Dresden an die Universität Leipzig, worin den Professoren befohlen ward: die gefährlichen Prinzipia, welche Thomas zu Halle gegen die Luthersche Kirche und deren Symbolische Bücher auf die Bahn bringe, in ihren Lektionen und Kollegien gründlich und deutlich zu widerlegen. Allein, dagegen erfolgte ein Hofbefehl von König Friedrich August, gegeben zu Danzig d. 27 März 1698, an das Geheime Rathskollegium in Dresden, welcher das Reskript des

„Disputazion, die in einem benachbarten Orte, da „aller Unrath zusammen fleußt, vor wenig Tagen „gehalten worden."

*) Als Charakterzug der damaligen Zeiten, verdienen wohl die Wortspiele auf Halle angemerkt zu werden: da die Theologen von einem Höllischen Institut, die Philosophen und schönen Geister aber von Halunken sprachen.

des Konsistoriums sehr tadelte, dasselbe zurücknahm und aufhob, dem Konzipienten einen Verweis zuerkannte, und zugleich sagte: „Weil auch „die bisherige Konfiszirung von allerhand Streit„schriften nur mehr Gelegenheit dazu gegeben, „als selbigen abgeholfen; wollen Wir, daß hin„fort damit behutsam verfahren, und ohne reif„liche Überlegung dergleichen nicht geschehen.“ — Und im J. 1709 ward Thomasen die Stelle eines Ordinarius der Juristenfakultät in Leipzig, nebst noch andern ansehnlichen Bedienungen, angetragen. Er befand sich in seinem neuen Vaterlande zu gut, um diesen Antrag seiner vormaligen Landesregierung anzunehmen; dennoch aber bleibt derselbe eine wahre Ehrenrettung und eine authentische Ehrenerklärung sowohl für die Regierung selbst als für Thomasen.

(Der Beschluß folgt im März.)

7. Handelslisten von der Ostsee.

I.

Aus Elbing sind im J. 1793 nachstehende Waaren See- Strom- und Landwärts ausgegangen.

Benennung der Waaren.	Anzahl	Maaße u. Gewicht	Preise	Geldbetrag in Preuß. Gulden	
Asche: Pottasche	7,429	Schifpfund	àfl. 75	557,175	—
blaue	233	——	- 30	6,990	—
Weedasche	381.	Lasten	- 360	137,160	—
Bier, Englisches	2,931	Tonnen	- 100	293,100	—
Brantewein, Franz- und Rum	294	Oxhofft	- 220	64,680	—
Federn	1,269	Stein	- 40	50,760	—
Flachs	8,187	Stein	- 10	81,870	—
Garn	34,223	Schock	- 18	616,014	—
Getreide: Weizen	15,562	Lasten	- 300	4.668,600	—
Roggen	17,214	——	- 190	3,270,660	—
Erbsen	49	——	- 240	11,760	—
Gerste	916½	——	- 150	137,475	—
Malz	1½	——	- 150	225	—
Hafer	169	——	- 100	16,900	—
Heringe	20,354	Tonnen	- 11	223,894	—
Holz: Schneideholz	84	Schock	- 800	67,200	—
Plankenholz	201	——	- 400	80,400	—
Stabholz	1,364	——	- 50	68,200	—
Kaffeebohnen	341,745	Pfund	- 35gr.	398,702	15
Kraftmehl u. Puder	4,618	Stein	- fl. 6½	30,017	—
Leinwand, Polnische und Einländische	18,204	Schock	- 15	273,060	—
Einländische Züchnerwaare	——	——	——	109,473	—
Taback	1,798	Centner	- 20	35,960	—
Wachs	193	Stein	- 45	8,685	—
Wein, Franz- u. süß.	1,694	Oxhofft	- 100	169,400	—
Rheinwein	22	Ohm	- 200	4,400	—
Champagner und Bourgogner	29,655	Bouteillen	- 2½	74,137	15
Wolle, Polnische	8,324	Stein	- 16	133,184	—
Zucker, fremder	284,721	Pfund	- 33gr.	313,193	3
Syrop	145,655	——	- 9gr.	43,696	15
			Summa:	11,946,971	18

Betrag in Reichsthalern: 3,982,324

Die Ausfuhr geschah in 289 Seeschiffen, 490 Bordingen, und 311 Polnischen Gefäßen.

II.

Aus Danzig sind im J. 1793 nachstehende Waaren Seewärts versendet worden.

Benennung der Waaren.	Anzahl	Maaße und Gew.	Preise	Geldbetrag in Preuß. Gulden		
Asche: Pottasche	3642 1/4	Schifpf.	à Pf. 75	423,168	22	9
Weedasche	832	—	≠ 400	332,800		
Brantewein: doppelte	——	—	—	63,033	22	9
Korn	211 1/6	Orhofft	≠ 102	21,539		
Federn	6482 3/4	Stein	≠ 40	259,310		
Getreide: Weizen	15,414 1/2	Lasten	≠ 300	4,624,350		
Roggen	12,109 1/2	Lasten	≠ 190	2,300,805		
Erbsen	361 1/2	—	≠ 240	86,760		
Gerste	666	—	≠ 150	99,900		
Malz	20 1/2	—	≠ 150	3,075		
Hafer	647	—	≠ 100	64,700		
Haar, Pferde=	——	—	—	12,947	5	
Holz: Balken	23,811	Stück	≠ 12	285,732		
eichene Planken	380 1/2	Schock	≠ 400	152,200		
eichene Dielen	64 1/4	—	≠ 300	19,275		
fichtene Planken	420 1/2	—	≠ 270	113,535		
fichtene Dielen	1415 1/4	—	≠ 140	198,135		
eschene Riemen	197	—	≠ 210	41,370		
diverse Holzwaaren	——	—	—	30,961	15	
eichene Pipenstäbe	17,430 1/4	—	≠ 15	261,453	22	9
eicheneOrhofftstäbe	3,821	—	≠ 12	45,852		
Leinwand, Poln. u. Einländische	52,474 2/3	Schock	≠ 15	787,120		
Wachs	849	Stein	≠ 45	38,205		
Wolle, Polnische	5,946 3/4	Stein	≠ 16	95,148		
			Summa:	10,361,375	27	9
Betrag in Reichsthalern:				3,453,792		

8.

Jahrtabelle

der in Berlin im Kirchenjahr 1793 verstorbenen Personen nach allen Krankheiten.

Krankheiten.	M. Ge. Erw.	M. Ge. Unerw.	W. Ge. Erw.	W. Ge. Unerw.	Summa
Unzeitig u. Todtgeborene	—	148	—	111	259
An Pocken gestorben	1	268	1	275	545
— Rötheln —	—	61	—	44	105
— Masern —	—	5	—	4	9
— Zähnen —	—	207	—	190	397
Am Jammer —	5	374	2	286	667
— Husten u. Stickhusten	—	32	2	32	66
An Schwämmen	—	5	—	4	9
— Würmern	—	1	—	—	1
— der engl. Krankheit	—	2	—	—	2
Aus Schwachheit	—	33	—	27	60
Im Kindbette	—	—	38	—	38
Am Erbrechen	3	1	1	—	5
An der Engbrüstigkeit	1	—	4	—	5
Am Fieber —	3	1	8	2	14
— hitzigen Fieber	47	9	37	12	105
— Fleckfieber	3	5	3	7	18
— Scharlachfieber	2	4	—	11	17
— Friesel —	1	22	2	27	52
— Gallenfieber	13	—	12	—	25
— Faulfieber	57	4	28	3	92
— Brustfieber	3	2	5	—	10
— Seitenstechen	1	—	6	1	8
— auszehrenden Fieber	5	—	2	—	7
— Nervenfieber	3	1	—	1	5
An der Blutstürzung	18	1	14	1	34
Latus	166	1186	165	1038	2555

Krankheiten.	M. Ge. Erw.	M. Ge. Unerw.	W. Ge. Erw.	W. Ge. Unerw.	Summa
Transport	1058	1545	942	1257	4802
An ofnen Schäden	2	1	4	1	8
— innerlichen Schäden	1	—	3	—	4
Am kalten Brande	7	—	4	—	11
— innerlichen Brande	6	—	6	3	15
An Kopfwunden —	1	—	—	—	1
Am Beinbruch —	—	—	1	—	1
— Knochenfraß —	1	—	—	—	1
— Alter —	127	—	166	—	293
An der Melancholie	3	—	2	—	5
An ungenannten Krankheiten —	1	2	2	4	9
Plötzlich gestorben und todtgefunden —	1	—	—	—	1
Vom Kohlendampf erstickt	1	—	—	—	1
An Zerquetschung	2	—	—	—	2
Verbrühet —	—	1	—	1	2
Vom Pferde geschlagen	1	—	—	—	1
An Gift —	—	—	1	—	1
Vom Genuß grüner im kupfern Kessel gestand. Bohnen —	—	—	1	—	1
V. tollen Hunde gebissen	—	1	—	—	1
Erfroren —	1	—	—	—	1
Todtgefallen —	6	1	1	—	8
Ermordet —	1	1	—	—	2
Ertrunken —	4	—	1	—	5
Selbst erschossen —	2	—	—	—	2
— erhenkt —	3	—	—	—	3
— den Hals abgeschnitten —	—	—	1	—	1
Summa	1229	1552	1135	1366	5282

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hof= und Regierungs=Buchdrucker.

Berlinische Monatsschrift

1794 März.

1.

Feier der Berlinischen Judenschaft bei der Ankunft und der Vermählung der Prinzessinnen von Meklenburg-Strelitz.

I.

Ein Chor junger Jüdischer Frauenzimmer überreichte am Anfang der Linden ein Körbchen mit ausländischen Blumen, um welches diese Verse gewunden waren:

Blumen, Blüten eines fremden Strandes
 Die ein weiser Gärtner hergebracht,
 Wurden unsrer Fluren schönste Pracht.

Euch berief der Gärtner dieses Landes,
 Schöne Fremden! Darum o verzeiht,
 Daß, die Eurer sich am längsten freut,
 Daß die Jugend Euch dies Sinnbild weiht.

II.

Die Oberlandesältesten und Ältesten der Judenschaft übergaben bei der Ehrenpforte folgendes Gedicht:

Unser Vater, den wir mit Ehrfurcht nennen,
Friedrich Wilhelm, der vielgeliebte Herrscher,
Da Er hinaufzog, um der Feindesschaaren
Einbruch zu wehren;

Friedebekümmert unter Siegeswaffen,
Jeder gerechten Sorge gern begegnend,
Dachte der Erben Seines Pflegeramtes,
Dachte der Nachwelt.

Ihr seid erkoren, Stützen Seines Hauses,
Seiner Kinder Vermählte, — seid erkoren,
Mütter zu werden, und der Bürger Hofnung
Im Schooß zu tragen.

Viel hat des Lobes von Euch der Ruf verkündet,
Vielen Segen verbürgt die Wahl des Vaters,
Und der Fürsten-Jünglinge funkelnd Auge
Zeuget der Wahrheit.

Darum bringen, an dieser Hauptstadt Schwelle,
Wir, ein verkanntes Volk, von unserm König
Einzig unverkannt, den Königestöchtern
Freundliche Wünsche.

Die Ihr die schwere Kunst so früh gelernet,
Liebe zu verdienen; Ihr werdet edel
Eur Verdienst vollenden, und dieses Land durch
Liebe beglücken.

Siehe, wie steiget in des Reiches Jubel
Auch der unsre zu Euch! Ihr hört die Alten;
Dafür soll noch der späten Enkel Feier
Dankend Euch ehren.

III.

Rosenlied der Korahiten *);
in der Synagoge gesungen.

Den Eingang ausgenommen, gehört gegenwärtige Kantate fast ganz dem ungenannten Korahiten, der dieses schöne Epithalamium in sehr früher Zeit, wahrscheinlich zu den Zeiten Salomo's, sang, welches

 hernach

*) Dies Gedicht erschien, in wenigen Exemplaren, gedruckt — Hebräisch und Deutsch gegen einander über — mit dem deutschen Titel: „Rosenlied der „Korahiten. Bei der hohen Vermählungsfeier der „Königlichen Prinzen mit den Prinzessinnen von „Meklenburg Strelitz. Gesungen in der Synagoge „zu Berlin. Dezember 1793. (Nach Psalm 45.) „Berlin, gedruckt bei Joh. Fr. Unger." Ein Bogen in Großoktav. — Die hebräische übersetzung ist von Hrn Euchel.

Um dem Leser die Vergleichung mit dem, äußerst glücklich gewählten, alten Liede zu erleichtern, stehe dieses, nach Luthers übersetzung, hier.

„Psalm

hernach in die Psalmen aufgenommen ist. Die Hauptzüge dieses vortreflichen Gedichts sind geblieben. Hie und da ein kleiner Zusatz, dann und wann eine kleine Wiederholung; einige Veränderung, die die Gelegenheit, oder die Sitten des Abendlandes, durchaus erforderten; und Abtheilungen, welche auch

„Psalm 45. Vers 1. Ein Brautlied und Unterweisung der Kinder Korah, von den Rosen; „vorzusingen. V. 2. Mein Herz dichtet ein feines „Lied; ich will singen von einem König; meine „Zunge ist ein Griffel eines guten Schreibers. 3. „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, „holdselig sind deine Lippen; darum segnet dich „Gott ewiglich. 4. Gürte dein Schwert an deine „Seite, du Held, und schmücke dich schön! 5. Es „müsse dir gelingen in deinem Schmuck! Zeuch „einher der Wahrheit zu gut, und die Elenden bei „Recht zu behalten; so wird deine rechte Hand „Wunder beweisen. 6. Scharf sind deine Pfeile: „daß die Völker vor dir niederfallen, mitten unter „den Feinden des Königs. 7. Gott, dein Stuhl „bleibet immer und ewig; das Zepter deines Reichs „ist ein gerades Zepter. 8. Du liebest Gerechtigkeit, und hassest gottlos Wesen: darum hat dich „Gott, dein Gott gesalbet mit Freudenöl, mehr „denn deine Gesellen. 9. Deine Kleider sind eitel „Myrrhen, Aloes und Kezia, wenn du aus den „elfenbeinernen Pallästen daher trittst in deiner „schönen Pracht. 10. In deinem Schmuck gehen „der Könige Töchter; die Braut stehet zu deiner „Rechten, in eitel köstlichem Golde. 11. Höre, „Tochter, schaue drauf, und neige deine Ohren. „Vergiß deines Volks und deines Vaters Hauses; „12. so wird der König Lust an deiner Schöne „haben: denn er ist dein Herr, und du sollst ihn „anbeten. 13. Die Tochter Zor wird mit Geschenk „da

auch in dem Original vorhanden, nur nicht bestimmt angezeigt sind; ist alles, was man sich erlaubt hat. Das Lob des Doppelpaars ist aus einem andern hebräischen lyrischen Gedichte entlehnt, und also auch antik. Durch modernen Putz hat man die liebliche Einfalt nicht zerstören mögen.

Der Vorsänger.

Sei mir gegrüßt, feiernde Menge im festlichen Gewand!
Chor der Alten! der Jünglinge Chor! sei mir gegrüßt.

„da sein; die Reichen im Volk werden vor dir „flehen. 14. Des Königs Tochter ist ganz herrlich „inwendig, sie ist mit güldenen Stücken gekleidet. „15. Man führet sie in gestickten Kleidern zum „Könige; und ihre Gespielen, die Jungfrauen, die „ihr nachgehen, führet man zu dir. 16. Man „führet sie mit Freuden und Wonne, und gehen „in des Königs Pallast. 17. Anstatt deiner Väter „wirst du Kinder kriegen; die wirst du zu Fürsten „setzen in aller Welt. 18. Ich will deines Namens „gedenken von Kind zu Kindeskind; darum werden „dir danken die Völker immer und ewiglich.“

Daß dieser Psalm keine Anspielung auf Christus und die Kirche, sondern ein hochzeitliches Glückwünschungsgedicht an einen König sei, ist von unserm gelehrten Propst Teller ausführlich gezeigt worden, in seinen Anmerkungen zum Turretin (de S. S. interpretatione, pag. 180 — 185). Auch hat der bekannte Herm. v. d. Hardt diesen Psalm schon einmal als Brautgesang bei einer Vermählung in dem Herzoglich Braunschweigischen Hause angewandt. B.

Euch versammelt ein freudenvoller Tag,
Wo Friedrich Wilhelm fühlt, wie Väter fühlen.
Euch versammelt ein Tag, des schönsten Liedes
würdig,
Wo treuer Liebe heilig Band unsre Fürstensöhne
verknüpfet.
Heil den Glücklichen! Sie empfangen der Tugend
Lohn.
Heil uns! Wir sehen edler Thaten schönen Preis.

Doch — harret Ihr auf Harfenklang,
Einzustimmen in wirbelndes Saitenspiel?
Ach, umsonst neigt Ihr horchend das Ohr.
Israel! deiner Harfen Klang ist längst verhallt.
Umsonst harret Ihr des Liedes Jubelton;
Heiliger Barden Liedermund ist längst verstummt.

Chor der Alten.

Umwölk nicht durch Unmuth unser Freudenfest. —
Heut laß froh das Saitenspiel ertönen:
Sing' uns Lieder heiliger Vorzeit, Gesänge Zions.

Chor der Jünglinge.

Entweih durch Mißton nicht das laute Frohlocken. —
Dein Gesang triefe wie Honigseim auf Libanons
Gefilde.

Der Vorsänger.

Beginn dann mein Geist! erhabnes Lied.
Auf froher Harfe spiel' ich's nach.

Fürstensöhne! Wir weihen Euch Gesang;
Meistergriffel; und unser dankbar Herz. —
Sprößlinge des besten Menschenherrschers!
Um Eure Lippen fleußt Holdseligkeit.
Ihr tretet, Edle! in Seine Spuren;
Seid milde, seid gerecht, wie Er.
Auf ewig segnet Euch Gott!

Chor.

Gott segnet Euch auf ewig,
Auf ewig segnet Euch Gott.

Der Vorsänger.

Aber Ihr gürtet, auch Helden! das Schwert;
Dies ist Euer Schmuck, die Majestät!
Wie es strahlt, wie es glänzt,
Zum Schutz der Wahrheit, unterdrückter Unschuld.
Zieht hin! zieht hin! es glückt!
Sie lehrt Euch Wunder, Eure Rechte.

Chor.

Er! Er! führt Euch an;
Zieht hin! zieht hin! es glückt;
Wunder lehret Euch die Rechte.

Der Vorsänger.

Dein Thron, großer Fürst! wird ewig stehn vor
Gott,
Gerechtes Zepter ist das Zepter deines Reichs,
Du liebest Tugend, hassest Frevel:
Drum salbt mehr, als andre Fürsten,
Dich Gott mit Freudenöl;
Beglückt dich mehr, als andre Fürsten,
Durch Vaterfreuden, durch Heldensöhne.

Chor.

Drum salbt mehr, als andre Fürsten,
Dich dein Gott mit Freudenöl.

Der Vorsänger.

Seht! schon kränzen Fürstentöchter sich,
Mit der Liebe schönstem Blumenschmuck.
Seht! wie glänzt zu Euren Seiten,
Edles Fürstenpaar,
In Ophirs Prachtgeschmeide,
Myrrhen und Aloe düftend,
Luisens und Friederikens
Siegende Schönheit!

Eine Stimme.

Wie ein junges Rehepaar,
Zwillinge einer Mutter,

Unter Rosen weidend;
Lieblich wie Morgenroth,
Heiter wie der Mond,
Lauter wie die Sonne *).

Chor.

Aber lieblicher noch
Durch Herzensunschuld;
Heiteres Gemüths
Durch Gottesfurcht;
Im sanften Auge
Zärtliche Liebe.

Der Vorsänger.

Höret, Fürstentöchter, gönnet mir Euer Ohr!
Verlaßt Euer Volk und Eures Vaters Haus,
Liebe führet Euch, und Tugend,
Mit Blumenfesseln in's Brautgemach.
Wallet hin! wallet hin!
In Feierkleidung goldgestickt,
Wallet hin! wallet hin!
In unsrer Fürsten Pallast.

P 5 Berlin

*) Nachgebildet dem schönen Liebesliede, genannt das Hohelied Salomo's, Kap. 4, V. 5; Kap. 6, V. 9.

Berlin bringet Euch Geschenke:
Herzen verehrungsvoll;
Die Edlen unsers Landes
Flehen um Eure Huld.

Chor.

Vergesset Volk und Vaters Haus!
Wir vergessen Eurer nie.

Chor der Alten.

Einst werden Deine Kinder,
Großer Fürst und Held!
Einst werden Deine Kinder
Des Reichs Beherrscher:
Geliebt wie Du!

Chor der Jünglinge.

Einst stiften Deine Kinder,
Edler Fürst und Vater!
Einst stiften Deine Kinder
Dir ein Denkmaal:
Unsterblich wie Du.

Beide Chöre.

Die Nachwelt preist Dich glücklich;
Dein Name dauret für und für.

Dav. Friedländer.

2.

2.

Christian Thomas.

(Beschluß; man s. Februar Nr. 6.)

Noch eine Streitigkeit, welche durch Thomasens Monatsschrift entstand, verdient wegen des großen Aufsehns das sie erregte, Erwähnung, und wegen der unedlen Heftigkeit womit sie von Seiten der Gegner geführt ward. — Der Dänische Hofprediger und Professor der Theologie Masius ließ am Ende des J. 1687 zu Kopenhagen eine lateinische Abhandlung drucken, worin er, was wohl ehe von der Religion überhaupt, und besonders von der Christlichen, gesagt worden ist: daß sie das Band zwischen Regenten und Unterthanen knüpfe, und die Thronen aufrecht erhalte; bestimmt ausschließend von der Lutherschen Konfession rühmte, und sich über die andern Kirchenparteien, namentlich die Reformirte, in dieser Rücksicht äußerst hart ausdrückte. Nur die Lutheraner lehrten, behauptete er, und müssten lehren: daß die Obrigkeit unmittelbar von Gott sei; daß auch ein Unterthan einem mit Gewalt sich eindrängenden Fürsten nie widerstehen dürfe, wegen der unverletzlichen Majestät der Fürsten. Die hiergegen streitenden Sätze nannte er Reformirte

mirte Grundlehren, weil die Puritaner in England, Pareus, Zwingli, Kalvin, Beza und Andere dieses Glaubens dieselben vorgetragen hätten: daß nehmlich Könige vom Volke abgesetzt werden könnten, daß man den Tyrannen rechtlich widerstehen und ihre Gewalt mit Gewalt abwehren dürfe, daß die Obrigkeit nicht unmittelbar von Gott sei, sondern aus dem Volk als aus einer Wurzel entspringe. Ein Fürst, folgerte er nun, könne daher seinen Reformirten Unterthanen nie recht trauen; da hingegen die Luthersche Religion, aber außer ihr keine, der unumschränkten Herrschaft aufrichtig gewogen sei. Und so schloß er dann (dem Titel *) und dem ganzen Inhalt seines Buchs gemäß, und mit einem Zuruf an die Fürsten wegen Aufrechthaltung der reinen Lehre): daß die Luthersche Religion den Regenten die höchste Sicherheit verschaffe, und solchergestalt vor allen andern Religionen billig den Vorzug habe.

Diesen theologisch-politischen Mischmasch nahm Thomas im letzten Monate des ersten Jahrganges (1688) vor. Er zeigte mit Ernst und

Würde:

*) „Interesse Principum circa religionem Evangelicam.“ 184 Seiten in Quart.

Würde: daß der Satz, man solle die wahre Religion wo nicht aus Gottesfurcht, doch um des zeitlichen Interesse willen annehmen, eine gefährliche, auch dem Christenthum schnurstracks zuwiderlaufende Lehre sei, indem Paulus ermahnt, aus der Gottseligkeit kein Gewerbe zu machen. Er zeigte: daß der gehässige Argwohn gegen die Reformirten ungegründet, und dessen Verbreitung ein neues Hinderniß der itzt so heilsamen Vereinigung der beiden Evangelischen Partéien sei. Über den Ursprung der Majestät endlich erklärte er sich, wie schon ehemal in seinem Naturrecht, daß dieselbe zwar von Gott komme, aber mittelbar, durch die in einen Staat versammelten Menschen (das Volk). — Alles dies, wie gesagt, in der Hauptsache mit Würde und Ernst; weshalb er auch dem Dezemberstück, welches die Zergliederung der Masiusschen Schrift ganz einnimt, wiederum einen andern Titel *) gab. Indeß war der Ausdruck mitunter doch auch lebhaft: schon des Dialogs wegen, und um die Gründe recht deutlich und eindringend vorzutragen. Die Unter-

redenden

*) „Ernsthafte Gedanken über etliche ernsthafte „Bücher und Fragen." Schon eine vorherige Änderung des Titels s. man Februar S. 177, die Note.

redenden waren diesmal (nach Thomasens eigener Schilderung von ihnen, welche hier zur Probe stehe, wie bestimmt er seine Personen individualisirte), nur Zwei: „ein alter Studiosus der „Theologie, der die Lehren seiner ächtorthodox „lutherschen Herrn Präzeptoren wohl inne hatte, „dabei weder lüderlich noch dumm war, auch seine „Meinungen zwar frei aber doch mit Bescheiden„heit vertheidigte, so gut er konnte, und wo er „nicht fortkommen konnte, genugsam anzeigte, „daß dieser Mangel nicht ihm sondern dem Vor„urtheil der Auktorität zuzuschreiben wäre, in „welchem ihn seine Professoren aufgezogen hatten, „als die gewohnt waren wider diejenigen zu strei„ten, die sich nicht verantworten konnten, indem „sie dieselben nicht unter sich duldeten; und der „Andere zwar ein Soldat" [hernach nennt er ihn: einen Soldatischen Kavalier, einen Politischen Soldaten; kurz: ein Kriegsmann von Stande, ein Offizier], „der aber doch vorhero „wohl studieret hatte, und noch immer von den „neuesten Büchern auch auf der Reise welche bei „sich führte, daneben aber höflich dienstfertig und „freundlich sich gegen Jedermann bezeigte, auch „sich dabei zwar nicht als einen Melancholikus, „aber auch nicht als einen lustigen Menschen auf„führte."

„führte." Thomas überließ, wie gewöhnlich, die Entscheidung dem Leser selbst; und setzte sogar diesmal noch (spottend) hinzu, daß er für sein Theil dem Studiosus beipflichte.

Mit Freuden sahen die Leipziger Professoren, daß Thomas sich noch einen mächtigen Feind auf den Hals zog. Sie hielten sogar mit ihren eignen Beschwerden inne, und sorgten nur, daß der Hofprediger (durch einen dort studirenden Vetter) bald das Stück der Monatsschrift empfange; sie wollten abwarten, was der, gleichfalls von ihnen erregte, Sturm aus Wittenberg und nun dieser neue aus Kopenhagen wirken würden. Masius erstaunte, daß ein Lutherscher Gelehrter auf einer Lutherschen Universität gegen ihn schreiben könne. Sofort wandte er sich, und zwar, wie er schrieb, zugleich im Namen der Kopenhagner Theologischen Fakultät, an einen Kursächsischen Hofmarschall, dessen Beichtvater er in Paris, wo er als Dänischer Gesandtschaftsprediger gestanden hatte, gewesen war: um in Dresden Thomas anzuschwärzen, den er geradezu beschuldigte von den Reformirten gedungen zu sein; denn an redliche Unparteilichkeit schien er nicht zu glauben. Dieser wohldenkende Kavalier schickte aber den ganzen Brief Thomasen selbst zu. Sodann besorgte

Masius,

Masius, oder schrieb selbst, ein elend witzelndes und plumpes *) Ding gegen Thomas, in Gesprächsform;

*) Z. B. Thomas hatte Masius auf Pufendorfs Werk de habitu religionis etc. verwiesen. Dagegen sagt P. Schipping: „Ist es nicht irräsonabel, daß „der Kerl einen Theologum zum Politiko weisen will?“ ... Der itzt Gottlob verschwundene Kitzel, alle Weltbegebenheiten vor das Geistliche Forum zu ziehen, zeigte sich bei Masius und den Masianern noch in voller Kraft. Schipping versichert, daß wahrlich „nicht alle Luthersche Theologen den Zug Wilhelms III nach England (bei der Revoluzion 1688) gebilligt hätten.“ — Natürlich traten in diesem Streit mehrere Reformirte zur Vertheidigung ihrer Partei auf; als Prof. Andreä zu Marburg, und Becmann zu Frankfurt an der Oder. Masius antwortete ihnen mit der unvernünftigsten Heftigkeit, und mischte immer Staatssachen mit ein. So sagte er in seinem Treuen Lutherthum: Wilhelm von Oranien und die andern Holländischen Herren hätten Kalvins aufrührische Grundsätze befolgt in Verwerfung K. Philipps von Spanien; nur Zwingli's Schüler behaupteten, daß die Schweiz mit Recht sich gegen die Östreichische Tyrannei empört habe; Kalvins Lehre habe soviel gefruchtet, daß in England ein König enthauptet worden. Das weise und milde Benehmen Kurfürst Johann Sigismunds bei dem Bürgeraufstand in

Berlin

sprächsform, unter dem Namen Peter Schipping. Dieses saubere Stück Arbeit gefiel den genannten 3 Theologen in Leipzig so wohl, daß sie es zu größerer Verbreitung daselbst nachdrucken ließen. Thomas, zwar von mehrern Seiten benachrichtigt, daß Masius und selbst der Dänische Hof ihn bei seiner Regierung verklagen würden, blieb gutes Muths, und rückte die Schippingsche Schrift in seinen Mai und Junius 1689 ein, wo er sie mit bittern aber treffenden Anmerkungen begleitete.

König Christian V ließ sich in der That von seinem Hofprediger verleiten, in heftigen Ausdrücken bei dem Dresdner Hofe über Thomas Beschwerde zu führen, als welcher „sich vermessentlicherweise unterstanden habe, ein von einem Kgl. Professor

Berlin 1615 (als, nach geschehener Religionsveränderung des Hofes 1614, die Domkirche zum Reformirten Gottesdienst eingerichtet ward) stellte er in gehässigem und lächerlichen Lichte dar. Selbst die ältern Brandenburgischen Fürsten schonte er nicht, und behauptete, daß sie (1296) den König Przemysl von Polen durch Meuchelmörder hätten umbringen lassen. — — Die Züge einer solchen Polemik sind des Anmerkens wehrt, um Thomasens Verdienst zu erkennen, welcher muthig und glücklich dieselbe in die verdiente Verachtung brachte.

Professor mit des Königs Vorwissen und Approbazion publizirtes Skriptum mit groben Anzüglichkeiten anzufechten, auch von der Majestät und Gewalt, so alle Potentaten und Prinzen immediate von Gott haben, ganz verkleinerlich zu schreiben;“ weshalb der König ersuchte, daß Thomas „wegen seiner ärgerlichen Schriften förderlichst zur Rede gestellt, und nicht allein das was er darin gegen die Fürsten zu behaupten sich erkühnet, sondern auch die gegen Ehrn D. Masium ausgestoßenen Injurien zu revociren angehalten, auch deshalb Andern zum Abscheu gebührend bestraft werden möge.“ Hierauf erging von Dresden ein hartabgefasstes Reskript nach Leipzig, worin Thomasens Unternehmen „ungebührlich, befremdend, und zu mehrerem Mißfallen billig veranlassend“ genannt, und ihm befohlen ward „anzuzeigen: wer und was ihn vermocht gegen Masius zu schreiben, auch ob und in was für einer Schrift er von M. zuerst angegriffen worden?“ Thomas vertheidigte sich meisterhaft: er berief sich auf „die Akademische „Freiheit, kraft welcher jedem Gelehrten frei steht, „sein Urtheil von einem Buch das in öffentlichem „Druck herausgegeben worden, zu fällen,“ und auf „seine gute Absicht, nach seinem Vermögen

„die

„die Falschheit solcher gefährlichen und Friede-„störenden Lehren der gelehrten Welt zu erkennen „zu geben;“ in der Sache selbst nun, zeigte er das Unrichtige und Anstößige in Masius's Behauptungen. Vorzüglich fürchtete sich Ehrn Masius, der doch fleissig und keck alle Reformirte zu lästern, und Thomas auf das niedrigste zu schmähen fortfuhr, vor einer neuen Widerlegung von dem Letztern. Dies zu hindern, arbeitete der Dänische Geschäftsträger in Dresden; und so erging von da, im Februar 1690, der allgemeine Befehl: daß Thomas, ohne vorhergegangene Leipziger Censur, nichts auswärts drucken lassen solle.

Im März des genannten Jahres fand Thomas indeß, wie wir wissen, einen freieren Aufenthalt. Hier, in Halle, vollendete er erst ziemlich spät im J. 1690 den Beschluß seiner Monatsschrift von 1689 (man s. Februar, S. 189); und fügte dem Dezember eine Zueignungsschrift bei „an alle seine größten Feinde, insonderheit „aber an Hr Masius.“ Er fing damit an: daß Feinde größere Wohlthäter wären als Freunde und Patronen, und daher eigentlicher Zueignungsschriften verdienten; zeigte nun die vielfache Feindschaft der genannten Herren; und rühmte am Ende den besondern Vortheil, daß man bei der

 über-

Überschickung solcher Dedikazionen keine Kosten habe. Masius kam außer sich über die Kaltblütigkeit, womit er hier ausgelacht ward; und beschloß itzt, um sich zu rächen, von einem Befehle Gebrauch zu machen, den er schon vor 2 Jahren von seinem gutmüthigen Könige hatte zu erschleichen gewußt. Die Protestantische Welt sah itzt das seltsame Schauspiel, daß ein Fürst auf das leidenschaftlichste bei einem in Theologie einschlagenden Streite Partei nahm, die Schriften eines fremden Gelehrten öffentlich durch Henkershand verbrennen, und den bei einem großen Reichsfürsten in ehrenvollem Amte stehenden Verfasser für ehrlos erklären ließ *). Dergleichen

*) Die Zeitungen berichteten, vielleicht nach Masius's Einsendung, dies folgendermaßen. „Kopen„hagen, d. 9 März (1691). Es sind allhier frühe, „auf des Kgl. Polizeimeisters Klaus Rasch Anord„nung, eines Pasquillanten Christian Thomasii „Schriften, welche er hievor und nun wieder aufs „neue gegen hiesigen Theologum Hrn D. Masium „herausgegeben, auf Ihrer Königl. Maj. ernsten „Befehl, kraft der Verordnung die Allerhöchstge„dachte Ihre K. M. den 8 Jun. 1689 publiziren „lassen, auf hiesigem Neuen Markt durch des „Büttels Hand cum infamia Auctoris öffentlich in „Gegenwart einer großen Menge Leute verbrannt „worden.“

gleichen war man sonst nur von dem Römischen Bischof gewohnt; itzt that dies ein wohldenkender, von erbitterten Geistlichen mißleiteter, König: hatte Thomas nun so ganz unrecht in der Behauptung, daß die Herrschbegierde und die Rachsucht der Orthodoxen sie zu Päpsten, welche sich unfehlbar glaubten, mache? — Anfangs hielt Thomas für seine Schuldigkeit, die Sache seinem neuen Landesherrn anzuzeigen, welcher auch ein vortrefliches Schreiben darüber an den König von Dännemark ergehen ließ, wogegen Masius allerlei Geschwätz vorbrachte. Thomas indeß, welcher seine Privathändel nie zu Staatssachen erheben wollte, gab nun unter dem Namen Attila Friedrich Frommhold (als Anspielung auf die seltsamen Vornamen seines Gegners: Hektor Gottfried Masius) einen „Rechtsgegründeten Bericht“ heraus, „wie sich ein ehrliebender „Skribent zu verhalten habe, wenn eine aus„wärtige Herrschaft seine sonst approbirten Schrif„ten durch den Henker verbrennen zu lassen von „einigen Passionirten verleitet worden.“ Er nannte weder Masius noch den Vorfall in Kopenhagen, sondern redete nur im Allgemeinen, zwar freimüthig, aber äußerst anständig und edel. Die Schrift enthält überhaupt vortrefliche Betrachtun-

 gen:

gen: über die wahre Ehre, über die Bedrückungen der Schriftsteller von Seiten der Regierung, über die Geistlichen und Staatsmänner welche Fürsten zu intoleranten Schritten verleiten, u. s. w. Es erschienen einige elende Widerlegungen von Masius und Masianern dagegen, worauf Thomas nicht zu antworten würdigte. Späterhin scherzte er bloß über die Sache, und fragte unter andern: wie man es denn verhütet habe, daß bei Verbrennung des Mais und Junius die Masius-Schippingsche Schrift, welche ganz darin eingerückt steht, nicht mit in des Henkers Hand und in das Feuer gekommen sei?

Wie viele Thoren und Pharisäer mogten im J. 1690 wohl ingeheim zittern, daß Thomas die itzt erlangte größere Freiheit zu einer grausamen Züchtigung gegen sie anwenden würde! Aber sie irrten an dem edlen Manne. Er schloß seine Monatsschrift mit dem Dezemberstück 1698; und erklärte in einer „Abdankung“: daß er dies bereits im vorigen Jahr gethan haben würde, wenn er nicht den Heuchlern und Pedanten die Freude hätte ersparen, und ihnen zeigen wollen, daß alle ihre Künste einen muthigen, der Gerechtigkeit seiner Sache vertrauenden, Mann in

Furcht

Furcht zu setzen nicht im Stande sind. Diese Freiheit habe er behaupten wollen, und behauptet; nun falle es ihm eben so leicht, sie selbst aufzugeben. Die Schärfe seiner Urtheile vertheidigte er mit gerechten Gründen, und bekannte sich dagegen bereit, von Jedermann Belehrung seiner Fehler anzunehmen. Zuletzt warnte er noch sehr einsichtsvoll vor der zu weit getriebenen Beschäftigung, fremde Werke zu beurtheilen, und vor der zu großen Begierde nach Rezensionen, wodurch den Schriftstellern und den Lesern die Zeit zum eigentlichen Studiren und Selbstdenken geraubt werde.

So mäßig und ruhmwürdig wie hier, zeigte er sich überall bei seinen Streitigkeiten. Freilich war er ein offener Biedermann, und äußerte deshalb die tiefe Indignazion welche er fühlte, wenn ein Placcius sich gegen ihn ganz Lavatersch betrug: das heißt, ihm feindselige Absichten gegen die Religion beimaß, ihn durch anonyme Briefe in Verlegenheit zu setzen suchte, öffentlich sich sauer-süß über ihn ausdrückte, aber insgeheim zu Thomasens Verunglimpfung herum korrespondirte, und sobald dieser sich laut vertheidigte, über Mißverständniß klagte, sich selbst sanftmüthig und friedliebend nannte, und Thomasen in Privat-

 briefen

briefen bat oder durch Freunde bitten ließ, seiner lieber in Schriften gar nicht mehr zu erwähnen, wogegen er ein gleiches verspreche. Thomas ergrif das wahre Mittel gegen die zudringliche Sanftmuth: er zog den frömmelnden Verunglimpfer an das Licht welches dieser scheute, lies seine Briefe mit Geschichtserzählung und Erörterungen drucken, und zuletzt auch ohne alle Anmerkungen.

Die Bekanntmachung von Gegenschriften finden wir öfter von Thomas selbst besorgt; und manches würden wir vielleicht gar nicht kennen, wenn Er es nicht aufbehalten und der Nachwelt überliefert hätte. Bei Widerlegungen war ein neuer Abdruck sehr bequem, und bisweilen unumgänglich nöthig; die Schrift des Gegners machte sodann den Text aus, und seine treffenden Antworten waren die Anmerkungen. Diese Methode wählte er z. B. in seiner Monatsschrift bei der Masius-Schippingschen Scharteke, und nachher 1692 bei einem wahrhaft pasquillantischen Aufsatz des berüchtigten Pastor Mayer in Hamburg, eines würdigen Vorfahrs des verst. Göze streitsüchtigen Andenkens. — Allein oft fügte er weder Anmerkung noch Widerlegung hinzu, sondern wollte der andern Partei bloß zum ausgedehntern

Genusse

Genusse ihres Rechtes, auch gehört zu werden, verhelfen. So veranstaltete er, als der Streit über Hexen und Gespenster gegen ihn am lautesten war, selbst eine Übersetzung von Beaumont's Traktat, worin die Wirklichkeit der Geister, Erscheinungen, Hexereien und Zauberhändel, historisch physiologisch und theologisch erwiesen, und Balthas. Bekker nebst andern Neuerern tüchtig widerlegt wird. Man kann nicht leicht etwas possierlich-Naiveres lesen, als die Art wie dieser Engländer erzählt und beweiset, welchen Thomas „einen wahrhaftigen Orthodoxen, das heißt, einen „recht leichtgläubigen, aufrichtigen und bescheidnen Melancholikus“ nennt. Außer der Vorrede, worin Thomas die herrlichsten Stellen dieser Art sammelt, fügte er zu dem korpulenten Buche kein Wort hinzu. Er durfte, wie es scheint, seinem Zeitalter mehr zutrauen als wir dem unsrigen. Ganz ähnliche Geschichten sind von Swedenborg, den Rosenkreuzern, und andern geheimen Wunderthätern in Umlauf; und werden geglaubt. Man sollte indeß nur Thomasens Beispiel folgen, und die lehrreichen Erzählungen der Hochwürdigen Herren N N und der Hochwohlgebornen Herren von X und von Y drucken lassen; vielleicht fruchtete dieses am meisten. — Eben

so machte er es mit den eigentlich ihn selbst betreffenden Schriften. Diese fügte er oft, und zwar ganz vollständig und unverändert, den spätern Ausgaben derjenigen seiner Abhandlungen bei, wogegen jene Schriften gerichtet waren: damit, wie er selbst sagte, Jeder sehe wer Recht habe. Ein solches Verfahren bewies sicherlich Thomasens Unparteilichkeit, indem er den Leser in Stand setzte, nach Anhörung beider Theile nun eine Entscheidung zu fällen; und sein gutes Gewissen, da er die zuweilen äußerst heftigen Beschuldigungen, ohne eine Zeile Antwort, selbst bekannt machte. Ihm war es nur um Wahrheit zu thun, um die Herrschaft der Vernunft, um die Ausbildung der Urtheilskraft. Er stand deshalb auch nicht an, wie schon oben bemerkt worden ist, sich selbst, und oft mit strengem Tadel, zu widerlegen.

Wenn er aber auch bisweilen mit Heftigkeit redete, so war dies, wie seine Gegner es so gerne vorstellen wollten, denen freilich selten eine andre Ausflucht übrig blieb, gar kein Beweis seines bösen Herzens. Er trug die Gründe, welche er auf seiner Seite fand, mit Nachdruck und Stärke vor; und warum sollte er diesen Gründen etwas ver-

vergeben? *) Dagegen war es ihm gar nicht zuwider,

*) Wer kann ihm auch verdenken, daß er lebhaft das Unrecht empfand welches ihm widerfahren war, und seine Unschuld gegen die immer laut schmähenden und triumphirenden Feinde im hellsten Lichte darzustellen suchte? Seine „Erzählung von der Verjagung des Autoris aus seinem Vaterlande" ist gewiß gemäßigt und vortreflich geschrieben. Er schließt sie mit den Worten: „Zum wenigsten hoffe „ich mit dieser meiner Apologie soviel dargethan zu „haben, daß ein jeder christlicher vernünftiger „Mensch, der nicht präokkupirt ist, deutlich erkenne, „daß mir bisher von meinen Widersachern Gewalt „und zu viel geschehen. Ich versehe mich auch, „man werde sich an der Art meiner Vorstellung nicht „ärgern.... Ich hoffe, man werde in der ganzen „Schrift kein satirisches oder bitteres Wort finden; „wie ich dann Gott darum gebeten, meine Feder „diesfalls zu regieren, auch zu dem Ende dieselbe „fleißig überlesen und emendiret. Es ist aber die „Wahrheit, die ich vorstellen müssen, und die Um„stände derselben an ihnen selbst nicht lieblich, weil „es mit der Frechheit meiner Gegner, wie vor „Jedermanns Augen liegt, aufs Höchste kommen. „Derowegen will es Gelindigkeit nicht mehr thun, „sondern die Sache will mit Ernst angegriffen sein; „und bitte ich dannenhero einen jeden Leser, er „wolle Ernst und Bitterkeit nicht mit einander ver„mischen. — u. s. w."

wider, daß auch die andre Partei das Nehmliche that. Er konnte Widerspruch ertragen; er suchte ihn, zum Vortheil der guten Sache, selbst zu veranlassen. Eben gegen die Unart: keinen Widerspruch ertragen zu wollen, kämpfte er muthig und glücklich. Man kann dieselbe füglich in folgende Grade abtheilen. Die von dieser Unart besessen sind, behaupten zuförderst, in ihren noch so schwierigen Untersuchungen, noch so umfassenden Systemen, überall und ganz Recht zu haben; Thomas aber wußte zu wohl, wie wenig objektive Wahrheit uns gegeben ist, und wie beschränkt unser Erkenntnißvermögen bleibt, um einen solchen Stolz zu nähren. Ergreift sie noch ein höherer Eifer, so verlangen sie, daß die Andersdenkenden zu ihnen übertreten; er hingegen kannte die Verschiedenheit der menschlichen Gemüths- und Denkungsart zu gut, und sah zu lebhaft ein, daß jede Sache nach dem Standpunkte eines andern Beschauers eine andere Seite zeigt, als daß er, was ihm Wahrheit schien, von allen Andern dafür erkannt hätte wissen wollen. Endlich — die höchste, aber freilich auch die schrecklichste Stufe, wovon schon der kleinste Grad der Moralität und Menschlichkeit jeden nicht ganz Verblendeten zurückschrecken sollte! — wollen jene Rechthaber und Bekehrer

Bekehrer gar keinen Widerspruch aufkommen lassen: wollen entweder die Äußerungen desselben unterdrücken, und so den Geist tödten; oder, zu desto sicherer Abschreckung aller Nachfolger, den Widersprechenden mit Absetzung, Landesverweisung, Kerker und andern peinlichen Strafen belegen, und so den Körper und Geist zugleich vernichten. Kurz: sie werden Verfolger, das heißt, sie gebrauchen Gewaltthätigkeit und weltliche Macht, wo es bloß auf Vernunftgründe ankommen sollte; und — die grausamste aber zugleich die schändlichste Art der Verfolger — Verkätzerer, indem sie ihre Sache zur Sache Gottes machen, und durch Beschuldigung der Irreligion, Alles den Pöbel so wie die Regierungen gegen den Widersprecher in Harnisch bringen, über ihn bei Gutmüthigen Verdacht, und bei ihren blinden Anhängern Abscheu erregen. Ein Thomas hingegen dringt bloß auf freie Untersuchung, er schadet Niemanden, und will nur daß Alle gehört werden, damit in Gegenständen von großer Wichtigkeit die über die Lage der Sachen unterrichtete Menschheit nach eigener überlegung entscheide, und mit Verstand und Bedacht handle. Jenes ist der Geist der Inquisizion und des Jakobinismus; dieses, der Geist der Aufklärung. Der

erste

erste wirkt stürmischer, und also schneller; der andere, sanfter und langsamer, aber eben dadurch um desto sicherer. So darf man annehmen, daß es ein Fortschreiten der Menschheit zum Bessern giebt; darf hoffen, daß der Geist der Aufklärung immer allgemeiner, und durch ihn die Herrschaft der Vernunft und der Sittlichkeit endlich befestigt werden wird.

Eine auffallende Seite gewinnen Thomasens Streitigkeiten dadurch, daß sie fast sämmtlich mit Theologen geführt wurden. Diesen war die Freiheit seiner Meinungen und seines Vortrags vorzüglich zuwider; so wie es ihm unerträglich fiel, daß sie die Geistesfreiheit einschränken, und den Vernunftgründen noch etwas anders als Gründe entgegen setzen wollten. Er beschuldigte sie: daß „sie nach des sel. Luthers Tode nunmehro eine lange Zeit über die Gewissen der armen Laien geherrscht; daß sie gleichsam eine Begünstigung hätten, unschuldige Leute zu verläumden, Unruhe in und außer Landes anzustiften, auch Evangelische Fürsten in einander zu hetzen; daß das ganze Sachsenland ja leider durch die Zänkereien der Theologen betrübt genug, rege und irre gemacht sei; daß ihre Sucht, den weltlichen Arm zu Hülfe zu rufen, den deutlichsten Beweis abgebe, wie wenig

wenig Gegründetes sie vorzubringen wüßten; daß von der andern Seite sie sich wiederum dem weltlichen Arm zu entziehen suchten, wenn sie von der Landesobrigkeit bestraft werden sollten, welcher sie wegen ihres heiligen Standes nicht unterworfen zu sein behaupteten; daß, wo Geistliche gegen Laien ständen, jene sich erlaubten was die Letztern nicht dürften." Diese Vorwürfe belegte er durch Beispiele aus der Geschichte der damaligen Zeiten und seiner eigenen Schicksale; er bekämpfte die Vorurtheile, woraus jene Denkungs- und Handlungsweise entstand; und öfnete der Deutschen Welt die Augen über eine Menge Dinge, welche täglich neben ihr vorgingen und wovon sie dennoch nichts gewußt hatte. — Er unterschied auf das sorgfältigste zwischen Philosophie und Theologie, und erklärte es für den schrecklichsten Mißbrauch wenn die eine Wissenschaft in das Gebiet der andern eingreifen wolle. Zur Erläuterung führte er hierüber öfter an, daß z. B. der Physiker ewig behaupten müsse: eine Jungfrau könne nicht gebären; und daß er deshalb doch nicht mit dem Geistlichen in Streite sei, welcher lehre: eine Jungfrau habe geboren. Umgekehrt, solle aber auch keine Klügelei sich in Glaubenssachen eindrängen, weil daraus nichts als ein ungenieß-

barer

barer Wirrwarr von Vernunft und Offenbarung entstehe *).

Es ist nicht zu läugnen, daß Thomas auf eine für die damalige Denkungsart ganz ungewöhnliche Weise mit den Theologen Streit führte; und er scheint, eben um ihre angemaßten Rechte ihnen wieder zu entreißen, mit Fleiß seinen Vortrag gegen sie geschärft zu haben. Zwar pflegte er sich hierbei auf „die glückselige Freiheit unsrer Zeiten“ zu berufen. Er schrieb auch 1691 zu Halle ein Programm „Von der Freiheit der itzigen Zeiten gegen die vorigen.“ Dem oben genannten Joh. Fr. Maier in Hamburg, welcher, bei Gelegenheit seines wütigen Eifers gegen die Pietisten, auch Thomäsen auf das schmähsüchtigste angrif, rief dieser zu: „Mein lieber Herr Doktor! „Die Zeit ist aus, in welcher Ihr und Euresgleichen uns Laien die Augen verkleistert gehabt, und „wir

*) Ecce, heißt es in dem Gebete, in welches er einen ächten Christen ausbrechen läßt, der zwischen Philosophie und Theologie im Gedränge ist, (Dissertatio prooemialis vor den Institutionibus jurispr. divinae, p. 35): Ecce totus pene mundus in eo est, ut Theologia quadam Scholastica, quae nihil est aliud quam chaos aliquod rationis et revelationis Tuae, velit metiri immensurabilia fidei mysteria.

„wir kennen nunmehr Eure Tücke allzuwohl.“ Allein diese Freiheit fand Thomas gewiß nicht vor, sondern suchte sie nur erst einzuführen. Er spöttelt zu dem Ende bei jeder Gelegenheit über die Geistlichen, und erzählt eine Menge ärgerlicher Geschichtchen von unmoralischen oder unwissenden Predigern; eine Art von Witz, welche sich lange erhalten hat, bis sie endlich durch ausgebildetere Wohlanständigkeit und den feinern Geschmack verdrängt worden ist. — Von der andern Seite muß man aber auch gestehen, daß die damaligen Theologen, im Ganzen genommen, ihn schwerlich zu günstigern Urtheilen bestimmen konnten. Den wahrhaft achtungswürdigen Männern unter ihnen, einem Spener, einem Franke, zollte er gern Achtung und Freundschaft. Wenn man indeß ihm mit einigem Rechte vorwerfen konnte, daß er den ganzen Stand lächerlich zu machen suche, so hat er vielleicht eben dadurch zur wahren Ehre des Standes viel beigetragen. Die Bessern desselben beeiferten sich itzt, durch persönliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens das Ansehn zu erhalten, welches die bloße Kleidung ihnen nicht mehr gab. So entstand ein edler und schöner Wetteifer unter ihnen selbst, und mit den andern nützlichen Klassen der Staatsbürger; und wir kennen

und ehren seitdem eine nicht geringe Anzahl von Geistlichen, welche durch Gelehrsamkeit Sitten und Bescheidenheit wiederum ihrem Stande Achtung erwerben. — Daß Thomas übrigens gerecht und unparteiisch war, zeigte er durch eine mit Kraft und Würde geschriebene Abhandlung 1707: Von der Pflicht eines Evangelischen Fürsten, die Besoldungen und die Ehre der Kirchendiener zu vermehren.

Er hielt den Beruf der Volkslehrer hoch, und ließ nur diejenigen seine Geißel fühlen, welche seiner Meinung nach sich von denselben entfernten. Eben darum bemühte er sich, gleichfalls in seinem Kreise durch Lehre zu nützen; und erklärte fast etwas zu vorschnell den bloß grübelnden Denker oder den bloß zu eigenem Behuf studirenden Literator für ziemlich unbrauchbare Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft. Ausgemacht aber bleibt es, daß äußerst wenige Gelehrte eine so gemeinnützige Thätigkeit bewiesen als Thomas, äußerst wenige so vortrefliche Lehrer, in theoretischer Rücksicht, für ihr Vaterland wurden als er.

Thomas zeichnete mit großer Einsicht den Umfang des nützlichen und jedem wohlgezogenen Bürger anständigen Unterrichtes vor; und vieles was zum Theil erst in unsern Tagen darüber

als

als neue Vorschläge erschienen ist, findet sich bereits bei ihm. Überhaupt enthalten seine Schriften einen Schatz von pädagogischen und von psychologischen Ideen, obgleich zur völligen Ausbildung derselben es ihm meistens an Musse, welche er bloß diesem Fache hätte widmen können, gebrach. Er drang auf Sachkenntnisse beim Unterricht, damit Kinder und Jünglinge nicht bloß auf Hofnung des künftigen Vergessens Dinge lernen mögten; aber er empfahl dem ungeachtet auch das Studium der alten Sprachen: nur rieth er, es mit mehr Geschmack zu treiben, und die neuern nicht darüber zu versäumen. Er erklärte die Kenntniß von dem Zustande des Staats, worin man lebt, für unentbehrlich. In dieser Absicht verlangte er auch die Ansetzung eines Professors des Staatsrechts, welcher damals noch manchen Universitäten fehlte. Überhaupt ist sein Plan zur Bildung eines Fürsten und eines Privatmannes sehr gut entworfen. Jener soll „in alten und neuen, Kirchen- und Profanhistorien wohl versiret sein, vornehmlich den Zustand des Deutschen Reichs wohl inne haben, und mit guter Art von diesem allen durch eine geschickte Rede nach dem kurzen Hofstil seine Gedanken eröfnen, oder einen netten und artigen Brief verfertigen

fertigen können; sodann, was insgemein zu dem Amte eines Fürsten gehört, auf sich und seine Unterthanen insonderheit wohl zu appliziren wissen: die Intenzion seiner Nachbarn, seiner Unterthanen Naturell, das Thun und Verhalten seiner Klerisei und Bedienten, das Vermögen seines Volks, die Nutzbarkeit seines Landes u. s. w. wohl bemerken" lernen. Der Andere treibe Logik, Redekunst, Mathematik, Physik und Naturhistorie, Moral, philosophische Geschichte, Staatsrecht und politische Geschichte, Kirchenhistorie, Kenntniß der besten Autoren, vorzüglich aber der neuern. —

Wie sehr seine eigenen Schriften abzweckten, seine Mitbürger über die genannten Gegenstände aufzuklären, ist schon theilweise im Vorigen angegeben. Er redete öfter über die Mängel des bisherigen Unterrichts, zumal des ihm näher liegenden auf Universitäten, und schlug Verbesserungen in der Wahl der Wissenschaften und in der Lehrmethode vor. Er bestimmte sehr richtig den Unterschied zwischen Kritik und Dogmatik, zeigte die Unmöglichkeit der Widerlegung skeptischer Behauptungen, und der Beilegung theoretischer Streitigkeiten, und drang desfalls auf das Praktische. Er brachte gern die Rede

auf

auf politische Gegenstände, und machte seine Leser mit den neuesten Staatsschriften, insonderheit der Franzosen, bekannt. Viele andre Materien, welche eines grossen Interesse für denkende Menschen fähig sind, nur bisher wegen der einseitigen Behandlungsart vernachlässigt wurden, gewannen unter seiner Hand allgemeinen Eingang. Er gab in Halle wiederum eine Art von periodischer Schrift heraus: eigentlich zwey Sammlungen, jede von verschiednen Bänden, deren eine er »Juristische Händel« und die andere »Philosophische und Juristische Händel« betitelte. — So viel ich weiß, war Thomas der Erste, welcher in Deutschland Rechtsfälle auf eine auch für Unjuristen lesbare Art vortrug: eine reiche Quelle für Philosophie, Psychologie, und Kenntniß der bürgerlichen Verfassung; welche vorzüglich in unsern Tagen von Herrn Klein — itzt als Geh. Rath und Universitätsdirektor in Halle, Thomasens würdigem Nachfolger — zu den genannten Zwecken so ergiebig benutzt worden ist. Thomas erzählt hier unter andern die Geschichte einer gräuelvollen und fanatischen Sekte, deren Haupt die sogenannte Mutter Eva (geb. von Butlar) — eine Art von weiblichem Rosenfeld — war. Ferner gab er interessante

Nachrichten von Hexenprozessen; von seltsamen Ehescheidungsklagen; von Befehlen der Landesherrn wegen Bestrafung der Geistlichkeit und wegen des Kirchenbesuchens, nebst dem über diese Befehle entstandenen Streit; von einer Kätzermacherei, welche Thomas seiner Gewohnheit nach „Brocken des Politischen Papstthums unter „Evangelischen Predigern" betitelte; von einer ganz romanhaften Liebe- und Ehegeschichte; von Verbesserung des Justizwesens; von den Verhältnissen der Landeskollegien zu einander, und einem Gutachten zur Vermeidung der Verwirrung dabei; von einigen Grundsätzen des peinlichen Rechts, u. s. w.

Sicherlich war Thomas der Erste, welcher ganz literarische Gegenstände in deutscher Sprache und angenehm lesbar behandelte. Er warf Fragen über dunkle Stellen lateinischer Schriftsteller auf, und lieferte die häufig ihm zugesandten Antworten (wobei man die Namen Christ, Heumann, Keisler, liest), mit seinen Erinnerungen. Er berichtete über ausländische Bücher, auch wenn sie bloß Kritik und Biographieen betrafen. Er bestritt den ängstlichen Vorwurf, welchen man gewöhnlich dem bekannten Buch Bodin's, Heptaplomeres genannt, gemacht hat, als sei es eins

eins der gefährlichsten und furchtbarsten Werke gegen die Christliche Religion; welcher auch verursacht hat, daß dasselbe nie gedruckt erschienen ist, obgleich es im Manuskript ziemlich häufig gefunden wird *). Thomas behauptete, daß eine solche Furcht keinem wahren Verehrer der Religion gezieme; daß Alles dürfe gedruckt werden, weil Alles müsse widerlegt werden können; daß sogar eine Verheimlichung dieser Art beträchtlichen Schaden stifte, weil sie den Gedanken zu erzeugen im Stande sei, als gäbe es Einwürfe vor deren Lautwerden man sich scheue. Bei der Gelegenheit meldet er seltsame aber in der That merkwürdige Urtheile über Wagenseil's Bekanntmachung der giftigen Lästerungen gegen Christus, ja selbst über Eisenmenger's elendes Buch, worin das Toldos Jeschu deutsch übersetzt steht: man hat diese Schriftsteller wohl gar deshalb für heimliche Judenfreunde und Bestreiter des Christenthums halten wollen. — Wenn hierbei, und vielleicht schon früher bei Manchem was von Thomasen erzählt ist, der Name Lessing dem Leser ins Gedächtniß kömmt, desto besser für Thomasen!

*) Die Königl. Bibliothek zu Berlin besitzt mehrere Handschriften davon.

Welch ein großer Lehrer Thomas für seine Zeitgenossen und für die Nachkommenschaft in vielen höchst wichtigen Dingen war, brauche ich hier nicht zu wiederholen. Seine Lehren bekämpften die Feinde der Vernunft und des Menschenglücks: Vorurtheile und Aberglauben. Nur zwei Wahrheiten nenne ich hier, welche damals den größten Widerspruch fanden, wozu aber Thomas in Hofnung besserer Zeiten gewiß den Samen ausstreute, der itzt wenigstens unter einigen weisen Regenten die herrlichsten Früchte getragen hat. Er lehrte zuerst die wahren Grundsätze der Toleranz. Er zeigte auf das einleuchtendste die Ungerechtigkeit und die Abscheulichkeit der Tortur. Bloß diese beiden Punkte müßten hinreichen, seinem Andenken ewige Segnungen zuzusichern.

Noch sei mir erlaubt, da ich von gemeinnützigen Lehren rede, seine Erklärung über die Jesuiten hieher zu setzen. „Es ist leider mehr „als zu sehr bekannt (sagt er), wie zu itzigen „Zeiten die Papistischen und Jesuitischen Konsilia „überhand nehmen, die Protestantischen Religio„nen und deren Vertheidiger zu unterdrücken. „Unter die Jesuitischen Invenzionen, deren sie sich „bedienen, die Papistischen Irrthümer einzufüh„ren und überall fortzupflanzen, gehöret vorzüg„lich

„sich auch hielt. Als die Jesuiten sahen, wie
„das Aristotelische und Scholastische Reich der
„Finsterniß nach Kartesius, Gassendi und Andern
„sehr verhaßt zu werden begann; fingen sie an
„die (zwar an sich selbst sehr nützlichen, und zu
„Wegwerfung vieler Vorurtheile höchstdienlichen)
„Studia der Historie und der Mathematik in
„ihren Schulen einzuführen, und also bei vielen
„Protestirenden, auf deren Universitäten bishero
„die grobe Kätzermacherische Pedanterei gar sehr
„geherrschet, und die Studia Mathematika und
„Historika verachtet und negligiret wurden, Bei-
„fall zu erhalten. Dadurch geschah es, daß von
„berühmten Mathematikern und andern die die
„Geschichtsstudia liebten, und deshalb in ihrem
„orthodoxen Vaterlande vorher sehr verachtet
„wurden, (wie aus dem einigen Exempel des
„Herrn Leibnitzens, wenn schon nicht noch viele
„andre da wären, zu sehen) entweder ihre der
„Herren Jesuiten Freundschaft gesucht, oder
„wenn die Herren Jesuiten dieselbe selbst anboten,
„ohne Schwierigkeit angenommen wurde. Und
„so haben durch diese gelehrten Männer oder ihres
„Gleichen die vornehmsten, oder doch zum wenig-
„sten nicht die geringsten, Protestirenden Fürsten
„sich nach und nach, und zwar unter allerhand

„dem ersten Ansehn nach sehr plausibeln Prätexten, einnehmen lassen, von der Evangelischen „Religion zum Papstthum überzutreten. — Wenn „man nun wohlbedächtig erwäget, daß diejenigen „Mathematiker, die mit ihren Subtilitäten die „Abstrakzion von dem Möglichen und Unmöglichen „zum Hauptgrund ihrer Lehre sehen, den Herren „Jesuiten dadurch die schönste Gelegenheit an die „Hand geben, ihre aller gesunden Vernunft offenbar widersprechenden theologischen Lehren, unter „welchen der Artikel von der Transsubstanziazion „einer von den vornehmsten ist, vermittelst dieser „Abstrakzion zu rechtfertigen; so wird man zugleich „befinden, daß es itzo bei diesen Umständen höchst„nöthig sei, die Studirenden vor dergleichen „Mathematischen Grillen ernstlich zu warnen.“ — Man sieht leicht, daß unter den Mathematikern in der letzten Stelle Leibnitz und dessen Anhänger gemeint sind, welche Thomas am nehmlichen Orte die „Leibnizianer und Konfuzianer“ nennt, und von welchen er den damals sich bekannt machenden Wolf eben nicht auf das feinste angreift. Leibnitz stand, wie man weiß, in ziemlich genauer Verbindung mit den Katholiken; und er soll sogar, ihnen zu Gefallen, die Transsubstanziazion (die Denkbarkeit derselben?) oder

gar

gar deren Wirklichkeit 3) demonstrirt haben. Er war ferner einer der Ersten, welche der Weisheit der Sineser und ihres berühmten Religionslehrers hohe Lobsprüche unter uns beilegten. Die Jesuiten, welche jede Neigung großer Männer, und die Gelegenheit denselben Gefälligkeiten zu erzeigen, auszuspüren verstehn, hatten Leibnitzen manche Nachrichten aus Sina verschaft; da ihre Missionarien am Hofe und im Innern dieses Reiches, welches dem übrigen Europa fast gänzlich verschlossen war, viel galten.

Noch unmittelbarer wirkte Thomas als ausübender Dozent. Sein Verdienst in diesem Fache, welchem er sich mit solcher Liebe widmete, daß er die juristische Praxis deshalb aufgab, erregt ehrfurchtsvolle Bewunderung, von Seiten seiner Pflichtliebe sowohl als seines philosophischen Geistes. Er war unermüdet in Erfüllung seines Amtes, unerschöpflich in Erfindung neuer Materien des Vortrags, und angenehmer Einkleidungen nützlicher Lehren, ohne jedoch der Strenge der Wissenschaften oder dem Ansehn des Lehrers etwas zu vergeben. Darüber war auch sein Ruf in allen Protestantischen Ländern, wo Deutsch gesprochen wird, entschieden: er fand eine geraume Zeit, da er schon Familie hatte, bloß durch

 Vorlesungen

Vorlesungen und Privatissima hinlänglichen Unterhalt; besonders schickten ihm die Eltern aus höhern Ständen gern ihre Söhne; und ihm folgten so viele Zuhörer, daß er, wie schon bemerkt ist, im Stande war, allein eine Universität zu errichten, noch ehe der Landesherr dazu die Anstalten traf. — Vorzüglich übte er, seinem großen Grundsatze getreu, die Jünglinge im Selbstdenken. Er vergaß in seinen Vorlesungen nie die Geschichte der Lehren und der Streitigkeiten; und entwickelte unpartheiisch die Gründe von beiden Seiten, ehe er seine Meinung vortrug, damit die Zuhörer selbst entscheiden konnten. Er zeigte die Gränzen dessen was der menschlichen Einsicht zu fassen gegeben und nicht gegeben ist; er bestimmte bei den dreisten Schulbehauptungen immer bündig und fein: „das folgt nicht, das läßt sich nicht erweisen,“ ohne eine dogmatische Antithesis aufzustellen, oder gar in kahlen Skeptizismus zu verfallen. Hauptsächlich las er über Weltweisheit, Geschichte, und Rechtsgelahrtheit: er wählte aus diesen Wissenschaften die interessantesten, aber auch die lehrreichsten Materien, und sann darauf, Alles praktisch, aber auch gründlich, vorzutragen. Er suchte insonderheit die Einrichtungen des Staats, welchem

er

er angehörte, bekannter zu machen; und schrieb mehrere Programme und andere Gelegenheitsschriften über die weisen Verordnungen der Brandenburgischen Regenten in Absicht der geistlichen und der weltlichen Verfassung; wobei er trefliche und stark gesagte Nutzanwendungen für den Lehr-, Wehr- und Nährstand, für die Studirenden, für die Professoren, und namentlich auch für sich selbst, anbrachte. Er trug die nützliche und noch immer zu sehr versäumte Litterargeschichte vor, und machte seine Zuhörer mit den rezensirenden Journalen, welche damals in Holland und in Frankreich von sehr berühmten Männern geschrieben wurden, bekannt. Er zeigte den Weg zur Gelehrsamkeit, lehrte die Mittel zur Bildung eines künftigen Geschäftsmannes, und die dabei nöthigen Vorsichtsregeln. Er las, welches zu der Zeit etwas sehr Neues war, und auch noch itzt nichts Allgemeines ist, die Kirchengeschichte für diejenigen welche nicht Theologie studirten; u. s. w.

Der edle Mann hielt viele öffentliche, das heißt unentgeldliche, Vorlesungen. Auch suchte er den Jünglingen, noch außer den Kollegien, nützlich zu werden: gestattete ihnen gern den Zutritt zu sich; lieh ihnen Bücher aus seiner sehr zahlreichen Bibliothek, wie er denn überhaupt

Bücher-

Bücherkenntniß recht allgemein zu machen äußerst bemüht war; und sorgte mit väterlicher Weichheit für ihre Moralität. Was er in Absicht dieses letzten Punktes that, ist nie genug zu loben. Er kannte die Menschen, er beobachtete die Welt mit welcher er lebte. Ohne sich bei kalten Gemeinsprüchen aufzuhalten, schilderte er die Gefahren des Universitätslebens, und die gewöhnlichen Fehler der Studenten so treffend und mitunter so beißend, daß ein Lehrer welchem es bloß um Beifall oder Zulauf zu thun ist, wohl schwerlich solche Wahrheiten und in solchem Tone je vorzutragen wagen wird. Aber seine Güte und Milde des Herzens, seine Anmuth und Feinheit des Betragens, sein biederer Sinn, seine große und gemeinnützige Gelehrsamkeit, sein aufgeweckter Ton, fesselten von der andern Seite wieder alle nicht ganz verderbte Seelen.

Er konnte mit aller Stärke, die ihm zu Gebote stand, Rechtschaffenheit und gute Sitten anpreisen, die Unarten lächerlich und die Laster verächtlich darstellen: denn er war selbst ein sehr moralischer Mann. Keiner seiner erbitterten Gegner, welche doch zu den niedrigsten Ränken und den plumpsten Verläumdungen bisweilen ihre Zuflucht nahmen, hat je gewagt, Thomas einer

schlechten

schlechten oder unedlen Handlung zu beschuldigen. Ihn einen Synkretisten, Kryptokalvinisten, Pietisten, Naturalisten, Atheisten zu nennen, kostete nur einen Federzug; aber bestimmt zu zeigen, daß er der Rachsucht, dem Eigennutze, der Wollust, der Herrschbegierde, oder sonst einer niedern Leidenschaft fröhnte, fanden sie über ihre Kräfte, und ließen es daher bei jenen theologischen Schimpfnamen bewenden. Manche Nachrichten zeigen, daß seine orthodoxen Verfolger eben nicht von den genannten Leidenschaften ganz rein waren; und so traf auch hier ein, was Thomas in andrer Rücksicht sagte: daß diese Herren sich erlauben können, was die Laien nicht dürfen. Jeder Wohldenkende liebte den thätigen, dienstfertigen, edelgesinnten Thomas; auch genoß der freimüthige aufgeklärte Mann des Glücks, während seiner fast vierzigjährigen Lebenszeit in Halle von den Regenten des Landes und von ihren höchsten Staatsbeamten nach Verdienst geschätzt, und mehrmal in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt zu werden. — Wie sehr ihm seine sittliche Vervollkommnung am Herzen lag, beweisen mehrere seiner Schriften, worin er mit großer Strenge sich selbst untersucht, seine Fehler ohne Entschuldigung tadelt, und (namentlich in

seinen „Morgengedanken“ *) sich bei dem festen Vorsatze sie zu vermeiden, bestärkt. Er wirft sich selbst seine satirische Schreibart vor, und seinen Ehrgeiz. Dieser letztere war nicht von der kleinlichen kindischen Art, wodurch manche aufgeblasene Gelehrte sich verächtlich machen: sein Ehrgeiz äußerte sich nicht durch plumpes oder geringschätziges Betragen, ging nicht auf Rang- und Titelsucht. Thomas war gleich als Kurfürstlicher Rath angestellt, und wird hernach Direktor und Königl. Geheimer Rath. Dieser Titel war damals von Bedeutung, als noch nicht Tausende von Staatsbeamten um denselben ansuchten und ihn erhielten. Man findet sogar Thomasen, entweder wegen dieses Titels oder der akademischen Würden wegen, in Zueignungsschriften „Se. Excellenz“ genannt. Allein über dergleichen lächelte der aufgeklärte Mann selbst; seine Seele war für Eitelkeit zu groß. Von der Ruhmsucht erklärte er sich indeß selbst nicht frei; aber er wußte sie so zu lenken, daß sie eine Quelle der ruhmwürdigsten Handlungen ward: der großen gemeinnützigen Thätigkeit, die ihn durchaus beseelte, und der Begierde als ein wohlthätiger Verbesserer des Zustandes der Wissenschaften und der Menschheit noch bei der Nachwelt ehrenvoll genannt zu werden.

Diesen

Diesen ehren- und zugleich segensvollen Namen wird er bei den dankbaren Deutschen nie verlieren. Er war der Wiederhersteller der Denkfreiheit. Er war ein Märtyrer der Aufklärung. Sein Werk ist ihm gelungen. Sein Geist wohnet noch unter den Deutschen; und müsse vorzüglich in dem Lande, welches den vortreflichen Mann so lange besaß, ewig ungeschwächt bleiben *)!

3.

*) Der Verfasser des oben stehenden Aufsatzes hält es für Pflicht, hier noch mit Dank die vortrefliche Lebensbeschreibung zu nennen, welche Hr Schröckh im fünften Theile seiner „Allgemeinen Biographie“ von Thomasen geliefert hat. Mit einem solchen Meister konnte es ihm nicht in Sinn kommen, sich in Wettstreit einzulassen. Man wird aber bei der Vergleichung auch leicht finden, daß, obgleich von ihm Einiges hier benutzet ist — und zu welchem Behufe liest man sonst lehrreiche Bücher? — doch im Ganzen mit Fleiß ein andrer Gang gewählt worden ist, und Thomasens eigene Schriften die Hauptquelle zu diesem Aufsatze ausmachen.

An Familiennachrichten scheint es über Thomasen ganz zu fehlen. Soviel man weiß, hinterließ er Vermögen und Kinder. Diese wählten, nach ihres Vaters Tode, wieder Leipzig zu ihrem Aufenthalt, wo ihr Vaterbruder noch lebte. Itzt ist Thomasens Nachkommenschaft völlig ausgestorben.

Die Klapperjagd.

Im Jänner 1794.

Auf Freunde, eh noch der Morgenstern erbleichet,
Eh selbst Aurorens Blick den Horizont erreichet!
Schon harren Jäger, Roß und Hund.
Ergreifet Hut, Gewehr und Tasche;
Und, wenn Ihr wollt, die deutsche Flasche,
Gefüllt für deutschen Sinn und Mund.

Denn frischer Spurschnee decket Hain und Felder,
Vom Silberreife starrt das krause Haar der Wälder,
Und günstig wallt die Luft der Jagd.
Stimmt an den Waldgesang; schon tönet
Das Horn, das Rast und Unmuth höhnet,
Und selbst den Treiber *) fröhlich macht.

Die Jagd beginnt. Genossen! nun erfülle
Eu'r edles Chor des weisen Schweigens heilge Stille;
Das Loos bestimme jeden Stand.
Das Zeichen schallt. Gespannt die Röhre!
Ihr Freunde, macht Dianen Ehre,
Mit sicherm Blick und fester Hand!

Der erste Schuß hallt durch den Forst schon wieder:
Dort stürzt im vollen Sprung ein schneller Rehbock nieder,
Hier purzeln Fuchs und Hasen hin;

*) Klapperjagd, Treibjagd, Treibjagen: sind gleichbedeutende Wörter.

Das Schwein, dem Schuß nur halb entgangen,
Wird aufgenommen, abgefangen.
[illegible] hin.

So geht [illegible], vom Thal zum Hügel.
Die süße Jagdlust giebt den kurzen Stunden Flügel,
Schon naht im kalten Schlei'r die Nacht.
Gesammelt werden Reh und Hasen,
Zum Abmarsch wird das Horn geblasen,
Vollendet ist das Fest der Jagd!

Nun zieht die Schaar, gekrönt mit Weidmanns-Ehre*),
So glorreich als einst Friedrich's sieggewohnte Heere,
Zum Obdach friedlich heim. Kein Wunsch
Bleibt unerfüllt. Was fehlt dem Tische?
Es [illegible] und Vorkost, Braten, Fische,
Und [illegible] Wein und deutschen Punsch.

Uns lüstert nicht nach fürstlichen Gelagen;
Der Hunger [illegible] die Kost gesundem Gaum und Magen,
Und Freude, die den Hofzwang flieht.
Manch [illegible] wird dann mitgetheilet,
Bis uns die Mitternacht ereilet
Und süßer Schlaf zum Lager zieht.

Berlin. J. A. v. Beyer.

*) Nach glücklich vollbrachter Jagd, pflegt man einen grünen Zweig auf den Hut zu stecken.

4.

Noch ein Wort über das Manifest der Unbekannten Hohen Obern.

Auszug eines Schreibens, vom 14 Novemb. 1793, aus ***

Ich lese eben itzt die Neuen Leipziger Gelehrten Anzeigen Nr. 79 vom 4 October dies. Jahrs. Daselbst giebt Jemand vor: das „Manifest der „unbekannten Ordensobern an die Glieder geheimer Grade und Systeme," welches im August-heft (1793) Ihrer Monatsschrift Nr. 5 angezeigt und richtig beurtheilt worden ist, sei „ein „bloßer Scherz, dessen Absicht dahin gehe zu „zeigen, daß, wer noch ferner von Ordensge„heimnissen rede, nichts als possenhaftes Kinderspiel treibe." Der vermeintliche Beweis, daß diese Schrift Satire oder Ironie sei, besteht bloß in einer Nachricht von der Herausgabe derselben; allein eben diese Erzählung zeigt, wie schlecht der ungenannte Herr in Leipzig unterrichtet ist. Er sagt: das Manifest sei vor Jahr und Tag in des berüchtigten Aloys. Hofmanns Zeitschrift erschienen; nun habe ein angehender Buchhänd-

Buchhändler in Hannover das Ding nachgedruckt: „in Hannover, wo doch wohl an keinen [illegible] Jesuiten zu denken sei!“; und dennoch sei man einfältig genug gewesen, eine flache Satire ernsthaft zu nehmen.

Es ist ein eigenes Ding, die Wiener Zeitschrift so in Bausch und Bogen anzuführen; dies möchte in der That eher für eine Satire gelten. Wer hat die Wiener Zeitschrift noch unzerrissen beisammen? oder wer könnte sie zum zweitenmal durchblättern? Das mag Hr. Ritter Zimmermann und seine Freunde in Hannover thun! Ich habe sie zur Zeit ihres Lebens doch Heftweise angesehen; aber ich erinnere mich durchaus nicht, etwas dem ähnliches darin gefunden zu haben, welches mir gewiß würde aufgefallen sein. Gesetzt aber, das Manifest habe in Hofmann's Zeitschrift, und zwar darin zuerst, gestanden; so würde dies, nach der herrschenden Denkungsart und dem ganzen Tone der Zeitschrift, doch wohl keineswegs nothwendig die Vermuthung erregen, es sei die Erfindung eines witzigen Kopfes, welcher der Aufklärung einen Dienst leisten, der Geheimnißlust spotten, und den Ränken der unbekannten Väter habe entgegen arbeiten wollen. Gerade umgekehrt müßte man schon aus diesem Umstande die

 Schrift

Schrift für ein absichtliches Werk der Jesuitischen Aufklärungsfeinde ansehn.

Der ungenannte Herr in Leipzig ist also den Hauptbeweis schuldig geblieben, daß die Schrift satirisch gemeinet sei. Er gesteht auch selbst, man könne sie sehr leicht für Ernst halten. Und schwerlich wird wohl irgend Jemand den Aufsatz für Spaß erklären, welcher ihn mit Aufmerksamkeit liest, und den Geist des Innern gewisser Geheimer Gesellschaften, und die darin übliche Art sich auszudrücken, etwas näher kennt. — Auch ist es ungegründet, daß er zuerst einzeln in Hannover erschienen sei. Mit Gewißheit läßt sich der erste Druckort des Manifestes zwar nicht angeben; aber alle Spuren führen auf das Südliche Deutschland, und höchst vermuthlich ward es in Baiern gedruckt. Es erschien in Französischer und in Deutscher Sprache, weil zugleich die Absicht war, auf große Herren und vornehme Standspersonen zu wirken. Es ward vielen Leuten auf eine Art zugeschickt, aus welcher man auf die ernsthafte Meinung wohl schließen konnte. Besonders machte es in Regensburg viel Aufsehn; auch unter den angesehensten Personen; und es fiel daselbst Niemanden ein, die Schrift für Satire zu halten. — Der Hannöversche Nachdruck

ist

ist lange nachher, wahrscheinlich erst auf Veranlassung der Nachricht in der Berl. Monatsschrift, gemacht worden; und mag wohl weiter nichts, als eine Buchhändlerspekulazion sein. Zu mehrerer Beglaubigung sende ich Ihnen hier ein Exemplar dieses Nachdrucks; Sie werden sehn, daß er von dem Originaldruck, den Sie sehr wahrscheinlich Selbst in Händen gehabt haben, gänzlich verschieden ist*).

Auch lege ich ihnen die so eben erschienene Untersuchung des Manifestes bei**), welche

*) Der Verf. des Aufsatzes im August hatte mir sein Exemplar, welches ihm, wie er meldete, aus Regensburg zugesandt war, mitgetheilt; und ich muß bezeugen, daß es in Absicht des Drucks dem mir hier geschickten (angeblich Hannöverschen) Nachdruck völlig unähnlich war. B.

**) Der Titel ist zwiefach, so wie im ganzen Buch Seite vor Seite das Französische und Deutsche gegen einander über steht. Examen du prétendu Manifeste des soi-disant Supérieurs Inconnus d'un certain Ordre aux membres des grades & systèmes secrets de cet ordre. Untersuchung [vielleicht besser: Prüfung] des vermeintlichen Manifestes der sich so nennenden Unbekannten Obern eines gewissen Ordens an die Mitglieder der Geheimen Grade und Systeme dieses Ordens. 1794. 155 Seiten in 8.

Französisch und Deutsch geschrieben ist, und einen sehr einsichtsvollen und mit der Welt und den geheimen Gesellschaften sehr wohl bekannten Verfasser verräth, welcher sicherlich in diesem Stücke mehr Glauben verdient, als der Herr in Leipzig. Schon der Umstand, daß er seine Prüfung in zwei Sprachen oder eigentlich, nach der dem Sinn nicht immer ganz treffenden Übersetzung zu schließen, Französisch schrieb; zeigt, daß er den Unbekannten Vätern in ihrer Hauptabsicht entgegen arbeiten wollte; aber zeigt auch zugleich, daß er den Zusammenhang der Sache und die Geschichte des Drucks dieser Schrift besser kannte, als der Herr in Leipzig. Denn wer ließe wohl mitten in Deutschland gegen eine bloß Deutsch erschienene Schrift die Widerlegung zugleich Deutsch und Französisch drucken? — Diese Prüfung enthält viele vortrefliche und sehr beherzigungswehrte Stellen, alle mit Anstand und Würde vorgetragen. Sie beweiset Schritt vor Schritt, wie die Unbekannten Obern sich in ihren Äußerungen selbst geradezu widersprechen, welche Thorheiten und welche höchst bedenkliche Sätze sie vortragen, und mit welchem Übermuth sie gegen andre Menschen zu Werke gehn. Ich zeige Ihnen bloß ein paar Stellen an, die meistens mit dem

was

was in Ihrer [illegible] gesagt ist, völlig übereinstimmen, wie denn wohl jeder aufmerksame Leser einerlei dabei denken muß.

— S. 17: „Die Erklärungen und die eignen Aus-
„drücke der vermeintlichen Unbekannten Obern
„führen natürlicherweise auf die Schlußfolge, daß
„sie unter einander ein Geheimniß besitzen, welches
„nur sie einzig und allein wissen; daß sie eine
„Menge (andrer) Gesellschaften, die hier und da
„zerstreut sind, zu ihren Absichten mit hinzulassen,
„ohne sie jedoch von ihren Projekten zu unterrich-
„ten; und daß sie in dem gegenwärtigen Augen-
„blick, wo sie selbst über die Folgen ihrer geheimen
„Unternehmungen erschrocken sind, sogar selbst
„die unschuldigen Werkzeuge, die sie mißbrauch-
„ten, vernichten wollen." — S. 75: „Die
„Unbekannten haben für nöthig erachtet, ihre
„Partei mit allem dem, was von der Andacht
„und Theologie Profession macht, zu verstär-
„ken." — Gleich Anfangs, S. 13: „Wer
„euren letzten Hammerschlag recht hören wird,
„meine Herren Unbekannten, wird auch wissen,
„was eure vermeintliche Entsagung zu bedeuten
„hat. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist weder
„der Natur eurer Projekte, noch euren weitaus-
„sehenden Absichten angemessen. Was Ihr vor-

scheint, hätte bedenkliche Folgen erzeugen können:
»Ihr glaubt nun, euren Kopf aus der Schlinge
»zu ziehn, indem Ihr das Ganze auf eine Zeit-
»lang unter den Schutt eines Gebäudes ver-
»grabt: in der Hofnung, daß es wieder aus
»demselben, wenn es Zeit ist, werde hervor-
»gezogen werden. — Und dazu [illegible] Die
»Unbekannten scheinen durch ihr grosses Opfer zu
»verstehen zu geben, daß die politische Maschine
»in stärkere Bewegung gesetzt worden, als sie
»ihr selbst haben geben wollen. Da nun der
»Ausgang ihnen selbst problematisch wird, so
»geben sie die Sache auf; oder vielmehr: sie
»warten auf glücklichere Zeitumstände.« —

Statt daß aufmerksame Bienenkenner auf
diese Weise aufdecken, was um und neben uns
vorgeht, giebt es manche Leute in der Welt,
welche geschwinde die Sachen wegerklären, von
deren Existenz sie keinen Begrif haben. Dies
kann den Unbekannten Vätern nicht unlieb sein.
Die Publizität ist sonst ihre Freundinn nicht;
aber sie verstehn Alles, Freund und Feind, zu
benutzen. So werfen sie auch wohl einmal ein
»Manifest« öffentlich in das Publikum, um zu
sehn wie man dasselbe aufnehmen wird; und es
leben noch immer Geheimnißlustige genug, welche

 sich

sich dadurch aufs neue fangen lassen, obgleich die Namen Loyola und Kromwell in Verbindung mit dem Geheimen Orden darin genannt sind. Wird aber auch alle Welt dadurch empört: gut! so erfahren wenigstens die *Supérieurs Inconnus* auf diese Weise die Stimmung der Gemüther; und auf allen Fall können sie ja, durch die dritte oder vierte Hand, in den Leipziger Gelehrten Zeitungen die ganze Sache für den platten Spaß eines Aufklärers ausgeben.

5.

Turgot's Beweis, daß die Kolonieen dem Mutterlande nicht so viel Vortheil bringen, als man gemeiniglich annimmt *).

Man berechnet den Ertrag unserer Zuckerkolonieen auf 100 Millionen (Französ. Livr.); und man hat Recht, wenn man die Totalsumme ihrer Erzeugnisse

*) Dieser wichtige Aufsatz des großen Staatsmanns steht in der Politique de tous les Cabinets de l'Europe, pendant les regnes de Louis XV et de Louis XVI (Hamburg, 1794, 2 tomes, 8vo.) T. 2, p. 396

Erzeugnisse nach dem Geldwerth angeben will. Allein, dieser Werth gehört gänzlich den Kolonisten, und nicht Frankreich; Frankreichs wahren Gewinn aber muß man kennen lernen. Der Gewinn, welchen eine Nazion von ihren Kolonieen hat, läßt sich nur auf dreierlei Weise berechnen.

1. Zuförderst in Bezug auf den Handel der Nazion im Ganzen.

Die Hervorbringung und die Verzehrung sind die beiden Data zu allem Handelsverkehr. Der Hervorbringer verkauft; der Verzehrer kauft. Frankreich, in seinem Handel mit den Kolonieen, kauft

p. 396 — 407. Ich höre, daß das ganze Werk übersetzt wird. Dennoch schien mir die Bekanntmachung dieses einzelnen Memoire nicht überflüssig, da es, außer über den Hauptgegenstand, noch äußerst viel Lehrreiches enthält über den eigentlichen Begrif von Handel und Handelsprofit, über den Unterschied eines glänzenden Handelsverkehrs von wirklichem Gewinn, über die Verschiedenheit zwischen Vortheil der Kaufleute und Vortheil der Nazion, über die fast unerklärlich scheinende Thatsache, wie England so leicht den Verlust seiner (nun krämermäßig benutzten) Kolonieen verschmerzen konnte, über den Nutzen solcher weit entfernten Besitzungen, und eines in weiter Entfernung geführten Handels überhaupt, u. s. w.

kauft von ihnen den nöthigen Zucker, Kaffee, Baumwolle und Indigo; dagegen verkauft es ihnen das Mehl, die Weine, die Zeuge, die Manufakturwaaren, welche es [illegible] verarbeitet. Der Vortheil der Nazion bei diesem Handel beruhet, von der einen Seite, auf dem möglich einträglichsten Verkauf der Erzeugnisse ihres Bodens und der Werke ihres Kunstfleißes; von der andern Seite, auf dem möglich wohlfeilsten Einkauf aller Gegenstände ihrer Genüsse.

Ich sage: auf dem möglich wohlfeilsten Einkauf. Denn die Bequemlichkeit, die verschiednen Waaren der Amerikanischen Inseln im Überfluß zu haben, kann man nicht in Anschlag bringen: da bekanntlich diese Waaren in den Staaten, welche keine Kolonieen besitzen, eben so allgemein sind.

Um also den Vortheil richtig zu schätzen, welchen Frankreich von dem Besitz solcher Kolonieen zieht, mit welchen es sich einen ausschließlichen Handel vorbehalten hat; so fragt es sich: ob die Früchte des Bodens, Getreide, Weine, Zeuge, daselbst theurer verkauft; ob Kaffee, Zucker, Indigo, Baumwolle daselbst wohlfeiler eingekauft werden, als in denjenigen Europäischen Ländern, welche keine Kolonieen besitzen, wie

wie z. B. in den Niederlanden oder der Schweiz *). Da nun in der Wirklichkeit kein solcher Unterschied Statt findet; da der Holländische oder Schweizerische Landbauer und Manufakturist ihre Waaren eben so gut verkaufen, als sie die Amerikanischen Waaren zu eben so niedrigen Preisen bekommen: so darf man folgern, daß die Hervorbringer und Verzehrer im Auslande eben so viel Vortheile von den Kolonien ziehen, als die in demjenigen Lande, welches die Inseln ausschließlich zu besitzen glaubt.

2. Die neuere Staatskunst hat den Handel der Nazionen oft aus einem andern Gesichtspunkte vorgestellt. Sie hat vorzüglich auf den Gewinn der einzelnen Bürgerklasse Rücksicht genommen, welche das was man den Handel nennt, treibt, das ist, welche zwischen den Hervorbringer und den Verzehrer tritt, um von dem Einen zu kaufen, was sie dem Andern wieder verkauft, und dabei einen Profit zieht, welcher als Lohn für ihre Bemühung, als Kosten der Aufbewahrung und des Transports, und als Zinsen des Vorschusses anzusehen ist, den sie machen muß, um

heute

*) Und Preußen.

heute einzukaufen, was sie erst nach entfernter, ungewisser Zeit wieder verkaufen wird.

Unter diesen Kaufleuten hat man besonders diejenigen hervorgezogen, welche einen auswärtigen Handel zur See treiben; weil ihr Gewinn auf Kosten des Auslandes gemacht zu sein, und also für einen reinen Gewinn der Nazion selbst angesehn werden zu können schien.

Die Absendungen nach den Kolonieen, und der Verkauf der Rückfracht, welche man dem Ausländer zuführt, gehören zu den geschäftsvollsten und glänzendsten Stücken in dem Handel unsrer Seehäfen, und zu den Quellen des Reichthums unsrer Kaufleute.

Um aber das, was der Nazion davon zu gute kommt, gehörig zu schätzen, muß man bedenken, daß ein Theil der Rückfracht von der Nazion selbst verzehrt, und nur der andre an auswärtige Nazionen verkauft wird.

Diese holen und kaufen gewöhnlich die Westindischen Waaren in unsern Häfen selbst. Dadurch gewinnen also unsre Reeder nichts an dem Transport nach den verschiedenen Ländern in Europa. Unser Gewinn von den fremden Nazionen beschränkt sich also darauf, daß wir erstlich den Werth, welchen wir den Kolonisten für ihre

Waaren

Waaren bezahlt haben, wieder erhalten; und dann, daß uns die Transportkosten dieser Waaren von den Inseln bis in unsre Häfen, der Sold und die Unterhaltung der Matrosen, das Arbeitslohn der Schifbauer, und endlich die Zinsen und der Profit des Rheders von den auf die Ausrüstung seines Schiffes verwandten Kapitalien vergütet werden.

Für den Theil Amerikanischer Waaren, welchen die Nazion selbst verzehrt, empfängt der Kaufmann auch von ihr selbst seinen ganzen Gewinn an den Transportkosten und an der Benutzung seines Kapitals. Der Nazionalreichthum erhält also dadurch nicht den geringsten Zuwachs. Wahr ist es indeß, daß, wenn die Nazion keine Kolonieen hätte, oder wenn der Handel mit denselben jedem Fremden offen stände, eben diese Fremden einen Theil der Transportkosten würden gewonnen haben, den die Nazion izt ihren eigenen Kaufleuten bezahlt; und daß folglich, was sie gezahlt haben würde, ein Reichthum ist, den sie erspart, wenn auch nicht gewinnt.

Wenn sich aber die inländischen Kaufleute, vermittelst ihres ausschließenden Privilegiums, diesen Dienst theurer von der Nazion bezahlen lassen, als sie ihn Ausländern bezahlt haben würde;

würde; so muß man von dem Ersparniß der Nazion diesen übermäßigen Gewinn ihrer Kaufleute abziehen, weil er den Fremden nicht würde gezahlt worden sein.

Eben so muß man davon auch das abziehen, was die inländischen Kaufleute gewonnen haben würden, die, bei niedrigern Preisen als wozu sie izt verkaufen, dennoch im Stande gewesen wären, in Konkurrenz mit den Ausländern, unsern Koloniehandel mit Vortheil zu führen.

Der Ertrag des Nazionalhandels besteht also nur: 1) bei den Amerikanischen Waaren die der Ausländer von uns holt und kauft, in dem Werthe des Transports von den Inseln bis nach unsern Häfen; 2) bei den Kolonlewaaren welche die Nazion selbst verzehrt, in dem Ersparniß dessen, was die Nazion den fremden Reedern für den Transport hätte zahlen müssen, wenn dieselben diesen Handel in Konkurrenz mit unsern Kaufleuten hätten treiben dürfen.

Indeß muß man nicht glauben, daß diese beiden Angaben reiner Gewinn sind. Es geht davon alles das ab, was an Auswärtige, insbesondere an Holländer, für Assekuranzen, und für Zinsen der Kapitalien zu zahlen ist, welche ein Theil der Französischen Reeder von ihnen hat

 borgen

borgen müssen. Denn es ist bekannt, daß der Handel von Bordeaux zum Theil mit Fonds betrieben wird, welche Holländischen Kaufleuten gehören.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich: daß der Vortheil der Nazion bei dem ausschließlichen Handel mit den Kolonieen auf einen Theil des Profits eingeschränkt werden muß, den die Kaufleute in unsern Seestädten an den Kosten des Transports von den Inseln bis nach Frankreich haben; daß dieser Gewinn unsrer Kaufleute ein äußerst mäßiger Gegenstand ist; und daß man sehr irren würde, wenn man die Vortheile dieses Handels nach dem Werthe der Erzeugnisse und der Ausfuhr aus unsern Inseln schätzen wollte.

3. Noch ist eine dritte Berechnung übrig: nehmlich der Vortheile, welche Frankreich, als ein politischer Staat betrachtet, von dem Besitz seiner Kolonieen hat. Wir müssen also untersuchen und schätzen, welche Mittel zur Erweiterung seiner Macht ihm die Kolonieen geben.

Diese Mittel zur Macht sind von zwiefacher Art: militärische Stärke, und Geld.

a. Wenn eine feindliche Macht entfernte Besitzungen hat, welche man entweder anzugreifen, oder auch nur zu bedrohen vortheilhaft findet, um einen Theil ihrer Truppen in Unthätigkeit zu erhalten;

erhalten; so kann es von Nutzen sein, wenn man selbst Besitzungen in der Nähe der ihrigen hat, um daselbst Truppen gleichsam in Reserve zu halten, die, ohne dem Mutterstaate zur Last zu fallen, beständig zum Gebrauch in Bereitschaft stehen, und nicht erst aus Europa mit ungeheuern Kosten übergeschifft werden dürfen.

Diesen Nutzen hätte uns der Besitz von Kanada leisten sollen; und, obgleich unsre Regierung nicht allen daraus zu ziehenden Vortheil wirklich gezogen hat, so beschäftigte es doch, so lange es uns gehörte, in dem letzten Kriege die sämmtlichen Truppen, welche Großbritannien und seine Kolonieen, nach der Einnahme von Kanada, zur Eroberung unsrer Ost-Antillischen Inseln und der Havanna anwandten.

Diesen Vortheil würde uns, im Fall eines Krieges in Indien, der Besitz von Isle de France und Isle de Bourbon gewähren, wenn diese zwei Kolonieen den Grad von Macht und Festigkeit erlangt hätten, dessen ich sie fähig halte.

Diesen Nutzen verschaften insbesondre den Engländern die Kolonieen in Nordamerika auf eine unschätzbare Weise, so lange sie mit ihnen vereinigt waren. Es wäre überflüssig, sich über eine so bekannte Sache weiter auszudehnen.

Jeder weiß, daß unsre Zuckerkolonieen durchaus nicht geschickt sind, uns zum Mittel eines Angrifs zu dienen. Wir würden im Gegentheil große Mühe haben, sie gegen die Einfälle der Engländer zu schützen.

b. Als Quelle der Finanzen betrachtet, reichen bekanntlich die Auflagen, welche wir in den Kolonieen erheben, noch lange nicht zu, um die Kosten für die Sicherheits- und Verwaltungsanstalten, welche sie erfordern, zu bestreiten.

Das Zweite sind die Abgaben, womit der Suverän den Verbrauch der Kolonienwaaren in dem Mutterstaate belegt. Diese Abgaben aber, welche der inländische Verzehrer von dem Zucker, dem Kaffee u. s. w. bezahlt, würden eben so gut Statt haben, wenn uns auch diese Waaren von Fremden, aus unsern oder aus ihren Kolonieen, zugeführt würden.

Die Einkünfte der Regierung aus den Kolonieen sind also für den Staat, als politische Macht betrachtet, durchaus Null. Rechnet man dagegen, was die Vertheidigung und die Verwaltung der Kolonieen, selbst in Friedenszeiten, jährich kostet; bedenkt man ferner den ungeheuern Aufwand, den sie während unsrer Kriege veranlaßten, ohne daß wir sie immer erhalten konnten,

und

und die Opfer, die wir beim Friedensschluß bringen mußten, um nur einen Theil derselben wieder zu bekommen: so geräth man in Versuchung zu fragen, ob es nicht rathsamer für uns gewesen wäre, sie, in völliger Unabhängigkeit, sich selbst zu überlassen, ohne erst den Augenblick abzuwarten, wo, wie ich oben gesagt habe *), uns die Umstände dies zu thun zwingen werden.

Es ist noch gar nicht lange, daß man diese Art die Sache vorzustellen, als ein unhaltbares Paradoxon betrachtet, und mit Unwillen verworfen haben würde. Itzt wird man sie vielleicht weniger empörend finden; auch ist es wohl nicht ganz unnütz, im voraus auf Trostgründe für Ereignisse zu denken, die zu erwarten stehen.

Weise und glücklich die Nazion, die zuerst ihre Politik nach Maaßgabe der veränderten Umstände einzurichten versteht, und ihre Kolonieen nicht

*) Dies bezieht sich auf einen vorhergehenden Abschnitt des nehmlichen Memoire, wo Türgot (im April 1776) die Trennung Nordamerika's von England prophezeihet; und, in diesem Falle, seine feste Überzeugung erklärt, daß alle Mutterländer die Herrschaft über ihre Kolonieen werden aufgeben müssen.

nicht mehr als unterworfene Provinzen, sondern als Bundesgenossen des Mutterlandes, ansehen will! Weise und glücklich die Nazion, die zuerst sich überzeugt, daß die ganze Handelspolitik darin besteht: alles Land auf die für den Eigenthümer vortheilhafteste Weise zu benutzen; alle Hände auf die für den arbeitenden Menschen nützlichste Art zu beschäftigen, das heißt, so wie Jeder, nach Antrieb seines Eigennutzes, sie selbst gebrauchen wird, wenn man ihm Freiheit dazu läßt; und daß alles übrige nichts als Täuschung und Eitelkeit ist!

Wenn Amerika's gänzliche Trennung diese Wahrheit jedem einleuchtend gemacht, und die Europäischen Nazionen von der Handelseifersucht geheilt haben wird; dann werden auch die Menschen eine große Ursache zum Kriege weniger haben: und es hält schwer, ein Ereigniß nicht zu wünschen, welches unserm Geschlechte dies Glück verschaffen muß.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Engländer die Ersten sein werden, ein Vorurtheil aufzugeben, welches so lange Zeit bei ihnen für die Quelle ihrer Größe gegolten hat. In diesem Fall läßt sich nicht zweifeln, daß ihre Hartnäckigkeit

keit die Vereinigung ihrer Zuckerinseln mit den Kolonieen des Nördlichen festen Landes zur Folge haben wird.

In der Lage, worin sich unsre Kolonieen befinden, deren Unterhaltung und Vertheidigung uns, auf der einen Seite, unmäßig viel Geld wegnimmt, und denen wir, auf der andern Seite, dennoch durchaus nicht im Stande sind alle Gegenstände ihrer Bedürfnisse zu liefern, weshalb wir uns auch schon genöthigt gesehen haben, Schiffe fremder Nazionen, unter gewissen Einschränkungen, dort zuzulassen: in dieser Lage muß es uns weit weniger Überwindung kosten, dasjenige dereinst zu thun, worauf die Umstände hindeuten werden. Wir ersparen dadurch mehrere Millionen; und wenn wir, indem wir die Häfen unsrer Kolonieen fremden Schiffen so gut wie den unsrigen öfnen, dadurch zugleich die völlige Handels- und Schiffahrtsfreiheit mit dem ganzen Nördlichen festen Lande erlangen, so entschädigt uns diese Freiheit reichlich für die Aufopferung des ausschließlichen Handelsverkehrs mit unsern Inseln.

6.

Möser's Tod:

am 8 Jänner 1794 *), im 74sten Jahr seines Lebens.

An den Herausgeber.

Möser ist, zu allgemeinem Bedauren in der hiesigen Gegend, mit Tode abgegangen. Da dieser wackere Mann, eine Zierde unserer Deutschen Nazion, vom Anfange der Berlinischen Monatsschrift seine Beiträge zu diesem Werke gab; so wird vermuthet, daß nachstehender Brief dem Herrn Herausgeber nicht ganz unwillkommen sein werde, um davon in dieser Monatsschrift Gebrauch zu machen.

* * *

Auch die kleinste, nur äußere Dinge enthaltende, Beschreibung von Möser's letzten Tagen muß jedem Verehrer des edlen Mannes rührend willkommen sein. In diesem gerechten Vertrauen, theile ich den nachfolgenden Brief mit, und danke dem ungenannten Herrn Verfasser desselben für dessen Einsendung.

Wie

*) Ein sehr ungünstiges Schicksal für die Deutsche Literatur hat in den ersten Monaten des gegenwärtigen Jahrs ihr mehrere vortrefliche Männer durch den Tod geraubt: Möser, Bode, Forster, Mauvillon, Spieß.

Wie lebhaft bei jedem Deutschen die Sehnsucht nach einer Schilderung von *Möser's Leben*, das heißt von seinen Verdiensten, sein muß: brauche ich nicht zu erinnern. Was er für die Deutsche Sprache und Literatur war, wie Manches sein großer Geist umfaßte, wie fein er empfand, wie kenntnißvoll er lehrte, wie treflich er darstellte, wie viel er zur Aufhellung der Begriffe in wichtigen und ganz verschiedenartigen Fächern leistete: das zeigen seine Schriften; und wer damit vertraut ist, könnte seinen *gelehrten und schriftstellerischen Charakter* entwerfen. Allein, eine andre große Seite von ihm ist sein *praktisches Leben*; und in dieser Rücksicht, als Geschäftsmann in seinen Ämtern und dem zugleich edlen und weisen Betragen bei den vielfachen Lagen, worin er sich befand, kann er nur von einem Mitbürger seines Staates, welcher ihn genau zu beobachten im Stande war, beschrieben werden. Möge ein solcher doch bald über Ihn die Feder ergreifen, und sie würdig, zur Darstellung eines solchen Mannes, und zur Belehrung der an ihm Theil nehmenden Nazion, führen! B.

* * *

Schreiben an Herrn Pastor Block zu Essen.

Osnabrück, d. 15 Jän. 1794.

Daß Möser nicht mehr ist, wissen Sie gewiß schon. Wie Sie vor einigen Tagen bei uns waren,

da dachten wir noch nicht, daß er uns so schnell verlassen würde; so bange gleichwohl die Ahnungen waren, welche die ganze Stadt, und von da unser ganzes Vaterland, ergriffen hatten. Ein gelindes Brustfieber, hofften wir, würde doch noch vorübergehen, da er ohnehin schon mehrere Jahre oft gekrankt hatte. Was man wünschet, hoffet man so gern. Aber die Besorgnisse vermehrten sich; und mit einemmale hieß es nun: er ist todt! Empfindung des tiefsten Schmerzes mag sich über den Verlust eines wackern Mannes an einem Orte wohl noch nie in einigen wenigen Stunden so allgemein verbreitet haben, als bei uns, über die Nachricht von seinem Tode. Ein Mann, überall eben so sehr verehrt, als er geliebt war, so viele Jahre das Auge aller Mitglieder des Staats auf sich fesselnd, im vollkommensten Vertrauen bei jeder Klasse seiner Mitbürger stehend: ach! der legte sein Haupt nieder, und starb!... Man sprach von den letzten Stunden seines Lebens, als von dem Abscheiden eines geliebten Vaters.

„Der Prozeß ist zu Ende,“ sagte er kurz vor seinem Absterben, wie sein Arzt aus dem Zimmer ging. „Der Prozeß ist zu Ende.“ Er fragte dann nach dem Tage, zählte die folgenden, und bemerkte,

bemerkte, wann er schon könne begraben werden. Dieses, verlangte er, solle am Abend geschehn (man hat seit einiger Zeit angefangen, am frühen Morgen zu begraben): „damit die Leute doch „wissen mögten, daß er gestorben sei". — Ich erzähle das so geradehin in der Schwermuth meines Herzens; aber erkennen Sie nicht aus diesen einzelnen Zügen den Charakter des vortreflichen Mannes, die muntere Laune die ihm so eigen blieb, das Wohlwollen gegen die welche ihn zunächst umgaben, und die Liebe gegen seine Mitbürger, die ihm so werth waren!

Gestern am Abend ist er beerdigt worden: drei Tage vor dem, an welchem vor zwei Jahren sein Jubiläum so schön begangen ward *). — Sie sollten den feierlichen Zug gesehen haben, welcher den Todten begleitete. Es ist sonst bei uns niemal gebräuchlich gewesen, daß dem Verstorbenen, wenn er zur Abendzeit begraben wird, Mehrere als die Geistlichkeit und die Jüngsten desjenigen Standes, wozu derselbe gehörte, folgen. Aber hier fanden sich Männer aus allen Ständen ein. Ihn trugen Künstler und Meister; voran gingen die

*) Man s. Hrn Kleuker's Beschreibung von dieser Feier, B. Monatsschr. 1792 März, Nr. 6.

die jungen Leute aus der höhern Schule in zwei Reihen, mit der Fackel in der Hand (verzeihen Sie mein Detail, doch ich rede ja von dem, was Möser betraf); die Syndici und Sekretäre der Landesstände, zur Seite; in der Folge die Anverwandten, und mehrere Andere von den höhern Landesbedienten und vom Militär; ferner der gelehrte Stand, oder das Korps der Rechtsgelehrten, und endlich die Kaufmannschaft. Alles in dem Ernst und der Feier, wie es des großen Mannes, den man verloren hatte und nun zum Grabe begleitete, würdig war. Leute, welche ihre Wohnung wegen Alters oder Schwächlichkeit beinahe nie verlassen, arbeiteten sich hin. Eine Menge Landleute fand sich unter der zahlreichen Menge ein.

Unweit seinem Grabe ist die Gruft seines Vaters, eines der ersten Männer, welche unser Hochstift gehabt hat, wo, sich geltend zu machen, bei einer verwickelten Staatsverfassung gewiß nicht leicht ist. Derenthal, in gewisser Rücksicht von Wiselau, dann der Konsistorialrath und Direktor der Land- und Justizkanzlei Möser, und endlich vor allen sein Sohn: sind Diejenigen, welche bei uns bisher in ganz vorzüglichem Vertrauen standen.

Man

Man will Mösern ein Denkmal in der Kirche errichten, wo er begraben ist. — Ich ging heute zu seiner Gruft. Ruhe sanft, edelster Mann, nach deinem thatenvollen, schönen Leben! Das Andenken an dich fache die Liebe zur Jugend, und die Begierde, sich wahres Verdienst zu erwerben, in uns an; und können wir dir nicht gleichen, bringt jedes Jahrhundert nur einzelne Männer, wie du warst, hervor: so bleibe es doch unser Bemühen, dir nachzueifern, so viel wir vermögen!

Jerusalem zu Braunschweig, Lodtmann zu Helmstädt, und Heilmann zu Göttingen waren Mösers ehemalige Jugendfreunde. — Sein äußeres Ansehn war, wie Sie wissen, groß und männlich: Hoheit in der Miene, gemildert durch herzliche Güte. Sie kennen auch seinen Charakter; wie ihn jeder hier kennt: so offen und ohne allen Hinterhalt; in dem vollen Gefühl seiner Größe, ohne alle Anmaßung; Zutraun für sich bei dem ersten Blick erweckend; mit dem feinsten Gefühl für Recht begabt; strenge in einigen seiner Grundsätze, und gelinde, wenn es auf einzelne Subjekte ankam; ohne Eigennutz, wie es ein Sterblicher sein kann; gemeinnützig überall; dabei eine große Urbanität in der Lebensart, und eine gewisse Eleganz in allem dem was ihn umgab. —

gab. — Doch davon ein andermal.
Leben Sie recht wohl!

7.

Etwas zur Vertheidigung der Grammatik.

Es ward vor einiger Zeit in einer Englischen Zeitung aus Philadelphia erzählt, daß ein dortiger Schüler eine von seinem Lehrer aufgesetzte Rede gehalten habe, wodurch die Unbrauchbarkeit der alten Sprachen und einer wissenschaftlichen Grammatik gezeigt werden sollte; und zugleich wurde ein Auszug daraus geliefert, der einen lebhaften Stil verräth. Sonderbar genug ist es, diese Erörterung einem lernenden Knaben in den Mund zu legen; oder sollte es ein Zug der Bescheidenheit sein, daß man sie dadurch mittelbar für schülerhaft, oder für die Ausflucht eines lernscheuen Knaben, erklärte? Doch diese Seite der Sache verdient keine lange Betrachtung. Die Gründe selbst, welche hier, wie in neueren Zeiten und besonders auch in unserm Vaterlande schon so oft, für die Unwichtigkeit der philologischen Kenntnisse angegeben werden, sind von der Art, daß sie bei der ersten Vorstellung nicht ohne Eindruck bleiben können.

können. Sie wirken meistentheils sehr auf den sogenannten gesunden Menschenverstand, sie scheinen so unmittelbar aus der itzigen Lage der Dinge hergenommen, daß man leicht glaubet, es müsse nur angewöhntes Vorurtheil, Parteilichkeit, kurz Pedanterei und Mangel an erweiterter liberaler Denkungsart sein, was jemand abhalte, sich von diesen Gründen überzeugen zu lassen.

In des Lehrers und Schülers Rede, wovon ich itzt spreche, sind zwei Gegenstände, wenn nicht verwechselt, doch in einen engen Raum zusammengestellt, welche in der That weit genug von einander zu trennen wären. Diese beiden Gegenstände sind: das Studium der Alten in ihrer Ursprache, und die Erlernung einer wissenschaftlichen Grammatik. Es kann viele Vertheidiger des ersteren geben, welche die letztere verwerfen; und umgekehrt. Indeß findet sich freilich ein Faden, vermittelst dessen beide Stücke aneinander hängen. Die Gewohnheit bringt es mit sich, daß meistens nur die alten Sprachen, weil sie todte Sprachen sind, wissenschaftlich erlernt werden. Man denkt also, man wäre des ganzen grammatischen Zwanges los, wenn man das Joch der todten Sprachen abgeschüttelt hätte, bei welchen jener sich am häufigsten äußert.

Außer

Außer dem, was der Schüler von der Hinlänglichkeit der Übersetzungen und neuerer Werke zur Erwerbung von Kenntnissen und zur Bildung des Geschmackes sagt, und welches mich eigentlich nicht angeht, legt er ein großes Gewicht auf die, wie er meint, einleuchtende Unfruchtbarkeit ja Schädlichkeit der grammatischen Zergliederung eines Schriftstellers, von welcher Art er auch sein möge, besonders eines Redners oder Dichters. Er fragt in einem zuversichtlichen Tone: ob man einen schönen Körper anatomiren müsse, um von seinem Reize eingenommen zu werden; und ob es nicht ein eben so ekelhaftes Geschäft für Zuschauer und Arbeiter sei, eine hinreissende Stelle eines Schriftstellers in ihre Bestandtheile von Nennwörtern, Zeitwörtern, Adverbien, Konjunktionen u. s. w. auseinander zu zerren, unter dem Vorwande, sie dadurch dem Leser fühlbarer zu machen? Er beruft sich dabei auf folgende herrliche Stelle eines der schönsten Gedichte neuerer Zeiten, des Popischen Briefes von Eloise an Abälard:

Heav'n first taught letters for some wretch's aid,
Some banish'd lover or some captive maid.
They live, they speak, they breathe what love inspires,
Warm from the soul and faithful to its fires,

The

The virgin's wish without her fears impart,
Excuse the blush, and pour out all the heart;
Speed the soft intercourse from soul to soul,
And waft a sigh from Indus to the Pole *).

Diese Stelle mag insofern zu seinem Zweck gut gewählt sein, weil es bei so wenig verwickelter Konstrukzion nichts als die offenbarste Pedanterei scheinet, wenn man die Redetheile, woraus sie bestehet, genau auseinander setzen wollte. Läge aber die Kenntniß von dem Verhältniß dieser zusammengestellten Wörter nicht dunkel in der Seele des Lesers oder Hörers; unterschiede er durch dieses dunkle Gefühl nicht richtig genug Verbum und Nomen,

*) Traun, ein Gott war's, welcher Schrift und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand:
Für das Mädchen hinter Schloß und Riegel,
Für den Jüngling, weit von ihr verbannt.
Briefe leben, athmen warm, und sagen
Muthig, was das bange Herz gebeut;
Was die Lippen kaum zu stammeln wagen,
Das gestehn sie ohne Schüchternheit.
Daß im Gram sich Herz an Herz erhole
Herz von Herz getrennt durch Land und Meer,
Tragen sie vom Indus bis zum Pole
Dienstbar auch den Seufzer hin und her.

Nach Bürger's freier Übersetzung; in Seinem Musenalmanach von 1793, S. 7, 8.

Nomen, Adverbium und Adjektiv: so würden alle Begriffe, die dadurch sollen erregt und festgehalten werden, schwimmen, und alle Schönheit der Stelle würde verwischet sein. Nur den sehr möglichen Fall gesetzt, daß der Leser das zweite Wort im ersten Verse (first, zuerst) nicht, wie er soll, für ein Adverbium, sondern für ein Adjektivum hielte; oder, daß er es mit dem folgenden zusammenzöge in den Begrif first taught (zuerst belehret): was finge er dann mit dem ganzen herrlichen Gedanken an? Freilich verstehn viele Frauenzimmer den Sinn in seiner ganzen Fülle, ohne daß sie zu sagen wüßten, dies first sei ein Adverbium. Aber auch bloß der Name fehlt ihnen. Sie fühlen, sie erkennen es genug, daß first zu einer andern Klasse von Ausdrücken gehören könnte, als wozu es hier gehört; und damit erreichen sie freilich hier den ganzen Zweck. Aber was schadet es, sich auch des Namens von diesem Unterschiede bewußt zu sein, und auf die Art den Unterschied in ein sicheres Besitzthum des Verstandes zu verwandeln? Ja, nicht allein, was schadet es? sondern auch, wie ist es entbehrlich, wenn ich mein Gefühl davon mittheilen will? Oder soll mir der Lehrling getrost nachbewundern, wenn er auch immer noch von dem »ersten Himmel« etwas zu hören glaubt, worauf

das

das Folgende nun gar nicht paßt; aber aus Mangel der Ausdrücke seinen Irrthum nicht zu erkennen geben kann, und aus Furcht vor meiner Autorität seine Kälte gegen den Unsinn nicht gestehen mag? Freilich sind unzählige Stellen, vornehmlich der Alten, schon auf diese Art bewundert worden, und werden auf guten Glauben noch immer fort bewundert; so daß man oft sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß gewisse Leute kein Recht haben, die schönsten Dinge schön zu finden, weil sie, genau betrachtet, wahre Unholde dem unterschieben, was der Kenner sieht; oder, vielmehr, weil sie damit eine edle Empfindung lügen, deren sie gar nicht fähig sind.

Und um bei dem Gleichniß vom Anatomiren zu bleiben; ist es nicht eine reiche Quelle der Bewunderung für den Kenner, wenn er in den schönsten Werken der bildenden Kunst eben auch die genaue Beobachtung anatomischer Regeln wahrnimmt? Wird nicht selbst der flüchtige, ununterrichtete Beschauer durch grobe Verstoße dagegen beleidigt? Und wie gelangt der Künstler dahin, daß er uns mit dem Anblick der reizendsten Formen täuschet und selbst den Stumpferen aufmerksam macht, wenn es nicht durch das genaue Studium auch der Sehnen, Muskeln und Knochen geschieht, die unbekleidet keiner Schönheit fähig sind, und

 deren

deren scharfabgeschnittene Konture er uns zwar durch die wellenförmige Hülle eines weichen Fleisches verbirgt, die er aber doch von ferne andeuten und also kennen muß, wenn er seinen Schöpfungen Wahrheit und Leben mittheilen will? Eben so lieblich mag immer bei einer Stelle, wie die angeführte ist, der Unterschied der einzelnen Redetheile in ein schönes rundes Ganze verschmolzen sein; dennoch ist er da: und der tiefere Blick, der zergliedern wollte, würde Alles an seiner Stelle und jeden kleinsten Bestandtheil vollständig finden. Der Künstler also und der Kenner, können beide die deutliche Entwickelung des Grundstoffes der Erscheinung, die sie darstellen und empfinden, nicht entbehren. Das Skelet und die Gelenkpuppe mag so widerlich aussehen, als man will; das grammatische System mag von noch so vielen reizlosen Trockenheiten starren: jedem vollendeten Kunstwerke in beiden Gattungen haben diese als Regel zum Grunde gelegen.

Die Kunstnamen, welche der Grammatik so sehr das Ansehn von Pedanterei geben, sind in der That das wohlthätigste Hülfsmittel für den Schriftsteller sowohl als den Leser, um seine Seele allemal auf den richtigen Punkt hinzulenken, und ihr den Gedanken, mit allen seinen Unterabtheilungen, in dem wahren Verhältnisse darzustellen.

Denn

Denn wäre irgendwo ein dunkler Fleck auf dem Gemälde, so bedarf es gewöhnlich nur die Aufweckung des deutlichen Bewußtseins, welcher Redetheil es sei, der hier gebraucht ist oder den man brauchen will, um auf einmal Licht darüber zu verbreiten. Dieses immer wache Bewußtsein ist um desto nöthiger, da es keine Sprache gibt, welche die Vollkommenheit hätte, wenn es eine Vollkommenheit ist, daß jeder Redetheil und jede Form desselben, sogleich durch seinen Klang sich von einem andern unterschiede. Die Anwendung der Grammatik auf etwas, das man lieset, ist also eigentlich nichts, als eine beständige Anforderung an die Seele, nicht über ihrem Werke der Überschauung einer Reihe von Begriffen einzuschlummern. Wie viel aber ist nicht ein solcher stets mit Bewußtsein schauender Blick der Seele werth? Und wodurch kann er bewirkt werden, als durch Übung? Daß Grammatik im Grunde Logik sei, leuchtet einem Jeden, bei einiger Aufmerksamkeit ein. Nur die äußersten Enden, wenn ich so sagen darf, der Sprache sind oder scheinen uns willkürlich; und da muß es uns genügen zu wissen, daß dieses oder jenes so ist. Tiefer hinein aber in dem Gewebe derselben ist Alles genauer Zusammenhang, der niemals ohne ziemlich merkliche Ursache und Wirkung ist, und dem wir also

nicht anders, als mit eigentlicher Verletzung der Vernunft, entgegen sprechen oder verstehen können. Wer uns also Grammatik lehrt, der lehrt uns denken; und wer uns die Namen der Redetheile abfragt, der bewahrt uns, daß wir das Gewebe unserer Gedanken nicht verwirren.

Dabei ist es eine so nothwendige, so tägliche, so von jedem Menschen vorzunehmende Arbeit, das Denken, daß man alles Mögliche dazu thun sollte, um es in jedem Kopfe leicht und unverwickelt von Statten gehen zu lassen. Offenbar geschieht es durch nichts anders, als durch Mangel an Grammatik, daß die Menschen der niedrigen Stände so selten ihren eigenen Gedanken können Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie dieselben ausdrücken sollen. Man bemerke nur insonderheit den ganz widersinnigen Gebrauch der Partikeln. Die Partikeln, vornehmlich die Konjunktionen, sind in der That ein wahres Merkzeichen der Deutlichkeit oder Verworrenheit des Kopfes, der sie braucht. Wie muß es demjenigen, der doch sagt, wo er also sagen sollte, und denn wo demungeachtet, schwer werden, nur erst sich selbst zu verstehen und seines eignen Gedankens gewiß zu werden; wie unmöglich aber, einen Fremden davon zu unterrichten! Schon das erste, sich selbst zu verstehen,

stehen, ist äußerst schwer. Denn die Seele hat ein dunkles Gefühl von dem Sinne dieser Wörter. Ist nun einmal die Saite angeschlagen, welche Widerspruch gegen vorige Ideen tönt (und das geschieht jedesmal, wenn das Wort doch ausgesprochen wird), und die Seele ist demungeachtet in der Bestrebung, etwas Bestätigendes für ihre vorigen Ideen hervorzubringen; so wird sie unfehlbar hin- und hergelockt, und kommt immer weiter ab von ihrem Wege. Es ist daher eine vortrefliche Vorübung besonders für den jugendlichen Geist, wenn man seine Flüchtigkeit festhält und ihn zwingt, seiner selbst bewußt zu bleiben.

Hierbei findet sich eine Verbindung zwischen jenen beiden Gegenständen: der Lesung alter Schriftsteller in der Grundsprache, und dem Studium wissenschaftlicher Grammatik. Beim Lesen der Muttersprache wäre es vergeblich, ja es wäre da höchst zweckwidrig, den forteilenden Geist so festzuhalten. Die Ideen, obgleich bei weitem noch nicht ganz entwickelt, sind doch zu leicht, als daß der Knabe es ertragen, daß er es nicht als eine allen Unterricht verbitternde Unbehaglichkeit fühlen würde, wenn man ihn so bei jedem Schritte wollte stillstehen und davon Rechenschaft ablegen lassen. Bei der fremden Sprache hingegen, besonders der alten (denn die neu-

ern fremden kann er, als lebende, immer noch besser, eben so wie seine Muttersprache im Anfang, mechanisch lernen), kann er schon von selbst nicht eilen, und es kommt nur darauf an, daß er sich beim Stillstehen nicht durch müssiges Herumstarren zerstreue. Hier muß er übersetzen, um zu verstehen, was er in der Muttersprache nur aussprechen durfte. Hier ist ihm jenes Entwikkeln der einzelnen Theile eher Hülfe als Hinderniß, um sich durch das verwachsene Gesträuch der fremden Worte und Wendungen Bahn zu machen. Also macht er diese nöthige Übung hier mit dem geringsten Mißbehagen. Da sie nun vorzüglich um ihrer Form willen schätzbar ist, die auf alles Ähnliche übergetragen werden kann; so ist es bei weitem nicht so viel dabei um die Erlernung der jedesmaligen Sprache, als um die Fertigkeit im deutlichen Denken, zu thun. So ist es der gewöhnliche Fall, daß der Jüngling und Mann erst von seinem schwer (nicht ohne Nutzen schwer) erlernten Latein das grammatische System auf seine Muttersprache überträgt; und eben daher kommt es, daß so selten, ohne den vorhergegangenen Unterricht in jenem, ein Frauenzimmer oder sonst ein Ungelehrter ganz fest in dem grammatischen Gebrauch seiner eignen Sprache wird.

Berlin. G. L. Spalding.

8.

8.

Verzeichniß

der im 1ten Quartal des Kirchenjahres 1794 in Berlin Gebornen und Gestorbnen.

Wochen	Geboren Söhne.	Geboren Töchter.	Gestorben. M. Ge. Erw.	Gestorben. M. Ge. Unerw.	Gestorben. W. Ge. Erw.	Gestorben. W. Ge. Unerw.
V. 30 Nov. b. 6 Dec. 1793	45	43	23	26	22	26
v. 7 bis 13 Dec. —	56	70	35	35	28	26
v. 14 — 20 — —	55	58	26	28	27	35
v. 21 — 27 — —	59	52	26	25	28	36
v. 28 Dec. bis 3 Jan. 1794	60	49	20	23	18	29
v. 4 bis 10 Jan. —	67	50	22	36	26	29
v. 11 — 17 — —	57	50	17	36	30	46
v. 18 — 24 — —	80	56	20	24	28	32
v. 25 — 31 — —	66	43	25	38	26	20
v. 1 bis 7 Februar —	62	53	23	25	29	39
v. 8 — 14 — —	66	63	28	34	25	27
v. 15 — 21 — —	50	54	23	27	23	27
v. 22 — 28 — —	62	62	23	31	28	23
Unter den Gebornen sind 99 unehel. Söhne 88 unehel. Töchter zusam. 187 Ferner: 17 Paar Zwillinge	785	703	311	388	338	395
Summa	1488		1432			

Balance.

Geboren : : :	1488
Gestorben : : :	1432
Mehr geboren	56

9.
Erklärung des Herausgebers über anonyme Zuschriften.

Viele meiner Herren Korrespondenten schicken mir nicht allein ihre Beiträge ohne Unterschrift zu, sondern unterzeichnen auch den dabei gelegten Brief weder mit dem Namen noch dem Orte. So sehr ich die Ursachen, warum ein Verfasser unbekannt bleiben will, respektire; so setzt mich diese völlige Unwissenheit über denselben doch oft in Verlegenheit: und ich mögte wünschen, daß man, wenn auch nicht gegen das Publikum, doch gegen mich als Herausgeber, weniger verschwiegen wäre, da man gewiß keinen Fall wird anführen können, wo ich das gegen mich geäußerte Vertrauen gemißbraucht hätte.

Sollte indeß der Einsender sich mir durchaus nicht kund geben wollen, so muß ich wenigstens bitten, daß er mir einen Ort und Namen anzeige, wohin ich ihm zu antworten im Stande sei. Mancher sonst schätzbare Aufsatz ist wegen eines Nebenumstandes für die Monatsschrift nicht brauchbar; mancher andere passt gar nicht in den Plan derselben. Alles dieses könnte ich oft mit ein paar Worten angeben, und meine Vorschläge darüber beifügen. Statt dessen erfährt nun der Einsender nicht die Ursachen des unterlassenen Abdrucks; und ich erhalte wohl gar — wie noch ganz neulich geschehen ist — mehrere Briefe hintereinander, aber alle anonym, worin man Befremden und Vorwürfe äußert: welches weder dem Verfasser noch dem Herausgeber angenehm sein kann.

B.

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdrucker.

Berlinische Monatsschrift
1794 April.

I.
Auf die Chloris.
Horazens funfzehnte Ode des dritten Buchs.

– ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡̱

– ◡ – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡ ◡̱

Weib des hungrigen Ibycus,
Abgefäumteste Stadtläuferinn, gieb einmal
    Dein berüchtigtes Handwerk auf!
Schon zur Leiche gereist, mische dich unter die
5   Reihentänze der Mädchen nicht;
Laß vom Nebel die hell glänzenden Sterne frey.
    Was für Pholoen sich noch schickt,
Ziemt dir, Chloris, nicht auch. Schicklicher stürmt dein Kind,
    Gleich Thyaden vom Tympanon
10 Angefeuret, die Hausthüren der Jünglinge;
    Hüpft jetzt, leichten Hindinnen gleich,
Die der Liebesdrang jagt, hinter dem Nothus her.
    Gute Wolle Luceriens,
Und nicht Zitthern, und nicht purpurne Rosen, noch
15   Fäßchen edlen Falerner Weins,
Bis zur Mutter geleert, stehen dir Alten an.

Anmerkungen.

V. 1. Weib des hungrigen Ibicus) Der Dichter will nicht allein die alte Buhlerinn, sondern auch ihren Mann züchtigen, der ihr dies Handwerk verstattete, weil es ihm etwas einbrachte. Warum er ihm den Namen eines alten lyrischen Dichters giebt (denn seinen wahren Namen durfte er nicht allzuwohl nennen), wird dieser neue Ibycus wohl gefühlt, und seine gelehrten Zeitgenossen werden es wohl errathen haben. Der Griechische Dichter Ibycus war aus Rhegium gebürtig, und der Horazische Poet vielleicht auch, der sich deswegen gern den Römischen Ibycus nennen hörte. Jener alte mag ein reicher Poet gewesen seyn; wenigstens ward er von Straßenräubern ausgeplündert und ermordet: der Horazische konnte also zum Gegensatze der arme Ibicus genannt werden. Vielleicht mochte auch dieser schlechte Odendichter seines Nebenbuhlers lyrische Poesieen spöttisch angegriffen haben: welches bey mittelmäßigen Poeten und Malern so der Gebrauch ist. Sie reden von den Meistern in ihrer Kunst nicht gern Gutes, sondern suchen allezeit ihre schwächsten Seiten aufzudecken, wodurch der Abstand zwischen ihnen und den Meistern allerdings ein wenig kleiner wird. Dieses Ibycus Dichtertalent wieder zu verspotten, hatte Horaz nicht nöthig: schlechte Poesieen satirisiren sich selbst; aber der gereizte Dichter strafte ihn weit empfindlicher: er stellte ihn in seinem Weibe an den wohl verdienten Pranger.

Diese

Diese Auslegung hätte freylich wegbleiben müssen, wenn Horaz dem Ausleger im Traum erschienen wäre, und zu ihm gesagt hätte: „Du meinst es recht gut mit „mir, daß du mich kein Wort ohne gute Ursache willst „setzen lassen; aber dieses Mal hast du mir ein Verdienst „geliehen, welches ich nicht gehabt habe. Dein Ibycus „mit einem Ypsilon hieß bey mir Ibicus mit einem i; „weil aber die spätern Abschreiber den Griechischen Iby„cus kannten, so glaubten sie, der Name wäre falsch „geschrieben, und verbesserten ihn. Ich hatte ihn aber „von dem Kallimachus entlehnt, der seinen gelehrten „Feind Ibis nennt: diesen verwandelte ich in Ibi„cus." — Weil aber Horaz dem Ausleger nicht erschienen ist, so mag die Anmerkung so lange gelten, bis man den Ibycus mit einem i schreiben wird.

V. 7—12. **Was für Pholoen sich noch schickt, ziemt dir, Chloris, nicht auch. Schicklicher stürmt dein Kind, u. s. w.)** Der satirische Poet beschimpft in der Tochter abermals den Vater und die Mutter; aber er nimmt, als ein Liebesdichter, welcher den jungen Mädchen die Liebe nicht verbieten darf, eine ganz besondere Wendung: unter dem Scheine der Billigung verdammt er. Dies sieht man aus der Art, wie er diese verliebte Person schildert. Ihre Liebe ist Liebeswut: eine Liebe, die den Ärzten unter einem andern Namen bekannt ist. Sie dringt sich den Mannspersonen auf, stürmt ihnen die Häuser, und läuft jetzt, einer geilen wilden Ziege gleich, einem gewissen Nothus nach. — Auch dieser Name, welcher Bastard bedeutet, scheint mit Absicht gewählt zu seyn; wenigstens bezeichnet er

keinen edeln Mann, ob ihn gleich die Geschichtschreiber einem Persischen Darius beygelegt haben, ihn dadurch von andern Königen dieses Namens zu unterscheiden. — Plinius schreibt, daß ein kleiner Elephant bey den Indianern auch nothus hieße; und diesen spanneten sie vor den Pflug. Wußte Horaz dieses, so kann er leicht hierauf angespielt haben. Er hatte ohnehin zehn Jahre vorher ein wollüstiges Weib auf diese Art beschimpft: Quid tibi vis, mulier, nigris dignissima barris?

V. 14—16. Nicht purpurne Rosen noch Fäßchen edlen Falerner Weins, bis zur Mutter geleert, stehen dir Alten an.) Er giebt zu verstehen, daß dieses alles der Tochter besser anstehe, und macht diese eben dadurch zu einer ausschweifenden Weinsäuferinn. Man sieht, daß die ganze Familie dieses Ibycus nichts taugt. Der Poet, der in einer frühern Ode sagt: parata tollo cornua, hat hier sein Horn trefflich gebraucht.

Ramler.

2.

Schreiben des Kurprinzen von Sachsen, Friedrich Augusts, an den Papst zu Rom, im J. 1717.

In der Deutschen Monatsschrift ist vor einiger Zeit, ein Abdruck des rührenden Schreibens der frommen

frommen Königinn Eberhardine an den Kurprinzen, welcher nun seine Religionsveränderung öffentlich bekannt gemacht hatte, geliefert worden *). Wichtiger noch scheinet mir das Schreiben des Kurprinzen selbst vom nehmlichen Jahre an den Bischof zu Rom, um den Gang der Bekehrungen, und den Geist welcher den bekehrten Fürsten eingehaucht wird, näher kennen zu lernen. Da es sich, so viel ich weiß, noch nirgend abgedruckt findet, so theile ich es hier nach einer Abschrift mit, welche mir aus einer sehr guten Quelle zugekommen ist.

Vielleicht steht folgende historische Erörterung nicht am unrechten Ort. Als Kurfürst Friedrich August II im Mai 1697 zur Katholischen Religion trat, um den folgenden Monat König von Polen zu werden; bezeugten sowohl das Kursächsische Land, als das Kollegium der Evangelischen Reichsfürsten, hierüber ihre große Besorgniß. Der neue König erklärte indeß: daß diese Reli-

*) „Schreiben der Königinn von Polen und Kurfürstinn von Sachsen Christiane Eberhardine, geb. „Markgräfinn von Baireuth, an ihren Sohn Friedrich August III, als er sich 1717 öffentlich zur „Römischkatholischen Religion bekannt hatte.“ Deutsche Monatsschrift, Junius 1793, Nr. 2.

gionsveränderung nur eine persönliche Sache sei; und so fanden die Protestantischen Fürsten für billig und zuträglich, daß Kursachsen im Staatsrechtlichen Verstande nicht bloß ein Mitglied, sondern auch Direktor, des Evangelischen Religionstheils bleibe. Auch haben die weislich getroffenen Maßregeln: daß nehmlich der Kurfürst sich anheischig machen mußte, immer nur Evangelische Minister an seinem Hofe zu halten, Evangelische Gesandte auf den Reichstag zu schicken, u. s. w. — allem Schaden so vorgebeugt, daß späterhin der Wiener Hof ziemlich offenherzig äußerte: »die Führung des Evangelischen Direk»toriums durch Kursachsen habe, wider anfäng»liches Verhoffen, zeither schlechten Vortheil »gebracht; das Katholische Wesen habe schlechten »Vortheil davon gehabt, daß Kursachsen und »Wirtemberg bei den Protestanten geblieben *).«

Die nehmliche Erklärung gab der König im Juli 1697 auch den Ständen seines Landes; und diese glaubten, den übertritt zur Katholischen Religion

*) Dieser Aufsatz des Wiener Hofes findet sich in Faber's Neuer Europäischen Staatskanzlei, Th. 4 (1761). Man s. die angeführten Worte, daselbst S. 251, 261.

Religion um desto sicherer für etwas bloß Persönliches bei ihrem Landesfürsten halten zu können, da der (das Jahr zuvor geborne) Kurprinz unter Evangelischer Erziehung blieb. Der Papst war hierbei indeß kein müssiger Zuschauer, sondern drang darauf, wie auf eine Gewissenssache, ihn durchaus den Lutherschen Händen zu entziehn *). Als nun der 16 jährige Prinz eine Reise nach Italien machte, erwachte die Unruhe bei den treuen Unterthanen auf das lebhafteste; und sie wagten, ihre Wünsche und ihre Bitten um seine Zurückkunft aus diesem Lande vorzutragen. Er schien sich auch wirklich den Deutschen Gränzen wieder zu nähern, indem er nach Mailand ging, und

*) Der Papst erließ darüber am 30 Jul. 1701 ein eigenes Ermahnungsschreiben an den König von Polen, worin es unter andern heißt: Cave itaque, Carissime in Christo Fili Noster, ne in tam praesens et manifestum discrimen filii Tui, quem diligis, animam adducas, neve Eorum operam adhibeas, quorum studium procul dubio illud erit, ut sibi similem efficiant, quem informandum susceperunt; — ut ipsi ingenium sensumque adducant in errores ac tenebras, in quibus iidem coecutiunt, et a quibus Tu, miserentis Dei ope, feliciter discessisti. Amove itaque statim ab innocentis Filii latere tam exitialem perniciem! —

er vermied Rom; allein in Bologna, wo er auf Päpstlichen Befehl den prächtigsten Empfang, und alle Freuden welche einen jungen Herrn fesseln können, genoß, legte er d. 17 November 1712 das Katholische Glaubensbekenntniß ab. Dies geschah indeß so heimlich, daß die guten Landstände nichts davon erfuhren, und noch im März 1713 — um das, was sie fürchteten, was aber schon geschehen war, zu hindern — ein bewegliches, und wiederum fruchtloses, Schreiben an den König wegen Zurückberufung des Prinzen einreichen ließen. Dieser letztere ging nachher nach Frankreich, sodann wieder nach Italien, und hierauf nach Oestreich.

Am 1 Jul. 1717 starb des Kurprinzen Großmutter. Nun ward beschlossen, die Religionsänderung kund zu thun: in dem nehmlichen Jahre, als Sachsen das zweite Jubiläum wegen der Reformazion, wozu die Kurfürsten dieses Landes soviel beigetragen hatten, zu feiern Verabredung traf. Die Bekanntmachung geschah zu Wien und in Rom an Einem Tage, d. 11 Oktober des genannten Jahrs.

* * *

Schreiben

Schreiben des Kurprinzen an den Papst *).

Linz, d. 29 Septemb. 1717.

Heiligster Vater!

Es kann Ewr Heiligkeit nicht verborgen sein, welchergestalt vor mehr als fünf Jahren Gott durch seine unendliche Barmherzigkeit mir das Herz gerühret, und meinen Verstand dermaßen erleuchtet, daß er mich wiederum in den Schooß der Römischen Kirche eingehen lassen, von welcher meine unglückliche Geburt mich so lange ver-

*) Der Hr Einsender irrt zwar, wenn er dies Schreiben noch für ungedruckt hält. Ich finde es in dem Theatrum Europäum, Th. 21 (welcher Theil den Titel führt: Jubiläum Theatri Europäi, und nicht immer bei den vorigen 20 Theilen des bekannten Werks gefunden wird). Daselbst beim J. 1717 S. 167 steht dies Schreiben, zwar dem Sinne nach völlig gleich, allein mit etwas anderer Konstruktion der deutschen Sprache: natürlich, weil beides nur Übersetzungen aus dem Lateinischen sind. Da indeß jenes große Werk nicht in Aller Händen ist, und selbst von den Besitzern selten angesehen wird, so habe ich den merkwürdigen Brief einzurücken nicht Anstand nehmen wollen. — Das Päpstliche Breve zur Antwort findet sich am ang. Ort, S. 168. B.

hindert und abgehalten. Dazumal hatte ich das Glück, Ewr. Heiligkeit Nachricht davon zu geben, und Ihnen den Gehorsam, welcher dem Oberhaupte zukommt, in billiger Erkenntlichkeit zu leisten, also und dergestalt, wie es die allergrößte Wohlthat, nehmlich diejenige woran meiner Seelen Wohlfahrt hanget, von mir erforderte. Ich unterließ auch nicht, Heiligster Vater, von Zeit zu Zeit Ewr. Heil. die Versicherungen von meinem Gehorsam und aufrichtigsten Reconnoissance zu wiederholen; und Dieselben waren bereits vollkommen verständiget von den wichtigen Ursachen, welche mich zwangen, das Gute, so mir Gott durch seine Mittel erwiesen, vor den Menschen verborgen zu halten. Immittelst, da ich wohl verspüret, wie gefährlich es sei, die Wahrheit, welche mir Gott hatte ergreifen lassen, nicht öffentlich zu bekennen, kam es mir schwer an, mich so viel Jahre lang nach demjenigen zu richten, so die Umstände der Zeit zu erheischen schienen; und ich brannte allezeit vor Begierde, die wunderbaren Wirkungen, welche die heilige Gnade über mein Herz vermocht, kund zu thun: und was ich so inbrünstig verlangte, ist im Begrif vollzogen zu werden. Der König, mein Vater und Herr, nachdem er mir stets eine vollkommene Freiheit in allem,

allem, was das Gewissen anbetrift, gefassen, füget annoch heute eine andere Wohlthat bei, so nicht weniger kostbar; und diese ist, daß er mir die Erlaubniß vergönnt, den Trieb und die Gedanken, welche mir Gott in diesem Stücke inspiriret hat, zu eröfnen. Ich bin entschlossen, es in wenig Tagen zu thun, nachdem als ich werde zu Wien *) angelangt sein. Und dieses veranlasset mich, H. Vater, an Sie jetzo zu schreiben, um Ewr. H. Rechenschaft zu geben von künftiger Vollziehung einer Sache, so Zeit währenden Pontifikats Deroselben soviel Sorge, Gebet und Thränen gekostet.

Dieses ist aber nicht der einzige Inhalt meines Briefschreibens; und zu eben der Zeit, als ich Ihnen für die Gnaden, welche Sie mir erzeiget, Dank erstatte, habe ich deren neue zu bitten. Nächst Gott, ist der glückliche Erfolg meiner Bekehrung vornehmlich der väterlichen Sorgfalt von Ewr. H. zuzuschreiben, Welche Sich mit

*) Dahin reiste der Kurprinz, um Kaiser Josefs I Tochter, Maria Josefa, kennen zu lernen, mit welcher er sich 1719 vermählte. — Die Söhne und Töchter aus dieser Ehe wurden bekanntlich gleich katholisch erzogen.

mit einem so liebreichen und apostolischen Eifer angelegen sein lassen, ein verlornes Schaaf zu der Stimme seines wahren Hirten wiederum zuzuführen. Diesemnach werden Dieselben um desto eher der Publikazion dieses heiligen Werks beistimmen, und dieses ist, warum ich mich unterfange, Sie in aller Demuth anzuflehen. Allein, wie überdieses mich über einen Gewissensskrupel, so aus dem Ärgerniß entstehet, welches ich der Christlichen Welt dadurch dürfte verursacht haben, daß ich 5 Jahre zugebracht ohne äußerliche Marquen etwa eines Gottesdienstes von mir zu geben, heftigst betrübe; allermaaßen jedermann bekannt ist, daß ich mich in den kätzerischen Predigten nicht eingefunden, und daß wenig Personen Wissenschaft gehabt von denen Exercitiis Katholischer Religion, so ich getrieben: So nehme nochmal die Kühnheit, hierin meine Zuflucht zu derjenigen Güte, welche so vielmal von Ewr. H. empfunden, zu ergreifen, und Sie allerinständigst zu ersuchen, derjenigen Gnade, so Sie mir erwiesen, noch diese beizusetzen: meine Bekehrung, und zu ebener Zeit kund zu machen, daß ich während der 5 Jahre mich bestrebt habe, vermittelst göttlicher Hülfe die Pflicht eines Katholischen Christen, sowohl in Hörung der Messe

als

als auch in Beichten und öfterer Kommunizirung zu erfüllen. E. H. ist hierin von Zeit zu Zeit informirt worden, sowohl durch mich selbst, als auch durch den Pater Salerno *); und indem Dieselben dies öffentliche Zeugniß der Wahrheit geben, werden Sie das Skandalum, welches die scheinbare Verbergung von meinem Glauben dem Nächsten könnte gegeben haben, aufheben. Im übrigen wird diese neue Probe der väterlichen Liebe meines Theils in meiner Seelen sehr starke Proben der Erkenntlichkeit erwecken, welche ich Ewr. H. schuldig zu sein in allerlei Weise bekenne. Die beste Marque, welche ich vermeine Ihnen geben zu können, ist: E. H. zu versichern, daß ich

*) Dieser Pater Joh. Baptist Salerno, ein Jesuit, ward von Dresden aus dem Kurprinzen nach Östreich zugeschickt, um seine dortigen Schritte zu leiten, und bei der Bekanntmachung der Religionsveränderung zu dienen. Höchst wahrscheinlich ist er auch der Konzipient dieses „submissen" Schreibens. Man muß hinzusetzen: hoffentlich. Denn der Brief athmet einen Ton, und wimmelt von Ausdrücken, welche nur einem Jesuiten anstehen, in welchen aber kein Fürst, kein Deutscher, kein Sachse, reden kann oder wenigstens reden sollte.

ich jederzeit bereit sein werde, mein Blut um der Wahrheit willen zu vergießen, welche mir Gott hat erkennen lassen, um nach derselben meinen ganzen Lebenswandel einzurichten, und in der Person Ewr. H. nicht allein die Wege Jesu Christi, sondern auch denjenigen, durch dessen Vermittelung Gott mich einer so großen Wohlthat theilhaftig gemacht den heiligen Vorsatz auszuüben, verehren werde. Ich bedarf der Apostolischen Benedikzion von Ew. H., nehme dahero die Freiheit, darum in aller Submission zu bitten. Mich zu Dero Füßen werfend, welche ich in aller Demuth küsse, verharre mit tiefstem Respekt — u. s. w. —

3.

Feder und Kant:

Versuch zur Aufhellung einiger streitigen Punkte in den Gründen der Moralphilosophie.

Die lesende Welt weiß es zur Genüge, daß die bisher aufgestellt gewesenen Grundsätze der Moralphilosophie durch die Kantischen Prüfungen untergraben, und seitdem von vielen scharfsinnigen

gen Männern nicht nur in Zweifel gezogen, sondern verworfen — und zwar nicht bloß als unzulänglich, sondern zum Theil als sittenverderblich verworfen — werden; welches letztre insonderheit dem Grundsatze widerfährt, auf welchen wir zeither am allgemeinsten das Gebäude unsrer Tugendlehre aufgeführt sahen, dem nehmlich: Bestrebe dich, dich selbst wahrhaftig glücklich zu machen!

Dennoch scheint der Eindruck, den diese Erschütterung macht, nicht so allgemein und ernstlich zu sein, als man meinen sollte daß er sein müsse. Größtentheils mag dies daran liegen, daß die Meisten von uns die Beweggründe ihrer Handlungen überhaupt nicht aus moralischen Prinzipien schöpfen; daß auch die welche darauf Rücksicht nehmen, sich an einzelne nahgelegne moralische Wahrheiten halten, ohne vermögend zu sein dieselben von obersten Grundsätzen abzuleiten; und daß selbst die solches Nachdenkens gar wohl Fähigen durch Geschäfte, Vergnügungen und Sorgen zu sehr zerstreut und auf Gedanken andrer Art zu sehr geheftet sind, um eine solche Revision der ersten Grundsätze aufzustellen. Großentheils liegt diese Gleichgültigkeit wohl auch daran, daß man fühlt: wir erfüllen ja allesammt das noch nicht, was unsre bisherige Moral uns auferlegt!

laßt

laßt uns lieber auf dem gebahnten Wege uns immerfort gewissenhafterer Treue bestreben, als auf einem fremden Pfade einer noch reineren Sittenlehre nachgrübeln! Großentheils endlich mag dieser Kaltsinn darin einen Grund haben, daß die abstrakte Sprache, die in Abhandlungen und Rezensionen solches Inhalts herrscht, Personen, die nicht Musse haben sich ganz hinein zu arbeiten, abschreckt; weshalb sie sich nicht zutrauen, die Wahrheit aus diesen Streitigkeiten herauszufinden, und glauben Philosophen von Profession die Ergründungen der ächten Grundsätze überlassen zu müssen.

Dies ist aber in der That nicht wohl gethan; und die welche sich in diese Materie hineingedacht haben, sind der Wahrheit es schuldig, daß sie alle Kräfte anwenden, jene Vorurtheile zu heben, und die etwa vom Vortrage herrührenden Schwierigkeiten durch immer größeres Bestreben nach Deutlichkeit zu entfernen. Welcher Vernünftige einmal sittliche Güte für sein höchstes Ziel in diesem vergänglichen Leben, ja in seinem ganzen Dasein, anerkennt: der darf nicht gleichgültig bleiben bei Untersuchungen, die so sehr den Grund aller sittlichen Güte betreffen; und keine Stunde seiner Musse kann würdiger angewandt werden, als

die

die er der Bemühung widmet sich hierin beßres Licht zu verschaffen.

Auch darf unsre dermalige Fehlerhaftigkeit und Schwäche uns nicht abhalten, einen neuen Pfad zu suchen. Denn es wird behauptet, daß eben in der bisherigen Vermischung unlautrer Triebfedern mit den wahren Gründen aller Pflicht eine Ursache unsrer Schwäche und Wankelmüthigkeit liege; und es läßt sich hoffen, daß durch reinere festere einleuchtendere Grundsätze unsre Bestrebungen gut zu sein an Kraft und Eifer gewinnen werden.

Was endlich die Unverständlichkeit der neuen Lehrsätze betrift, die man fürchtet, so rührt diese Furcht wohl häufig daher, daß man dieselben nur aus Rezensionen, gelegentlichen Äußerungen und einzelnen Abhandlungen kennt, aber an die Schriften, die eigentlich das System darstellen, sich gar nicht wagt. Zum Theil indeß liegt auch in der neuen Moralphilosophie selbst Schwierigkeit: nicht nur wegen Tiefsinnigkeit dieser Untersuchungen, die das Innerste der menschlichen Natur betreffen, sondern auch wegen einiger Punkte, die noch nicht genugsam aufgehellet und daher selbst unter den Anhängern dieser Schule streitig sind.

Gegenwärtige Abhandlung ist ein Versuch, die Grundlage der Sittenlehre kurz, deutlich und bündig vorzutragen, und über diejenigen Punkte, die dem Verfasser selbst die schwierigsten waren, soviel Licht zu verbreiten, als er aufzufassen durch oftmaliges Nachdenken im Stande war. Er nimmt sich die Freiheit, diesen Versuch mit den Namen seiner beiden größten Lehrer zu bezeichnen: nicht sowohl, um eine Kontrovers anzukündigen, oder es zu wagen, sie, die so entgegengesetzt scheinen, mit einander zu vereinigen; als vielmehr um Verehrer beider aufmerksam zu machen, und vielleicht neue Belehrungen heller Köpfe hervorzulocken.

* * *

1. Wir finden unter unsern Begriffen, die sich auf Handlungen beziehen, vier unentbehrliche die in der genauesten Beziehung stehen: **Können**, **Müssen**, **Dürfen**, **Sollen**. Diesen vier Zeitwörtern entsprechen vier Substantive: **Möglichkeit**, **Nothwendigkeit**, **Befugniß**, **Pflicht**. Von dem, was wir sollen, sagt man nicht, daß wir das Gegentheil nicht könnten; denn sonst wäre es ein **Müssen**. In beiden sieht man jedoch eine Beschränkung des Könnens, eine **Nothwendigkeit**: aber die im Müssen ist von unfehlbarerer

Art,

Art, und heißt eigentliche oder physische Nothwendigkeit; wogegen die im Sollen zum Unterschiede moralische Nothwendigkeit genannt wird. So wird Dürfen und Können beides unter Möglichkeit begriffen: aber sie ist im letztern eigentliche, physische; im erstern, moralische Möglichkeit.

2. Im ursprünglichen Sinne des gemeinen Lebens, aus welchem die Begriffe und Worte in die Philosophie übergehn, sagt man: daß wir das sollen, was ein Andrer durch seinen Willen unserm Willen nothwendig macht; daß wir das vor ihm dürfen, was er uns frei läßt. Wenn dieser Andre unsern Willen unausbleiblich bestimmt, vermöge unwiderstehlicher Gewalt, so sagen wir alsbald, daß wir müssen; hingegen daß wir sollen, wenn uns nur sonst ein Nachtheil bevorsteht falls wir es nicht thäten, sei es Strafe, oder Verlust seiner Gunst, oder allenfalls nur, daß wir uns selbst betrüben würden ihm zu mißfallen. Es entspringt also das Sollen immer aus einer Subordinazion unter einen andern Willen, den wir wenigstens insofern als unsern Obern betrachten; aber einer solchen, die uns dennoch die Möglichkeit läßt dem Gebot entgegen zu handeln.

3. Man wird jedoch bei Erwägung dessen, was sonst in uns vorgeht, bald inne, daß man,

 auch

auch sich allein denkend, sagt: das soll ich, das darf ich. Wir sehen also Etwas in uns als etwas Oberes an, dem wir gehorchen müssen: nicht so daß wir schlechterdings müßten und anders nicht könnten; sondern so daß für uns ein Nachtheil entstände, wenn wir ihm nicht Folge leisteten. Wir unterscheiden in uns folglich gleichsam zwei Willen, den gebietenden des obern Theils, und den unterworfenen Willen der ganzen Person. Jenes obre gebietende Vermögen nennen wir Vernunft; das niedere, welches jenem gehorchen soll, aber nicht schlechterdings muß, und welches Urheber von Handlungen ist, nennen wir eigentlich unsern **Willen**, und schreiben mithin demselben Freiheit zu.

4. Diese Willensfreiheit — die Möglichkeit, durch Vernunft bestimmt zu werden, oder durch irgend eine andre Triebfeder; das Vermögen der Person, sich selbst entweder der Vernunft gemäß, oder auch ihr zuwider, zu bestimmen — ist daher eine unvertilgbare Grundvoraussetzung eines Wesens, welches von Sollen und Dürfen, von Pflicht und Befugniß, redet, dergleichen der Mensch ist.

5. Wir schreiben uns aber auch in Zuständen **Vernunft** zu, wo von keinem Handeln die

Rede

Rede ist. Wir sprechen: meine Vernunft sagt mir, daß das so sein müsse, so nicht sein könne. Hier ist also Vernunft ein lehrendes, dort war sie ein gebietendes Vermögen. Es zeigt sich jedoch, daß dieser Unterschied nur in dem Inhalte des Urtheils besteht welches gefället wird, und daß die Vernunft in beiden Fällen einerlei ist: nehmlich die Kraft Etwas aus einem Grunde zu begreifen, die Fähigkeit den nothwendigen Zusammenhang der Dinge einzusehn, das Vermögen der Prinzipien.

6. Dies Vermögen zeigt sich als das höchste unsrer Denkkraft. Denn es begnügt sich nicht zu urtheilen: das ist so; sondern seine Aussprüche führen eine innre Nothwendigkeit bei sich: das muß so sein, ich kann es anders nicht denken. Durch diese Kraft unsers Geistes wird aller Begrif von Möglichkeit und Unmöglichkeit, von Kaussalität, Nothwendigkeit, Gesetz, von Wahrheit und Falschheit, von Recht und Unrecht erzeugt.

7. Die übereinstimmung der Erkenntniß mit der Vernunftform, oder mit dem was die Natur unsrer Vernunft erheischt, ist das Fürwahrhalten; die übereinstimmung der Handlungen mit der Vernunftform ist das Billigen. Jenes Verhältniß ist Wahrheit, dieses ist Recht.

 8.

8. Die Vernunft ist in den einzelnen Menschen; und mithin ist alle Wahrheit, alles Recht, subjektiv. Wie inzwischen die Menschen, ungeachtet aller Verschiedenheiten in den Gestalten der Einzelnen, zu einem Gemeinsamen der Menschengestalt zusammenstimmen; so stimmt auch die Vernunft Aller, ihrer Verschiedenheit ungeachtet, unendlich mehr überein, als das Besondre abweicht. Diese idealische allgemeine Form nun heißt eigentlich Vernunft, und das was ihr gemäß ist, Wahrheit und Recht. Das davon abweichende Besondre wird eigentlich subjektive Wahrheit, subjektives Recht genannt, und ist an sich nicht Wahrheit und Recht, sondern ist es nur für den Einzelnen, der es dafür hält, solange er es dafür hält.

9. Aber noch mehr: Die Natur der Vernunft selbst bringt es mit sich, daß ihre Urtheile als nothwendig, und mithin als allein richtig und allgemein gültig betrachtet werden. Es entspringt also ein Begrif von Vernunft, Wahrheit und Recht, weit über das Menschengeschlecht hinauf, an welchem wir so zu sagen alle subjektive Vernunft messen, und sie nur insofern für Vernunft, ihre Aussprüche nur insofern für Wahrheit und Recht, gelten lassen, als dieselben mit dieser richtigen

richtigen Vernunft, der eigentlichen Wahrheit und dem wahren Rechte, übereinzustimmen erachtet werden. Diese Vernunft ist nicht die besondre; ist selbst die allgemeine Menschenvernunft nicht: da vielleicht die Menschen bisher noch in mancher Beurtheilung die Wahrheit nicht erreichen, vielleicht nie ganz erreichen werden; sondern sie ist ein Ideal, das wir genöthigt sind zu supponiren, und das wir in dem höchsten Wesen vorhanden gedenken.

10. Allein selbst indem wir uns bescheiden, daß unsre persönliche Vernunft nur in soweit Vernunft sei, als sie mit der höchsten wahren Vernunft, die weit über die unsrige erhaben ist, übereinkommt; können wir dennoch nicht umhin, Jeder seine eigne in die Stelle dieses Ideals zu setzen, und das für wirklich wahr und recht zu halten, was uns wahr und recht scheint, solange wir nicht Ursache zu haben meinen, diesen Schein für bloß subjektiven Schein zu halten.

11. Hierdurch löset sich nun ein Paradoxon unsrer moralischen Urtheile. Es ist wahre Pflicht für einen Menschen, der eigentlichen Vernunft gemäß zu handeln, in deren Besitz er doch nicht ist; und es ist andrerseits doch wahre Pflicht für jeden, nach seiner besten Überzeugung zu handeln,

 wenn

wenn sie auch falsch wäre. Was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde.

Laßt uns nun erwägen, welches die oberste Regel des Rechtes sei, nachdem wir die Quelle desselben, die gesetzgebende Vernunft, betrachtet haben.

12. Wenn wir untersuchen, was die Grundlage aller Wahrheit sei, so können wir nichts anders angeben, als die **Einstimmung der Vernunft mit sich selbst**, den Satz des Widerspruches: Ein Ding kann nicht zugleich sein und nicht sein. Eben so ist der eigentliche Grund von Recht und Pflicht kein andrer, als diese Eintracht der Vernunft mit sich selber; und der oberste Grundsatz also unläugbar: Du sollst so handeln, wie du mit Vernunft wollen kannst, daß alle Menschen in gleichem Falle handeln sollen, daß es allgemeines Gesetz sein solle zu handeln. Denn wolltest du eine Handlungsweise Dir für erlaubt halten, die zugleich allen Andern unerlaubt sein sollte, so wäre deine Vernunft mit sich selbst in Widerspruch.

Dieser von Kant zuerst in seiner Reinheit aufgestellte Grundsatz, wiewohl auf demselben die Moral des Evangeliums sowohl als jede frühere und spätere beruhte, ist von den Nachdenkenden,

den, die ihr bisheriges System für gründlicher als das seinige hielten, zwar nicht abgeläugnet, aber doch für unzulänglich um moralische Urtheile darnach zu fällen, erachtet worden. Sollte nicht zwischen beiden Parteien in folgenden Betrachtungen ein Vereinigungspunkt getroffen sein?

13. Dieser Grundsatz ist allerdings bloß **formal**, wie für die theoretische Vernunft der Satz des Widerspruches: das ist, er gebietet bloß, **wie** die Gesinnung beschaffen, und wie eine Handlung sein müsse, die Pflicht sein soll; aber er belehrt nicht, **was** (welche Handlung) gethan oder gelassen werden solle. So wie die Logiker sich vergeblich nach materialen Kriterien der Wahrheit umsehn, und es nur allzugewiß ist, daß keine Regel uns belehren könne, ob ein bestimmter Fall unter eine gewisse allgemeine Regel gehöre, wie dies ganz die Sache der Urtheilskraft ist, die sich nur durch übung selbst vervollkommnet, und wie daher ein Quentchen Mutterwitz besser ist als ein Zentner Schulwitz; gerade so ist, meines Erachtens, kein materiales Kennzeichen dessen was gut und recht sei im Allgemeinen anzugeben, sondern Beispiel und Umgang tugendhafter Personen muß unsre moralischen Urtheile ausbilden und verfeinern, und ein Funken Gewissenhaftig-

keit ist auch hier der besterleuchteten Moraltheorie vorzuziehen.

14. Zwar lassen sich aus jenem obersten Grundsatze mancherlei allgemeine Vorschriften ableiten, die die Vernunft als Sittengesetze anerkennt, weil sie so beschaffen sind, daß wer sie verwerfen wollte, in Widerspruch mit sich selbst verwickelt würde. Aber diese allgemeinen Vorschriften können nicht anders angewandt werden, als auf konkrete oder allseitig bestimmte Handlungen. Solange inzwischen eine solche nichts besondres enthält, welches sie unter zweierlei Vorschriften ziehen ließe, sondern sie in einer einfachen Formel befaßt werden kann; so ist die Entscheidung leicht nach jenen allgemeinen Gesetzen. „Niemand soll dem Andern sein Eigenthum entwenden; jeder soll seine Verträge heilig erfüllen; jedermann soll seiner Obrigkeit gehorchen.“ Sobald aber der Fall verwickelter wird, daß er unter mehreren jener Vorschriften gezogen werden kann: z. B. „eine dürftige Familie würde zu Grunde gehn, wenn sie sich nicht eine Ausnahme von der allgemeinen Heiligkeit des Eigenthums erlaubte; eine Familie von altem Ruhme würde erlöschen, wenn eine Ehe nicht aufgehoben würde; das Gebot der Obrigkeit ist unbillig, ist durch unrichtige Vorstel-

Vorstellungen verblendeter Rathgeber verursacht;" — sogleich kommen wir mit alle den guten Lehren, wovon Kanzeln und Schulen ertönen, nicht aus, sondern sind, um den Entscheidungsgrund zu finden, genöthiget auf die Folgen zu sehen, welche die oder jene Handlungsweise in vorliegendem Falle haben wird.

15. Dies, beiläufig gesagt, ist ohne Zweifel die Ursache, warum der Geschäftsmann auf den Prediger sowohl der Philosophie als der Religion mit einer Art von Geringschätzung, als auf einen Menschen, der sich mit Sachen abgiebt, die der Verständige mit den Kinderschuhen abgelaufen habe, und die zum wirklichen Leben von keiner Brauchbarkeit seien, herabblickt; dies die Ursache, warum im bürgerlichen Leben der kluge Mann soviel mehr gehört und gesucht wird, als der bloß redliche; dies die Ursache, warum (nicht Moral und Politik unvereinbar, sondern) die Moral der Politik schwer zu treffen ist; warum selbst der gewissenhafte Fromme als Minister je zuweilen die Achsel zuckt, und sich damit entschuldigt: mit solchen Menschen kann man nicht anders handeln; dies endlich die Ursache, warum der Gränzkaufmann sich weigert die Konterbande für Sünde anzuerkennen, sogut als der Staatsmann sich

weigert

weigert die Okkupazion benachbarter Provinzen für eine Verletzung des Völkerrechtes gelten zu lassen. Es wird keinem Leser von Geist einfallen, diese Fälle in einerlei Klasse gesetzt zu meinen; sondern die Parallele zeigt nur, wie jeder in seinem Fache und in seiner Lage von einerlei anerkannten moralischen Grundsätzen sich dennoch befugt hält eine Anwendung zu machen, die ein Andrer keinesweges glaubt billigen zu können: zum Beweise, daß für verwickelte Fälle alle unsre Sittensprüche zu keiner sichern Entscheidung hinlänglich sind.

16. Wenn die Vernunft unsern Willen bestimmt, daß er eine vorliegende Handlung ausführen solle, so kann dies nicht anders als durch folgenden Vernunftschluß geschehen: Wie in diesem Falle alle Menschen handeln sollten, so soll auch ich handeln; alle Menschen sollten in diesem Falle dergestalt handeln; folglich soll auch ich es.

Der Obersatz ist das sittliche Grundgesetz. Aber wodurch bringt unsre Vernunft die Subsumzion zu stande: so sollten in diesem Falle alle Menschen handeln; oder, ich kann *) wollen, daß

*) Dem scharfsinnigen Herrn Verfasser gebe ich zu bedenken, ob hier das Wort können gut gewählt sei.

daß alle und jeder so handeln? Wodurch anders, als daß ich in überlegung der Folgen solcher Handlung urtheile: das was durch die vorliegende That zur Wirklichkeit kommen wird, sei etwas das für alle vernünftige Menschen ein Gegenstand des Willens sein könne? Es muß also ein allgemeines Gut gedacht werden, auf welches diese Folgen der Handlungen bezogen werden können. Die Vernunft muß in demjenigen, was sie durch diese oder jene Handlung zu bewirken erwartet, etwas sehen, wodurch der Zustand des Handelnden selbst oder eines Andern, oder irgend ein Zustand

sei. Wenn die Vernunft ausspricht, daß in einem bestimmten Falle alle Menschen so und nicht anders handeln sollen, läßt sich dann nur sagen: „ich kann wollen daß Alle so handeln?“ Gewiß nicht; sondern: ich kann nicht anders als wollen, ich muß wollen, daß sie so handeln. — Indeß wage ich nicht zu bestimmen, inwiefern diese Verwechselung des Ausdrucks Einfluß auf das folgende Räsonnement hat: wo das, was durch die That zur Wirklichkeit kömmt, ein Etwas genannt wird, das für alle Menschen ein Gegenstand des Willens sein kann; wo von einem Materiale der Handlung, einem Gut, die Rede ist; und wo auf diese Weise ein Vereinigungspunkt der streitenden Systeme gefunden wird.

Sollte

stand der Dinge, besser wird als er ohne dieselbe wäre, wenn sie das Wirklichwerden dieser Handlung an sich gut nennen soll; und ehe ausgemacht werden kann, daß es sittlich gut sei sie zu thun, muß erst festgesetzt sein, daß es gut sei daß sie geschehe.

17. Dieses ist meines Bedünkens der Punkt, in welchem die beiden itziger Zeit im Kampfe begriffenen Systeme sich vereinigen. Meiner Einsicht nach, erfordert die Vollständigkeit und Haltbarkeit eines Moralsystems zuletzt eine Beziehung des Materialen der Handlungen auf das Wohl der

Sollte wohl überhaupt der Blick auf die Folgen einer Handlung — welche doch kein Mensch übersehen kann, und welche bei einer unmoralischen Handlung für ganze Generazionen heilsam scheinen können oder auch sein mögen — die Moralität der Handlung zu bestimmen im Stande sein? Sollte nicht feste Rücksicht auf das Prinzip den Handelnden sicherer leiten? . . . Wenn man nicht anders auch das eine Folge der Handlung nennen will, daß durch dieselbe das Vernunftprinzip befördert oder geschwächt wird. Dann wäre aber von keiner materialen Folge die Rede, sondern von der Einführung oder Aufrechthaltung einer Maxime, welche sich eben auf das formale Gesetz bezieht. B.

der Welt, als einen letzten Zweck. Freilich ein dunkler vielbefassender Zweck. Ein bloßer Zuwachs an Vergnügen kann, das geb ich zu, nicht das Gut sein, wornach die Vernunft durch Handlungen, die sie gut heißt, strebe; denn Vergnügen allein ist gar kein Objekt der Vernunft. Aber ohne alle Rücksicht auf Wohlsein kann, dünkt mich, ein letzter Zweck von Handlungen auch nicht gedacht werden; sonst wäre er kein Gegenstand des Willens. Es muß also Wohlsein in richtiger Proporzion gegen die innre Harmonie der Vernunft dies höchste Gut sein, in Beziehung auf welches wir die Folgen einer Handlung gut nennen können. Die höchste Vernunft, verbunden mit einem heiligen das ist vollkommen sittlich guten Willen, würde zum letzten Zwecke ihrer Handlungen diesen Stand der Vollkommenheit und wahren Glückseligkeit der Welt haben. Dieser Zustand ist zwar offenbar ein Ideal, ein so hochgestelltes Ideal, daß keine menschliche, keine endliche Kraft es ausdenken kann; aber dennoch ist es auch für unsre Vernunft das Ziel, durch Richtung auf welches unser Begriff von dem, was gut sei, wenn es geschähe, seinen Sinn erhält.

18. Es ist nicht zu läugnen: um dem Untersatze des moralischen Vernunftschlusses völlige

Gewiß-

Gewißheit zu geben, müßte unsre Einsicht in die Folgen einer Handlung, die wesentlichen und zufälligen, die nächsten und entferntesten, kurz die Unendlichkeit des Ganzen und aller Zukunft umfassen; und das Ideal vom Wohl der Welt müßte für uns eine Bestimmtheit haben, deren es nicht einmal fähig scheint, oder die wenigstens weit über unsre Kraft ist. Allein was folgt hieraus? Weiter wohl nichts, als daß wir von keiner einzigen Handlung mit Gewißheit behaupten können: sie wird gut sein. Das bedarf es aber auch nicht; genug wenn wir uns sagen können: nach meiner besten dermaligen Einsicht wird diese Handlung gut sein. Wenn ich dies sagen kann, und deshalb sie will, so ist sie in Absicht meiner zuverlässig sittlich gut. Aber um sittlich gut auch nur sein zu können, muß, dünkt mich, unabhängig von meinen Motiven zum Thun, für mich ausgemacht sein, daß sie an sich gut sei, das ist daß ihre Folgen wünschenswerth seien.

19. Wir sagen also: die Vernunft bestimmt ob eine Handlung gut sei, aus Vergleichung ihrer erkennbaren Folgen mit einem idealischen Zustande von Vollkommenheit der Welt, die sie in Harmonie von Wohlsein und sittlicher Güte setzt. Sie bestimmt dies aber oft durch Hülfe gewisser abkürzenden

zenden Formeln: z. B. was dem Einzelnen Vergnügen oder Vortheil gewährt ohne Nachtheil eines größeren Ganzen, das ist gut auch fürs Ganze; was der Vernunft widerspricht, das ist übel, so scheinbar gut auch die Folgen einmal uns dünken mögten.

Wir sagen ferner, das formale Sittengesetz: Handle so, wie du wollen kannst, daß alle Menschen handeln mögten; gebeut in seiner materialen Anwendung: Thue das, wodurch wahrhaft Gutes bewirkt wird, nach deiner besten Einsicht. Thut nun der Mensch dies Gute aus Achtung für das Geheiß seiner Vernunft, so handelt er sittlich gut.

In welcher Verknüpfung diese sittliche Güte mit der Glückseligkeit des Menschen stehe, darüber sind unsre gründlichsten Moralphilosophen auch noch nicht einig. Feder sagt: die Tugend sei das Mittel zu der höchsten Summe angenehmer Empfindungen, welcher Zustand eben die Glückseligkeit heißt. Eben deshalb sei die tugendhafte Handlung Pflicht, weil sie unsre Glückseligkeit besser befördre, als die entgegengesetzte Handlungsweise es je thun könnte. Kant sagt: die Tugend ist bloß die Bedingung, unter welcher und nach Proporzion welcher die Glückseligkeit dereinst vertheilt werden wird. Der Grund der

Pflicht ist nicht die dadurch zu erreichende Glückseligkeit des Handelnden, sondern die innre Harmonie der Vernunft. Garve sagt: die gute Beschaffenheit des Gemüthes, als die eigentliche Tugend und die Quelle tugendhafter Handlungen, ist zugleich die Quelle der möglichsten innern Glückseligkeit.

Sollte wohl der Widerspruch, den diese Männer selbst wenn sie Einer des Andern Schriften lesen, und den wir, wenn wir sie vergleichen, empfinden, bloß darin liegen, daß jeder den Ausdruck anders fasset wegen der verschiednen Irrthümer, denen jeder entgegen arbeitet? Jeder setzt sich wider den Gedanken, als sei die Tugend eine harte Nothwendigkeit, die uns die Vernunft zum Nachtheil des frohen Lebensgenusses auflege. Kant setzt sich wider den: als sei Tugend nichts weiter als verfeinerter Eigennutz. Garve bestreitet den Gedanken, als komme es nur auf Thaten an, nicht auf die Quelle derselben. Den Irrthum, gegen welchen sich einer dieser Philosophen setzt, nimmt keiner der andern in Schutz. Sicherlich also kann die Opposizion ihrer Denkarten keine Kontrarietät sein. Vielleicht trägt zur Feststellung eines gemeinschaftlichen Gesichtspunktes folgende Entwickelung etwas bei.

20. Indem

20. Indem wir Empfindungen oder Vorstellungen haben, haben wir zugleich das Gefühl einer Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit derselben. Man kann zwar die Annehmlichkeit eines Gefühles von dem Gefühle selbst unterscheiden; aber beide fallen doch in eins zusammen, und sind nur zwei verschiedne Seiten, die sich dem Selbstbeobachter darbieten, der die eine als Gegenstand des Erkenntnißvermögens, die andre als Gegenstand des Begehrungsvermögens ansieht.

21. Wenn nun unsre Handlung mit der Forderung der Vernunft übereinstimmt, wie könnten wir anders als diese Übereinstimmung in uns empfinden? und wenn jede Empfindung angenehm oder unangenehm ist, wie sollte nicht auch die Empfindung der Übereinstimmung mit unserer Vernunft angenehm, das Gefühl eines Widerspruchs unangenehm sein! Es ist ja Bedürfniß der Vernunft, Wahrheit zu erkennen, Recht zu wollen. Muß nicht dessen Befriedigung angenehm sein? Und in der That zeigt die Selbstbeobachtung ein solches Wohlgefallen an Wahrheit und Recht; zeigt es selbst da noch, wo die Wahrheit oder das Recht uns in andrer Hinsicht zuwider ist.

22. Wenn nun unser Begehrungsvermögen zu allen sinnlichen Begehrungen durch den Reiz

des Angenehmen oder Unangenehmen in Bewegung gesetzt wird, dürfen wir zweifeln, daß dies auch bei dem vernünftigen Wollen geschieht; daß, wenn die Empfindung oder das Urtheil daß Etwas recht sei, ein Wollen desselben erzeugt, dieses durch den Reiz des Angenehmen geschieht, der in solcher Empfindung liegt? Allerdings mag man das Angenehme dieser Empfindung von der sittlichen Billigung selbst unterscheiden, wie sonst das Wohlgefallen von dem Gefühle selbst welches gefällt; aber auch hier fallen beide in eins zusammen.

23. Diese Empfindungen der Übereinstimmung mit Vernunft nennen wir für die Erkenntniß des Wahren Überzeugung; für die Erkenntniß des Rechtes, Billigung. Die Fähigkeit zu diesen Empfindungen hat man nicht unrecht als einen eignen innern Sinn betrachtet; hat die Fähigkeit zur Erkenntniß des Wahren Wahrheitssinn, die Fähigkeit zur Erkenntniß des Rechten Moralisches Gefühl genannt. Beide urtheilen oft schnell ohne Zurückführung auf deutliche Begriffe, aber auch im schnellsten Urtheile sind beide ursprünglich Vernunft, die durchs Selbstbewußtsein empfunden wird; und um sicher zu gehn, bedürfen sie bedachtsamern Schritt und Zurückführung auf einleuchtende Grundsätze. Beide sind

sind nicht die Quellen von Wahrheit und Recht, sondern diese Quelle ist das Verhältniß eines Satzes oder einer Handlung zur Vernunftform; aber beides ist der Erkenntnißgrund derselben für die Person. Beide werden durch Erziehung und Lage in der Welt so ausgebildet, wie sie ein jeglicher hat, und also verschiedentlich; aber ob sie gut gebildet sind, beruht auf ihrer Vergleichung mit dem Ideale von Wahrheit und Recht.

24. Was wir in Absicht der Handlungen Billigung nennen, das nennen wir in Absicht auf die Person, deren Handlungen und Gesinnungen gebilliget werden, Achtung; und wenn die Person der Urtheilende selbst ist, Selbstachtung. Zufriedenheit ist das Gefühl eines Zustandes, worin man nichts wahrnimmt, das man geändert wünscht; Selbstzufriedenheit das Gefühl seines innern Gemüthszustandes, das aus der Selbstachtung entspringt. Daß dies Gefühl nun angenehm, daß es der wichtigste Theil unsrer Zufriedenheit und Glückseligkeit sei, bedarf keines Beweises. Es ist aber auch das einzige Vergnügen, welches nothwendiges Bedürfniß jedes vernünftigen Geistes ist, in dem Maasse als er vernünftig ist, und mithin für die Vernunft das einzige wahre Vergnügen. Selbst das Ver-

 gnügen

gnügen an Wahrheit ist theils in ihm enthalten, theils ihm subordinirt. Jedes andre setzt ein Bedürfniß voraus, das nicht aus der Vernunft, sondern aus einer Neigung der mannichfaltig gestalteten Sinnlichkeit entspringt.

25. Wir geben also dieses Vergnügen der moralischen Selbstbilligung, als des wichtigsten Theiles der Selbstzufriedenheit, nicht für das überall höchste Vergnügen aus: weil dies Verhältniß auf die Gemüthsart der Personen ankommt; aber für das höchste eines vernünftigen Wesens, weil es das einzige ist, so die Vernunft selbst nicht verläugnen kann, die das höchste richtende Vermögen im Menschen ist. Wir geben es nicht für die einzige Bedingung einer vollständigen Glückseligkeit aus: weil zur Vollständigkeit jedes andre eben sowohl gerechnet werden dürfte; aber wir behaupten, es sei die unumgängliche Bedingung aller Würdigkeit glücklich zu sein, sei der reinste Bestandtheil der gesammten Glückseligkeit, und der einzige jedem Vernünftigen unentbehrliche.

26. Wie nun die Moralität überhaupt nicht unmittelbar die Handlung, sondern die Gesinnung als Quelle der Handlungen angeht, so entspringt auch die wahre Glückseligkeit nicht unmittelbar aus unsern Handlungen, weder als Etwas das

sie

sie bewirken, noch als Etwas welches dafür durch willkürliche Veranstaltungen des Welturhebers als Gnadenlohn zu theil würde; sondern aus unsrer jedesmaligen Gesinnung, als Etwas das mit ihr zugleich vorhanden ist, mit ihr steigt und fällt, und jedesmal in dem Maaße genossen wird, als es Jeglicher werth ist. Es begleitet unsre pflichtgemäßen Handlungen, als vorübergehender Genuß, und es wohnt uns immerdar bei, als Selbstgefühl unsers Charakters.

27. Diese Glückseligkeit also wird durch die Tugend gewährt, und in jedem Punkte unsers Daseins genossen.

Die volle Glückseligkeit aber, die in Befriedigung aller Wünsche bestehe, läßt sich demnach von der Tugend selbst nicht erwarten, sondern nur als eine selige Zukunft hoffen. Daß die Annahme einer andern Welt, in welcher die Sittlichkeit vollkommner, und die Harmonie zwischen Wohlsein und Gutsein sichtbarer sein werde, sehr heilsam sei, um unsrer Vernunft Stärke zur überwältigung der Sinnlichkeit beizulegen, hat auch für mich Gewißheit. Daß es aber in der Theorie der Moral nothwendig sei dies anzunehmen, weil sonst die Ausübung des Sittengesetzes nicht möglich wäre, bin ich noch immer

 geneigt

geneigt zu bezweifeln; wiewohl ich, weil ich meinem eignen Urtheil hierin nicht traue, im Vortrage der Philosophie mich zur Zeit selbst noch an das System unsers großen Vordenkers, Kant, halte. — Es lautet mir immer, als wenn man sagte: Du fühlst, du sollest dem Sittengesetze überall nachleben; du kannst aber nichts wollen, als unter der Aussicht auf dein eignes Wohlsein; du mußt dir daher, um das Sittengesetz ausüben zu können, einbilden, daß an dessen Erfüllung die sichre Erwartung deiner künftigen Glückseligkeit gebunden sei. Eine selbstsüchtige Denkart! gegen welche doch selbst die Vertheidiger jener Wendung aus allen Kräften arbeiten.

Mir scheint es viel natürlicher das Gute zu wollen, weil es gut ist; sittlich gut zu wollen, weil dies Wollen seinen eignen Reiz bei sich führt (nicht um dieser Freude theilhaft zu werden, denn diese Absicht würde sie selbst zerstören; sondern weil man nicht anders kann als das Gute lieben, das man als gut erkennt); und die Glückseligkeit zu hoffen, weil ein natürlicher Trieb sie hoffen heißt; zwischen dieser Hofnung aber und jener pflichtmäßigen Gesinnung ein Band zu knüpfen, damit diese Hofnung nicht sittenverderblicher Leichtsinn, und damit jene Gesinnung mächtiger werde,

werde, indem man nehmlich die Sittlichkeit als Bedingung der zu hoffenden Glückseligkeit ansieht.

Bisher nun haben wir den Menschen bloß als Vernunft erwogen, welcher ein freier Wille beigeordnet sei; itzt wolle man den ganzen Menschen, sinnlich wie er ist, betrachten.

28. In dieser vollständigen Erwägung der gesammten Menschennatur, erscheinet der Mensch als eine von der Vernunft bis zur Sinnlichkeit herabhangende Kette von Kräften, die wir nur in Gedanken in unterschiedne Glieder absondern, weil einmal alles Denken im Unterscheiden und Vergleichen besteht, die aber in der Natur zu einem Ganzen innigst verwebt sind. Vorhin beruhte der ganze Werth des Menschen auf der Übereinstimmung seiner Vernunft mit sich selbst, und seines Willens mit der Vernunft. Itzt kommt auch seine Sinnlichkeit in Anschlag, und trägt zu seiner Vollkommenheit bei, jemehr sie jener sittlichen Güte harmonisch ist. Vorhin war der Werth seiner Vernunft desto größer, je stärkere entgegenstehende sinnliche Triebe sie bekämpfte; itzt werden wir den Werth des ganzen Menschen desto höher schätzen, je wenigere widerstrebende sinnliche Triebe seine Vernunft zu bekämpfen hat. Warum sollte man Neigung und Pflicht einander

 entgegen-

entgegensetzen? Das vollkommenste Wesen will nichts anders als was die vollkommenste Vernunft erheischt. Auch der Mensch wird desto vollkommener sein, jemehr seine Neigungen mit seinen Pflichten übereinkommen. Vorhin war bloß von Sittlichkeit, die wir Tugend nannten, die Frage; itzt kommen alle die Gemüthseigenschaften in Betracht, wodurch entweder jene Übereinstimmung des Willens mit der Vernunft möglich gemacht wird, oder die gegenseitig aus derselben entspringen, und die wir Tugenden nennen. Vorhin betrachteten wir die Begleiterinn der Tugend, die Selbstachtung, als die einzige Glückseligkeit; itzt kommt das ganze innre Wohlsein des Menschen in Anschlag: und dieses hängt mit diesen Tugenden viel genauer zusammen, als mit der eigentlichen Tugend.

29. Das Bewusstsein des Muthes oder des Wohlwollens oder der Klugheit ist auch an sich eine angenehme Empfindung; ist es selbst dann noch, wenn diese Eigenschaften nicht in solcher Beziehung auf unsre Pflicht stehen, als sie der Vernunft nach stehen sollten. Überdies haben auf unser äußres Wohl diese einzelnen Gemüthsvollkommenheiten einen großen unbezweifelten Einfluß: sie verschaffen uns Werthschätzung und

Zuneigung,

Zuneigung, sie befördern Gesundheit und zeitliche Vortheile. Vielleicht hat selbst die gemeine Bemerkung dieses vortheilhaften Einflusses zuerst gemacht, daß man die Tugenden als die Mittel zur Glückseligkeit anerkannt, und dies auf die eigentliche Tugend übergetragen hat, wiewohl diese die Quelle einer ganz andern und eignen Art von Glückseligkeit ist.

30. Allein man darf nicht verhehlen, daß die Tugenden des Menschen diese Vortheile nicht so unveränderlich gewähren, daß sie nicht oft nach Umständen uns auch das Gegentheil zuziehen könnten; wie andrerseits dieselben Vortheile, wenigstens zum Theil, auch durch Glück oder durch andre Eigenschaften, und zuweilen selbst durch Fehler, erlangt werden.

Wenn man diese Begriffe nicht sorgfältig sondert, wenn man von den Tugenden die gewöhnlichen und natürlichen Vortheile als sicher und nothwendig, von der Tugend aber die Belohnungen der Tugenden, verspricht: so kann man zwar vielleicht eine starke Liebe zu allerlei Gutem im Menschen erzeugen, aber sie wird immer undeutlich und unbestimmt sein; und wenn die Erfahrung im Weltlaufe zunimmt, so werden tausend gegenseitige Instanzen leicht der Überzeugung von dem

Werthe

Werthe der Tugend, und von ihrer Nothwendigkeit zur Glückseligkeit, Abbruch thun.

Liegnitz. Werdermann.

4.

An die Grazien und Musen.

Schützt doch, ihr Musen und ihr süßen Huldgöttinnen,
Schützt doch den Deutschen Helikon!

Des alten Nordens Unholdinnen
Bestürmten euren Tempel ehmals schon;
Und fremde rauhe Namen schallten
In eurem liederreichen Myrtenhain *).
Ihr lächeltet sie fort. Itzt suchen euch mit kalten
Sophismen Deutschlands Philosophen . . . nein,
Nur Deutschlands Afterweise zu verdrängen; sehen
Voll Stolz auf euch herab, und schmähen
Das Saitenspiel, das in dem weisen Albion
Ein weiser Steward **) ehrt. Wie? schreckt sie das Exempel

Der

*) Man sehe eine gleiche Klage im zweiten Theil der Gedichte des Herrn von Nicolay, im achten poetischen Briefe der neuen Ausgabe.

**) Steward, der berühmte Englische Philosoph, nimmt sich in seinen Elements of Philosophy of the human mind, Lond. 1792, der Dichtkunst mit großer Wärme an, und schreibt ihr das größte Verdienst um die Humanität zu.

Der Franken nicht, die durch den Umsturz eurer Tempel
Mit neuer Barbarei der Menschheit drohn?
Ach! weichen nicht aus manchem Deutschen Liede
Schon Sitte, Feinheit, Harmonie? —
Wird unser Deutschland denn so früh
Der göttlichen Gesänge müde?
Hat es nicht mehr ein Ohr für eure Melodie?
Schon bleibt es stumm, wenn Frevler eurer spotten.
O! schützt doch den Parnaß vor Deutschen Sans-
külotten!

F. v. * *

5.

Boccazens Erzählung von den drei Ringen.

Es ist vielleicht nicht allen Lesern bekannt, daß Lessing die vortrefliche Fabel von den drei Ringen, welche der weise Nathan (in dem dramatischen Gedichte dieses Namens, Aufzug 3, Auftr. 7) Saladinen erzählt, aus dem Boccaz genommen hat. Lessing wollte diese Quelle selbst in einer Vorrede anzeigen, wovon aber bloß ein paar Bruchstücke, und zwar erst ganz neulich, bekannt geworden sind *). Noch wenigere Leser haben wahr-

*) In G. E. Lessings Leben, Th. 1 (Berlin, 1793), S. 408 folgg.

wahrscheinlich das Werk des Italiäners sogleich zur Hand, oder so fest im Gedächtniß, daß ihnen nicht ein kleiner Gefallen, durch die bequemere Vorlegung dieser Geschichte nach dem Originale, geschähe.

Nichts ist, bei den schönen Künsten, angenehmer und lehrreicher als Vergleichungen. Wie ward dieser Gegenstand von einem berühmten Dichter vor mehr als vierhundert Jahren *) behandelt? Wie hat unser große Landsmann, welcher sich vor der Vergleichung mit keiner Nazion und mit keinem Zeitalter zu scheuen braucht, denselben seinem Vorgänger nachgebildet? — Noch merkwürdiger wird Boccazens kleine Erzählung, wenn Lessing uns (in der angeführten Vorrede) sagt: daß er nicht bloß jene Geschichte, sondern „den ersten Gedanken zum „[ganzen] Nathan im Dekameron des Boccaz „gefunden. Allerdings,“ fährt er fort, „ist „die dritte Novelle des ersten Buchs dieser so „reichen

*) Boccaz war im J. 1313 geboren, und starb 1375. — Daß sein Meisterwerk, der Dekameron (die zehn Tage), mit poetischem Geiste, obgleich in Prosa, geschrieben ist, und dem Verfasser unter die gepriesensten Dichter seiner Nazion gestellt hat, ist bekannt.

»reichen Quelle theatralischer Produkte der Keim,
»aus dem sich Nathan bei mir entwickelt hat.«
Welch ein Genie, dessen treffender Blick in jedem Stoffe die Fähigkeit, zu einem großen Kunstwerke bearbeitet zu werden, so richtig entdeckte! und dessen Meisterhand uns dies Kunstwerk so vollendet lieferte!

Eine Merkwürdigkeit andrer Art erhält auch dies »Geschichtchen« durch sein Alter, welches wahrscheinlich noch höher, als oben geschehen ist, hinaufgerückt werden muß. Der gelehrte Kunstrichter Manni *) sagt mit Recht, daß bei Boccazens Erzählungen immer Wahrheit zum Grunde liege, welche ihm nur die reizende Ausschmückung verdanke. Kaum wäre auch, bei der reichsten Phantasie, ein so großes Erfindungsvermögen glaublich; und der wahre Dichter wird seinen Ruhm nicht in die Ersinnung von 100 Histörchen setzen, die er am Ende doch aus dem menschlichen Leben nehmen muß, sondern in die psychologisch und ästhetisch richtige Behandlung. So schöpfte auch Boccazens Fleiß und Scharfsinn aus allen Quellen. Italien

*) Domeniko Maria Manni schrieb einen eigenen Traktat über die Geschichte des Dekamerons, 1742, in Quart.

lien stand mit dem Morgenlande, theils durch die Kreuzzüge, theils durch die Einwanderungen der Araber nach Spanien und Frankreich, in ziemlich genaüer Verbindung. Je mehr wir itzt die Literatur des Orients kennen lernen, desto mehr Spuren der Ähnlichkeit, oder vielmehr des Vorganges, finden wir darin gegen die romantischen Erzählungen der Italiäner. Dies hat noch ganz neulich der Engländer Will. Franklin *) bei Indischen Mährchen in Rücksicht Ariosts gezeigt. Und wer erkennt wohl nicht in unsrer Fabel von den drei Ringen einen wahrhaft orientalischen Schwung? — Sehr möglich also, daß wirklich ein kluger Jude dies Geschichtchen zur Antwort an Saladin erfand, und ein Morgenländischer Schriftsteller es ein wenig ausgebildeter aufzeichnete, von wo es in die Hände des feinen Italiänischen Erzählers und sodann des tiefsinnigen Deutschen Denkers kam. Die erste Erfindung wäre also noch um 200 Jahre früher anzusetzen.

Das Geschichtchen betrift die positiven Religionen, und es konnte also nicht an verunglimpfenden

*) Der Übersetzer eines sehr alten Liebesromans von dem Rajah Kamarupa und der Prinzessinn Kamalata, aus dem Persischen, London 1793.

pfenden Auslegungen fehlen. Man ging hierin so weit, daß, als man zu dem berüchtigten Buche, welches aber wahrscheinlich nie existirt hat: Von den drei Betrügern (De tribus Impostoribus), durchaus einen Verfasser suchte, man unter andern auch auf Boccazen fiel *); und zwar bloß auf Veranlassung dieser Geschichte von den drei Ringen: weil er darin alle drei Religionen, und folglich auch ihre Stifter, für gleich wahrhaft, und folglich für gleich falsch oder gar betrügerisch, erklärt haben sollte.

Hier ist die Erzählung nun selbst.

* * *

Die dritte Novelle des ersten Tages in Boccazens Dekamerone.

Saladin, dessen ungemeine Tapferkeit ihn nicht bloß aus einem geringen Manne zum Sultan von Babylonien erhob, sondern ihm auch viele Siege über Sarazenische und Christliche Könige verschafte,

*) Kampanella scheint dies in seinem Atheismus triumphatus anzudeuten; aber B. G. Struve sagt es in seiner Diss. de doctis Impostoribus ganz bestimmt. Man s. darüber auch la Monnoie in den Menagiana, t. 4, pag. 406, 415.

schafte, hatte in verschiedentlichen Kriegszügen und durch seine prachtvolle Großmuth seinen ganzen Schatz geleeret. Da er nun, wegen eines zugestoßenen Vorfalls, einer beträchtlichen Summe Geldes benöthigt war, aber nicht absah, woher er sie so schnell als er sie gebrauchte, erhalten könne; fiel ihm bei, daß ein reicher Jude, Namens Melchisedek, welcher auf Wucher lieh, in Alexandrien lebte. Dieser war, nach Saladins Meinung, hinlänglich im Stande, ihm auszuhelfen, wenn er nur wollte; allein er besaß solchen Geiz, daß er es nie gutwillig würde gethan haben: und Gewalt wollte Saladin doch auch nicht gegen ihn gebrauchen. Er sann also, weil ihn die Noth drängte, sorgfältig nach einem Mittel umher, den Juden zur Dienstleistung zu bewegen; und verfiel endlich auf einen Zwang, welcher doch mit dem Scheine des Rechtes zu bedecken war. Er ließ den Juden zu sich rufen, empfing ihn vertraulich, hieß ihn neben sich niedersitzen, und redete ihn ungefähr folgendergestalt an: „Wackerer Mann! Ich habe von mehrern Personen gehört, daß du ungemein weise bist, und in göttlichen Dingen große Einsichten besitzest; deshalb mögte ich gerne von dir wissen, welches von den drei Gesetzen du für das wahre hältst:

das

das Jüdische, oder das Mohammedanische, oder das Christliche?« — Der Jude, welcher in der That ein kluger Mann war, merkte nur zu wohl, daß Saladin darauf ausging ihn in seiner Rede zu fangen, um ihm einen Streit zu erregen, und daß er keine von den drei Religionen mehr wie die beiden andern werde loben können, ohne daß Saladin seinen Zweck erreiche. Er war also ganz in dem Fall, einer Antwort zu bedürfen, welche ihn keiner Gefahr aussetze, schärfte deshalb seinen Witz; und so kam ihm schnell ein, was er sagen müsse, und er sagte:

»Herr! Die Frage welche Du mir vorlegst, ist schön; und wenn ich Dir antworten soll, was ich darüber denke, so muß ich Dir ein Geschichtchen erzählen, welches Du anhören wirst. Wenn ich nicht irre, so erinnere ich mich oft gehört zu haben, daß vor Zeiten ein vornehmer und reicher Mann lebte, welcher viele andre theure Kleinodien in seinem Schatze besaß, und darunter auch einen sehr schönen und kostbaren Ring. Diesen wollte er, seines Wehrtes und seiner Schönheit wegen, vorzüglich ehren, und ihn auf immer bei seinen Nachkommen erhalten; er verordnete deshalb: daß derjenige seiner Söhne, bei welchem sich dieser Ring, als von ihm hinterlassen, finden

 würde,

würde, für seinen Erben angesehen, und von den andern als ihr Vorgesetzter verehret und geachtet werden solle. Der, welchem dieser Ring von Jenem war hinterlassen worden, traf eine gleiche Einrichtung bei seinen Kindern, und machte es eben so wie sein Vorfahr. Kurz, der Ring kam von Hand in Hand auf viele Erben; und endlich an einen Mann, welcher drei Söhne hatte, die schön, geschickt, und ihrem Vater sehr gehorsam waren, weshalb er sie auch alle drei gleich liebte. Die Jünglinge, welche den Gebrauch mit dem Ringe wußten, und von denen Jeder wünschte der Geehrteste in der Familie zu sein, baten, Jeglicher für sich auf das beste wie er konnte, den Vater, welcher schon alt war, wenn er stürbe, ihm doch den Ring zu lassen. Der brave Mann, welcher sie alle gleich liebte, und selbst nicht zu wählen wußte welchen er hierbei vorziehen sollte, hatte einem Jeden den Ring versprochen, und dachte wie er sie alle drei befriedigen könne. Er ließ heimlich bei einem geschickten Künstler zwei andre Ringe verfertigen, welche jenem ersten so gleich waren, daß der Besteller selbst kaum zu unterscheiden vermogte, welches der rechte sei. Da er nun auf den Tod lag, stellte er jedem Sohne heimlich seinen Ring zu. Als

aber,

aber, nach des Vaters Abscheiden, Jeder auf die Erbschaft und den Vorrang Anspruch machte, und Einer dies dem Andern abstritt; so zogen sie, zum Beweise daß sie es mit Grunde thäten, Alle ihre Ringe hervor. Weil nun diese einander so ähnlich waren, daß sich durchaus der rechte nicht herausfinden ließ, so blieb die Frage: welches der wahre Erbe des Vaters sei? unausgemacht, und ist es noch bis auf den heutigen Tag. Und eben so sage ich Dir, o Herr, über die drei Religionen, welche Gott den drei Völkern gegeben hat, und über welche Du mir die Frage vorlegst. Jedes Volk glaubt, seine wahre Erbschaft, seinen wahren Glauben und seine Gesetze haben zu müssen; welches dieselben aber wirklich hat, darüber ist der Prozeß bis itzt noch nicht entschieden."

Saladin erkannte, wie vortreflich der Jude sich aus der ihm gelegten Schlinge herausgezogen hatte, und beschloß daher, ihm seine Verlegenheit zu eröfnen, und zu sehn ob er ihm freiwillig helfen wolle. Er that dies, und entdeckte ihm zugleich, was er mit ihm vorzunehmen Willens gewesen sei, wenn er nicht so vorsichtig geantwortet hätte, wie er itzt gethan habe. Der Jude unterstützte Saladinen mit allem Gelde, das er forderte, reichlich. Und Saladin ersetzte ihm

dasselbe nicht allein nachher völlig, sondern machte ihm noch ungemein große Geschenke, nahm ihn für immer unter die Zahl seiner Freunde auf, und behielt ihn in hohem und ehrenvollen Range bei sich.

6.

Einige Anmerkungen über Kaiser Julians Schriften und Charakter, insoweit der letztere sich in seinen Schriften dargestellt hat.

Die Werke, welche wir vom Kaiser Julian besitzen, sind: 1) Reden: theils lobenden, theils philosophischen, theils theologischen Inhalts; 2) zwei satirische Aufsätze; 3) Briefe: freundschaftliche, moralische, und politische. — Von seiner Abhandlung wider die Christen hat Cyrillus, der sie widerlegte, nur Auszüge aufbehalten. Solche Auszüge sind nicht hinreichend, den Charakter eines Schriftstellers zu beurtheilen; dazu können nur ganz erhaltne, oder doch nur wenig verstümmelte Werke dienen. — Viele seiner Schriften sind verloren. Darunter sind am meisten zu bedauren: eine Art von Manifest wider den Kaiser

ser Konstantius, das an den Senat zu Konstantinopel gerichtet war; die Geschichtbücher von seinen Feldzügen in Gallien; und viele seiner Briefe. Der letztern hat er wahrscheinlich eine unzählige Menge geschrieben (denn er war einer der schreibseligsten Menschen); und sie waren, nach den vorhandenen zu urtheilen, ohne Zweifel größtentheils von interessantem Inhalt.

Wir wollen mit einer Art von Musterung der von unserm Autor vorhandnen Schriften den Anfang machen.

I.

Wir finden zuerst zwei Lobreden auf den Kaiser Konstantius, und eine auf dessen Gemahlinn Eusebia. Es sind Rednerübungen des damals noch jungen Mannes. Man muß es ihm nicht zur Falschheit anrechnen, daß er den Konstantius so sehr lobt, gegen welchen er nachher die Waffen ergriff, und — was noch schlimmer — welchen er nachher so sehr verachtete. Er war, als er diese Lobreden schrieb, noch neu in der Welt und am Hofe; sein ganzes zeitliches Glück stand in des Kaisers Hand; noch hatte er die mögliche Aussicht, des Kaisers Zuneigung zu gewinnen, oder wenigstens Gerechtigkeit von ihm zu erhalten. Keine Mittel dazu unversucht zu

 lassen,

lassen, war Julians Pflicht. Öffentliche Lobreden waren damals Mode; und hätte Julian dieselbe nicht mitgemacht, so würde er sich den Vorwurf der Sonderbarkeit, oder auch feindseliger Gesinnungen gegen den Kaiser, zugezogen haben. Dazu kam wahrscheinlich, daß hier Julian die erste Gelegenheit fand, sein Rednertalent zu zeigen; wie hätte ein Jüngling, welcher gerne glänzen wollte, dieser Versuchung widerstehen können?

Für den Geschmack der Römer in den Wissenschaften war es überhaupt ein Unglück, daß bei ihnen von Anfang an das Rednertalent eine zu hohe Schätzung fand. Alles ward rednerisch behandelt, und man studirte fast keine Wissenschaft, als um schön darüber schwatzen zu können. Bei solchem Geschmack war es natürlich, daß unter despotischen Kaisern, für welche man immer neue Schmeichelelen erfinden mußte, die Lobreden Mode wurden; und diese mußten dann immer schwülstiger werden. Lobredner müssen, wenn sie nicht sowohl bei feinen Kennern, als bei dem großen Haufen Eindruck machen wollen, das vermeinte Erhabne immer weiter treiben; und ihr Erhabnes besteht in erzwungner Bewunderung, im Pomp der Worte, in der Zusammenreihung

ungewöhn-

ungewöhnlicher Bilder, in gesuchten, und daher oft mehr spitzfindigen als scharfsinnigen, mehr gewagten als richtigen, mehr blendenden als lichtgebenden, Gedanken. Alle Leute von Geschmack gestehen, daß ihnen solche Lobreden eine ekelhafte Lektur sind.

Aber die Mode der Lobreden hat auch eine schädliche moralische Wirkung: sie erregt bei jungen Leuten die Sucht, welche oft bis zur Wut steigt, lauter außerordentliche Dinge zu verrichten, und ein außerordentlicher Mensch sein zu wollen. Leute, von dieser Sucht angesteckt, pflegen ihre Berufspflichten zu versäumen, das Wahre aus der Acht zu lassen, und bloß dem Schimmernden nachzujagen. Die Jünglinge sind zu bedauern, bei denen man diese Sucht erregt hat: sie sinnen Tag und Nacht auf Plane, Aufsehen zu machen; sie üben sich mit aller möglichen Anstrengung, in ihrer Denkungsart, in ihrem Thun und Lassen, nicht vortreflich zu sein, sondern nur aufs möglichste von allen andern Menschen abzustechen. Mancher junge Mensch ist durch diese verkehrte Richtung seiner Gemüthskräfte nicht allein ein unnützes, sondern sogar schädliches Mitglied der Gesellschaft, ja auch für sich selbst unglücklich geworden. — Das Verlangen,

langen, ein außerordentlicher Mensch zu sein, war ohne Zweifel lebhaft in Julians Seele, und überhaupt eine Quelle vieler seiner Tugenden und Fehler. Er konnte durch strenge Erfüllung seiner Pflichten diesen Ruhm des Außerordentlichen erwarten, da so viele Kaiser vor ihm ihre Pflicht vergessen hatten.

Vielleicht trug selbst dazu, daß Julian so viel Feindseliges wider das Christenthum sagte und schrieb, und daß er den heidnischen Aberglauben so sophistisch und enthusiastisch vertheidigte, der Umstand nicht wenig bei, daß beides ihm so viel Anlaß gab, sein Deklamazionstalent in allem Glanze sehen zu lassen. — Im Eingange zur ersten dieser Reden hat übrigens Julian das ganze Geheimniß deklamatorischer Schriftsteller aufgedeckt. Er sagt: „Im Vortrage des Deklamators muß „der Gegenstand immer das Gegentheil von dem „scheinen, was er wirklich ist;“ nehmlich groß, erhaben und außerordentlich, wenn er gleich in der That klein, niedrig und alltäglich sein sollte. Wie sehr Julian in dieser Kunst Meister war, könnte man zeigen, wenn man alle die Eigenschaften und Thaten, die er in diesen Reden bewundert, mit allen den Eigenschaften und Thaten zusammenstellte, welche er in andern Schriften

an

an eben diesem Konstantius verspottet. Aber es würde eine unnütze und mühsame Arbeit sein.

Trefliche Gedanken kommen in diesen Reden vor; z. B. folgender, den einige große Monarchen in spätern Zeiten hätten beherzigen mögen: „Niemals muß das Schwert in der Hand eines „Fürsten gegen das Leben eines Bürgers gerichtet „sein, hätte dieser auch das größte Verbrechen „begangen; nie sei ein geheimer Stachel in der „Seele des Fürsten, wenn er Strafe verhängt." — Eine richtige Bemerkung ist, im Eingange der Rede auf Eusebia, folgende: „Es giebt eine dop„pelte Art von Undankbarkeit. Nicht bloß der „ist undankbar, welcher das ihm erwiesene Gute „mit Bösem vergilt; sondern auch, wer es ver„schweigt, es vergißt, das Andenken daran nicht „zu erhalten sucht." Julian behauptet, und das mit Recht, daß das Verschweigen empfangner Wohlthaten oder Dienste eine neidische Gemüthsart anzeige. Der Undankbare dieser Art beneidet seinem Wohlthäter entweder seine außerordentlichen Vorzüge, wodurch er in Stand gesetzt war, Wohlthäter zu werden; oder auch gar seinen innern Werth, sein edles Herz.

Die vierte Rede ist eine Lobrede auf die königliche Sonne (εις τον βασιλεα ἡλιον)

am

am Sonnenfeste. Julian nennt sich selbst darin einen Diener (οπαδον) der königlichen Sonne. Der Schwung ist ganz enthusiastisch; der Ausdruck so poetisch, als es die Prosa nur gestattet: er selbst nennt die Rede gegen das Ende eine Dankhymne (ὕμνον χαριστηριον). — Die fünfte ist eine Lobrede auf die Mutter der Götter; sie hat den nehmlichen Charakter, wie die vorige. Im Schlußgebet ruft er die Göttinn folgendermaßen an: „O du, Mutter der Götter „und Menschen, des erhabnen Zevs Beisitzerinn „und Throngenossinn! der Gedankengottheiten „Quell! in alle Wesen denkbarer Begriffe Ver„webte! Lenkerinn der aus Allem zusammenstim„menden Wirkungen! in das Denkbare dich Ver„senkende! Lebengebährende Göttinn! Denkkraft! „Vorsehungsvermögen! unserer Seelen Bildne„rinn! u. s. w.“ Ich stehe nicht dafür, daß ich diese Stelle recht übersetzt habe; man weiß, wie schwer es ist, den Sinn solcher lyrischen Ausdrücke auch nur buchstäblich zu treffen.

Julian versichert selbst, diese Rede in einer Nacht, wie in Einem Athem, geschrieben zu haben, ohne dazu vorbereitet gewesen zu sein. Es ist bekannt, daß das Schreiben nie leichter wird, als im Enthusiasmus.

In beiden Reden ist Julian ein eifriger heidnischer Theolog. Sonderbar, daß er zwar den Mährchen von den Thaten der Götter eine geheime Deutung beilegt; daß er aber doch auch will, man soll sie als Überlieferungen der Völker glauben! So z. B. deutet er zwar selbst die Fabel vom Gallus und Attis, und von der Mutter der Götter; gleichwohl sagt er kurz vorher von dem Wunder, welches bei der Ankunft der Göttinn zu Rom geschehen sein soll, daß einige Überweise es ein altes Weibermährchen nennten. „Ich „aber,“ fügt er hinzu, „glaube hierin eher den „Überlieferungen der Völker, als diesen modischen „Weisen, deren Seelchen keines gesunden Blickes „fähig sind.“ — Julian besaß nicht allein großen Verstand, sondern auch noch viel Hang zur Satire, zur Spötterei. Männer von diesem Charakter pflegen vom Aberglauben weit entfernt zu sein: denn aller Aberglauben hat eine lächerliche Seite; und der Hang zur Satire entsteht eben aus der Fertigkeit, das Lächerliche zu bemerken. In diesen beiden Reden treibt Julian seinen Glauben an die heidnische Götterlehre, und seine Schwärmerei für dieselbe, wirklich bis zum Lächerlichen. Wir wollen in der Folge untersuchen, wie zwei so widersprechende Gemüthseigenschaften,

ten, Spottsucht und schwärmerischer Aberglauben, in Einer Person zusammen treffen konnten.

Die sechste und siebente Rede haben zum Zweck, den ächten Cynismus, nach Julians Begriffen, gegen die damaligen unächten Cyniker, und gegen die falschen Vorstellungen die man sich von dieser Art zu philosophiren machte, in sein gehöriges Licht zu setzen. Beide Reden zeigen, was für strenge Begriffe sich Julian von der Tugend, oder dem Pflichteifer, worin die Tugend eigentlich besteht, gemacht hatte.

Die achte Rede ist vielmehr eine freundschaftliche Denkschrift an seinen treuen Freund und klugen Rathgeber, Sallustius; welchen Kaiser Konstantius eben deswegen von ihm abrief, weil er glaubte, oder von den Höflingen sich bereden ließ, Julian würde, wenn er diesen Freund nicht mehr bei sich hätte, sich selbst nicht zu helfen wissen. Als Gemälde eines zärtlich liebenden Herzens, hat dieser Aufsatz einen nicht geringen Werth.

Es folgt eine Rede, oder ein Schreiben, an Themistius. Derselbe hatte Julianen zu seinem Regierungsantritt Glück gewünscht; hatte in seinem Briefe die Hofnung geäußert, Julian würde nun, wie Herkules und andre alte Tugendhelden, die

die Erde von mancherlei übeln befreien. Dieser Themistius war einer von den heidnischen Philosophen, die das Christenthum für einen schädlichen Aberglauben hielten. Zu den übeln, wovon er die Erde durch Julian befreit zu sehen hoffte, gehörte wohl hauptsächlich das Christenthum. — Julian antwortet: Niemand könne für den Ausgang stehn; es sei nach Platons Ausspruch sehr schwer, daß ein Mensch andre Menschen regiere; er vergleicht seine Kräfte mit den Schwierigkeiten, die ihm entgegen ständen; er würde lieber bei der kontemplativen Lebensart geblieben sein, ob er gleich nicht mit Epikur das Glücklichsein in Unthätigkeit setze, u. s. w.

Zu den Reden, oder wenigstens zu den größern Aufsätzen, gehört ein langes Schreiben, oder wie man es in der heutigen politischen Sprache nennen würde, ein Memoire, an die Bürger von Athen gerichtet. Julian rechtfertigt darin seine Empörung wider den Kaiser Konstantius. Athen war schon lange nur eine von den mittelmäßigen Städten im Römischen Reiche. Schon das war ein sonderbarer Gedanke, den Einwohnern einer einzelnen, nichts zur Entscheidung vermögenden, Stadt sein Betragen zur Beurtheilung vorzulegen.

Weder

Weder Cäsar noch Pompejus, weder Cicero noch Brutus, ließen sich einfallen, in ihren Streitigkeiten an die Athener zu appelliren. So wie Julian hierin keinen Vorgänger, so hat er auch keinen Nachfolger gehabt. Kein heutiger Monarch wird es für anständig halten, eine Rechtfertigung seiner Handlung etwa an die Eidgenossenschaft, oder an die Republik Genf, zu senden. — Zum Bewegungsgrunde seines Schrittes, führt Julian im Eingange an: daß er die Athener als Abkömmlinge desjenigen Volkes betrachte, welches, außer andern rühmlichen Thaten, einst eine Probe von Gerechtigkeit gegeben habe, wie man von keinem andern Volke anführen könne. Er erklärt selbst, was er unter dieser Probe versteht. Nehmlich, als Themistokles ehemals den Athenern zu ihrer Vergrößerung einen Vorschlag that, welchen er aber nicht dem ganzen Volk anvertrauen konnte, trug dieses dem Aristides auf, den Vorschlag zu hören, und sein Gutachten darüber zu sagen. Dessen Gutachten lautete nun dahin, der Vorschlag sei eben so ungerecht als nützlich. Und gleich verwarf ihn das Volk. Um dieser That willen wählt sich Julian die Nachkommen dieses Volks zu seinen Richtern, unter der vorausgesetzten Bedingung, daß noch ein Funke jener

alten

alten Tugend ihrer Vorfahren sich bei ihnen erhalten habe *).

Ich wünschte, man hätte damals in Athen geheime Nachrichten und Anekdoten gesammelt, wie die sogenannten neuen Athener (die Pariser) seit zweihundert Jahren von ihrem Hofe und von ihren Großen gesammelt haben. Es müßte angenehm sein, die Kritiken zu lesen, die von den Athenern über dieses Schreiben Julians gemacht wurden. Gibbon nennt es das beste Manifest, welches jemals in einer Sprache geschrieben worden. Er verstand aber ohne Zweifel unter dem besten Manifest dasjenige, welches sich am angenehmsten lesen läßt, welches am reichhaltigsten ist an mancherlei moralischen, philosophischen und politischen Gedanken, welches auch durch den Vortrag an sich zieht. Julians Gründe sind weder alle von gleicher Stärke, noch so gestellt,

*) Dies war aber wohl um so weniger vorauszusetzen, da das nehmliche Volk sehr bald nachher einen ähnlichen Vorschlag der Samier genehmigte, obgleich Aristides, dessen Meinung man doch erst hatte hören wollen, den nehmlichen Ausspruch that: der Antrag ist nützlich, aber ungerecht. Ja unter Perikles erklärten die Athener den Meliern geradezu, sie kennten kein andres Völkerrecht als die Stärke.

stellt, daß sie mit vereinter Kraft Überzeugung bewirken. Cäsar, wenn er seine Rechtfertigung hätte schreiben wollen, würde weniger auf einen geschmückten Vortrag, als auf Stärke und Verbindung der Gründe gedacht, würde den einfachsten, deutlichsten, nur sprachrichtigen und anständigen Vortrag für den angemessensten gehalten haben. Wie Cäsar ungefähr geschrieben hätte, glaube ich aus seinem Briefe urtheilen zu können, worin er dem Cicero abräth sich zum Pompejus zu begeben *). Diesen Brief, so klein er ist, halte ich für ein schönes Denkmal von Cäsars scharfer und richtiger praktischen Urtheilskraft, und für ein Muster eines angemeßnen Vortrags bei Angelegenheiten von großer Wichtigkeit.

Sehr interessant ist in diesem Aufsatz die Beschreibung, welche Julian von seiner Lage macht, nachdem er sich hatte bewegen lassen, seine Einsamkeit mit dem Aufenthalt am Hofe des Kaisers, seines Vetters, zu vertauschen. Die verdorbnen Höflinge fürchteten Julians Rechtschaffenheit und kraftvollen Charakter. Er sagt: „Gleich (nach „meinem Entschlusse bei Hofe zu bleiben) gab „man mir den Titel und den Habit eines Cäsars. „Allein

*) In Cicero's Briefen an Attikus, Buch 10, Br. 8.

„Allein meine Sklaverei von dem Augenblicke an,
„und die über meinem Leben schwebende tägliche
„Gefahr: Gott, wie soll ich sie, ihrer ganzen
„Größe nach, beschreiben? Thürhüter! Thür-
„riegel! selbst die Hände meiner Leute wurden
„durchsucht, daß sie mir kein Briefchen von mei-
„nen Freunden brächten. Von meinen eignen
„gewesenen Hausgenossen durfte ich nur vier zu
„meiner persönlichen Bedienung behalten, dar-
„unter zwei kaum erwachsne Knaben. Von den
„beiden andern war einer ein Arzt, den man mir
„wohl nicht gelassen hätte, wäre es nicht verbor-
„gen geblieben daß er mein Freund war *). Dieses
„machte mich so furchtsam und mißtrauisch, daß
„ich vielen meiner Freunde, die mich gern besuchen
„wollten, so gern ich selbst sie gesehen hätte,
„solches dennoch verwehren mußte, um nicht sie
„und mich selbst in Gefahr zu bringen.“

Zu den Reden kann ein ziemlich großes Fragment gerechnet werden aus einem Aufsatz, der eine Art von Instruktion oder Vorschrift für einen heidnischen Oberpriester scheint gewesen zu sein. Das Thema ist, wie die Priester sich betragen sollen. Merkwürdig scheint mir folgende Stelle: „Die Lehren des Epikur und Pyrrho

 „sollen

*) Der berühmte Oribasius, dessen Schriften noch da sind.

»sollen bei ihnen (den Priestern) keinen Eingang
»finden. Zwar haben die Götter schon dafür
»gesorgt, daß die meisten ihrer Schriften ver-
»schwunden sind; doch schadet es nicht, ihrer
»hier zu erwähnen, als Beispiele solcher Art
»Schriften, die kein Priester lesen soll“ . . . .
Hier entsteht natürlich die Frage: Was war die
Ursache, daß die Epikurischen und Pyrrhonischen
Schriften sich verloren hatten? Ich antworte:
Wenn jedermann solche Schriften lesen darf, wer-
den sie bald allen Beifall verlieren. Der gesunde
Menschenverstand wird es bald überdrüßig, viel
zu lesen, das entweder auf Gleichgültigkeit gegen
gesellschaftliche Pflichten hinführt, wie Epikurs
System, zumal wenn es mißverstanden wird; oder
das, wie die Meinungen der Pyrrhonisten, Zwei-
felmuth veranlaßt. Wenn hingegen solche Schrif-
ten verboten werden, ziehen sie als Seltenheiten
die Aufmerksamkeit der Forschgierigen auf sich,
werden verstohlnerweise gelesen, und wirken.
Sie setzen dann die Wenigen, die sich gern durch
ihren Scharfsinn unterscheiden wollen, in eine
angenehme Art von Thätigkeit, gegen den Glau-
ben des großen Haufens zu disputiren. ber viel
Dinge zu zweifeln, ist an sich eher unangenehm,
als angenehm. Lust kann man nur darin finden,
wenn

wenn es Gelegenheit giebt, gegen Leute von festem Glauben seinen Scharfsinn zu versuchen.

Julian will, der Priester soll keinen Archilochus, keinen Hipponax, noch sonst etwas im Geschmack der alten Komödie lesen. „Besser, „sagt er, und unsers Berufs würdiger, ist das „Lesen philosophischer Schriften; aber nicht von „allen Sekten ohne Unterschied, sondern nur von „solchen, deren Systeme Religiosität befördern, „und die beiden großen Grundsätze: vom Dasein „der Gottheit, und von ihrer die Welt regieren„den Vorsehung, behaupten.“ — An einer andern Stelle sagt er: „Kein Priester besuche je „die sittenlosen Schauspiele; es ist äußerst unan„ständig für sie. Wenn es möglich gewesen wäre, „die Schauspiele von allem Unsittlichen zu reini„gen, und sie zu ihrer ursprünglichen Unschuld „zurückzuführen; so würde ich gern mit allem „Eifer gesucht haben, diesen Zweck zu erreichen. „Allein, da ich dieses itzt weder für möglich halte, „noch, wenn es möglich wäre, itzt für zuträglich „halten würde; so versage ich mir wenigstens „selbst diesen Zeitvertreib. Von den Priestern „aber verlange ich, daß sie keinen theatralischen „Unsittlichkeiten beiwohnen, sondern sie bloß dem „Volk überlassen sollen. Und nicht allein sie sollen

„in kein Theater, sondern auch kein Tänzer, kein „Schauspieler soll über ihre Schwelle kommen."

An einer Stelle thut er einen heftigen Ausfall gegen diejenigen, welche den Bilderdienst verwerfen. Es sei die größte Dummheit, man müßte verstandloser sein als die Steine selbst, wenn man den Verehrern der Bilder vorwerfe, daß sie dieselben für Götter selbst hielten. „Der „Vater, welcher seinen Sohn liebt, blickt mit „innigem Vergnügen auf das Bild seines Soh„nes; der Sohn, welcher seinen Vater liebt, „auf das Bild desselben."

Julian hatte schon sehr gute Gedanken über die Behandlung, die man Gefangnen schuldig ist. „Menschlich gegen sie zu sein, erfordert nicht „bloß die Menschlichkeit, sondern die Gerechtig„keit. So lange die Untersuchung nicht geendigt „ist, können Unschuldige unter ihnen sein. Gegen „die möglich Unschuldigen, um der vermuthlich „Schuldigen willen, hart zu sein, ist offenbar „Ungerechtigkeit sowohl, als Unmenschlichkeit."

Von den beiden Meisterstücken satirischen Scherzes, welche: Misopogon (der Barthasser, Bartfeind) und Cäsares (die Kaiser) überschrieben sind, führe ich keine Proben an. Es würde sein, als ob ich von einer antiken Statue, die

einen

einen muthwilligen Satyr vorstellt, und wobei die Stellung und Mine des Ganzen eigentlich den Haupteindruck machen muß, einen abgebrochnen Finger oder Arm vorzeigen wollte. Der deutsche Leser, welcher mit dem Originale keine Bekanntschaft machen kann, muß sich gedulden, bis etwa ein zweiter Wieland sich das deutsche Publikum durch eine Übersetzung dieser beiden Schriften verpflichten wird. In ihnen hat Julian unabsichtlich seine eigene Seele aufgedeckt. In der einen überließ er sich ganz seiner Empfindlichkeit; in der andern, seiner Lustigkeit. Der Misopogon ist, wie Gibbon richtig sagt, ein Denkmal von Julians Reizbarkeit, Witz, Menschlichkeit und Unbesonnenheit. Gibbon hat (im 24ten Kapitel) die Veranlassung, den Inhalt, die Gesinnungen und die Manier dieser satirischen Aufsätze meisterhaft dargestellt. Nur scheint es mir, daß die in dem komischen Gemälde der Cäsaren hervorleuchtende Tadelsucht verdient hätte bemerkt zu werden.

Unter Julians Briefen, sollten einige eher Reskripte heißen: sie enthalten Befehle, Verfügungen, Entscheidungen. Man kann aus ihnen seinen Charakter als Regent erkennen (z. B. aus dem 25 und 26ten). Einige dieser Briefe sind

Denkmäler seiner Parteilichkeit für die Heiden gegen die Christen (z. B. der 10te); seines Hasses sogar gegen die letztern (der 6, 7, und 9te). In einigen sieht man seine große Bücherliebhaberei und seine Begierde nach Schriftstellerruhm (im 9 und 16ten). Viele sind freundschaftlich. Sie sind voll des Enthusiasmus, welcher die Freundschaft junger Leute von feurigem Temperament und lebhafter Einbildungskraft zu begleiten pflegt. Seinen ältern Freunden, seinen Lehrern, macht er oft eben so übertriebne Komplimente, als Friedrich II in seinen ersten Jahren Voltären zu machen pflegte, ehe er ihn genauer kannte. In einem Briefe an den Jamblichius kommen folgende Stellen vor: „Du kamst und „thatest, du kamst durch deinen Brief. Schon „drei Tage befand ich mich sehr übel, war nicht „ohne Fieber; man sagt mir, jemand sei mit „einem Briefe von dir vor der Thüre; wie von „Begeisterung ergriffen, meiner selbst nicht mäch„tig, sprang ich aus dem Bette, ohne Bediente „abzuwarten, die Thüre aufreißend, dem Brin„ger des Briefes entgegen. Kaum war der Brief „in meiner Hand — ich schwöre es bei den Göt„tern, und bei der Flamme meiner Freundschaft „zu dir! — so fühlte ich keine Leiden mehr: das

„Fieber

»Fieber verließ mich, als ob es die heilbringende
»Erscheinung irgend eines Gottes verscheucht
»hätte. — Wie oft flog ich aus der Mitte des
»Briefes zu seinem Anfange zurück! wie fürchtete
»ich zu geschwinde damit zu Ende zu kommen!
»wie oft knüpfte ich das Ende an den Anfang
»wieder an! wie man von dem Ende einer musi-
»kalischen Komposizion zu dem Anfange wieder
»hinübergeht. Was nun weiter geschah, wie
»soll ich dirs beschreiben? wie oft ich deinen Brief
»an meinen Mund drückte, so wie Mütter ihre
»kleinen Kinder schnell zehnmal nach einander an
»sich drücken! wie oft blieb er an meinen Lippen
»hängen, als wenn die geliebteste Geliebte an
»ihnen gehangen hätte! wie oft betrachtete ich
»die Aufschrift, die du mit eigner Hand, wie
»mit deinem Siegel besiegelt hattest! wie oft
»küßte ich sie! Dann heftete ich meine Augen auf
»jeden Zug der Buchstaben, als Spuren jener
»heiligen Hand, die sie geschrieben hatte.«

Es wird nicht leicht ein Volk sein, dessen Literatur nicht eine Periode hätte, wo freundschaftliche Briefe in schwärmerischem Tone einigermaßen üblich waren. Es pflegt beim ersten Anfange oder beim Verfall des Geschmacks zu sein. Ungefähr so schrieben einander die ersten Wiederhersteller der alten Literatur in Italien, und die

Stifter der deutschen schönen Literatur in der Mitte dieses Jahrhunderts. So oft es bloß einige Wenige sind, die das Vortreffliche in menschlichen Werken oder Charakteren recht einsehn, bewundern, und es nachzuahmen sich bestreben; ist es natürlich, daß sie einander ihre Empfindungen in desto stärkern Ausdrücken mittheilen, je mehr sie sehen, daß die übrige Welt gegen das, was sie so entzückt, kalt und blind ist. Das Feuer, welches in ihnen Allen glüht, theilt sich der Seele eines Jeden von ihnen mit; Alle suchen in Jedem, und Jeder sucht in Allen, die Glut nicht allein zu unterhalten, sondern noch zu vermehren.

II.

Itzt wollen wir über Julians Charakter, in soweit er in seinen Schriften sichtbar ist, einige Anmerkungen machen.

(Folgt im nächsten Stück.)

7.

Nachricht von dem projecktirten Monument der vier Weltweisen in Berlin;

in Bezug auf eine Aufforderung des Herrn von Archenholz.

Das Vorhaben, vier Deutschen Weltweisen ein Denkmaal in Berlin zu errichten *), hat bis itzt nicht

*) Es ist in der Berl. Monatsschrift 1788 Novemb. Nr. 13 davon geredet worden.

nicht den Fortgang gefunden, welchen man glaubte erwarten zu können, und welcher zur würdigen Ausführung der Sache nöthig war. Die Unternehmer hoften immer auf reichlichere Unterstützung, sammelten indeß sorgfältig das eingekommene Geld, und belegten dasselbe um es durch die Zinsen zu vergrößern. Es ist freilich seit der ersten Ankündigung eine sehr geraume Zeit verstrichen; und diese lange Verzögerung war der Gesellschaft der Unternehmer eben so unangenehm, als sie es nur einigen der beitragenden Personen gewesen sein kann. Allein, was sollten und konnten Jene thun? — überhaupt giebt es nur drei Wege, welche sie für sich offen sahen, und noch itzt sehen. Sie mußten

1) entweder das ganze Vorhaben aufgeben, und die eingelaufenen Gelder den Beitragenden zurückzahlen;
2) oder mit der kleinen Summe, die da war, ein kleines Denkmaal errichten;
3) oder endlich größere Beiträge abwarten, und zu erhalten suchen.

Zu dem ersten hielten sie sich nicht berechtigt. Die Sache war itzt nicht mehr die ihrige, sondern durch den Zutritt der Beitragenden die Sache dieser Letztern geworden. Wie konnte die Gesellschaft

schaft der Unternehmer einen solchen, von ihr zwar entworfenen, aber durch fremde Unterstützung in einigen Gang gebrachten, Plan eigenmächtig für sich vernichten? — Das Geld gehörte den Beitragenden; diese konnten es allerdings in jedem Augenblick wieder fordern. Allein, es war zu einem bestimmten Zweck zusammen geschossen; die Erfüllung desselben blieb noch immer möglich: und welcher Beitragende nicht ausdrücklich das Gegentheil erklärte, mußte angesehen werden, als wollte er sein Geld solange da lassen, bis die Unmöglichkeit der Ausführung offenbar sei. Deshalb glaubte die Gesellschaft auch, die Beitragenden nicht aufrufen zu dürfen, ob Jemand sein Geld zurück gezahlt haben wolle; wobei indeß dem Einen, welcher es verlangte, (Hrn . . in Strasburg) dasselbe unweigerlich gegeben worden ist.

Der zweite Ausweg konnte gleichfalls nicht gewählt werden. Natürlich muß jedes Unternehmen sich nach den Mitteln richten; aber eben so natürlich werden zu einem bestimmten Unternehmen die bestimmten gehörigen Mittel erfordert. Es kam darauf an, ein Monument zu errichten, welches der vier Männer, deren marmorne Bildnisse an den Seiten eines schönen und dauerhaften

Obeliskes

Obeliskes sollten angebracht werden: Leibnitz, Lambert, Sulzer, Moses Mendelssohn; welches der itzigen Zeit, und der Ehre der Deutschen Nazion; welches endlich auch der Stadt, wo es aufgerichtet würde, und welche mit vielen großen und treflichen Kunstwerken prangt, — nicht ganz unwürdig wäre. Eine zu kleinliche, unansehnliche Ausführung verstieße zu sehr gegen die Größe des Endzwecks, gegen den Geschmack und den Anstand, und auch sicherlich gegen die Absicht der Beitragenden, welche etwas Wichtiges, Vollendetes zu Stande zu bringen behülflich sein wollten.

Es blieb also nur das dritte übrig: sich nach einer größern Unterstützung umzusehn; und dabei war der natürlichste Gedanke der hiesigen Unternehmer an die Milde unsers Königs, Welcher Wissenschaften und Künste so thätig liebt und befördert, und Welcher schon als Kronprinz zu diesem Monumente einen ansehnlichen Beitrag unterzeichnet hatte. Warum man aber diesen Weg noch nicht gewählt hat, läßt sich leicht einsehn. Anfangs glaubte man, mit den Beiträgen der Privatpersonen auslangen zu können. Als die Hofnung auf eine eifrigere Theilnahme von dieser Seite verschwunden war, traten die bekannten Kriegsrüstungen und Märsche ein, welche

einigen Stillstand in den Königl. Bauwohlthaten veranlaßten; und zulezt vollends der blutige Krieg gegen den allgemeinen Feind von Europa. Man hielt es für unschicklich, während dieser Zeit der öffentlichen Unruhe und Anstrengung ein Gesuch um Unterstützung zu einem Kunstwerke anzubringen; und der in so mancher andern Rücksicht ersehnte Frieden sollte auch der Zeitpunkt sein, wo man die Ausführung eines Werkes wieder vornehmen wollte, welches den friedlichen Musen gewidmet ist.

Dies war die Lage der Sachen bis zum Anfang des itzigen Jahres; und die Gesellschaft der Unternehmer hoft, von unparteiischen und billigen Beurtheilern hierüber keinen Vorwurf zu erhalten. — Dies war die Lage der Sachen, als in dem Dezemberstück 1793 der Zeitschrift »Minerva« eine öffentliche Aufforderung an einige namentlich genannte Mitglieder der Gesellschaft erschien. Herr von Archenholz, welcher mit freiem und sehr thätigen Eifer sich für die Zustandebringung des Denkmaals verwandt hatte, indem er auf seinen Reisen ansehnliche Beiträge einsammelte, und in seinem damaligen Jurnale »Literatur- und Völkerkunde« diese Nazionalunternehmung mit patriotischem Geiste anpries;

Herr

Herr von Archenholz hatte gewissermaßen ein Recht, sich um den bisherigen Gang des Unternehmens zu bekümmern, und ein öffentliches Wort darüber zu reden: und er übte dieses Recht auf eine Art, welche ihm den Beifall der Leser und die Billigung der Gesellschaft selbst erwerben mußte. Er trägt die Ungeduld derer, welche ihm Beiträge zu dem Denkmaale entrichtet hatten, mit ihren eigenen Worten vor; aber, nach dem Obengesagten, darf die Gesellschaft wohl hoffen, daß, so mißvergnügt auch die Beitragenden über die Verzögerung sein mögen, sie doch keine unrechtmäßige Handlung hierbei vermuthen, und nicht ferner befürchten werden, daß (wie Einige sich gegen Hrn v. A. geäußert zu haben scheinen) »ihr »Geld nach vielen Jahren in andere Hände »kommen, und zu einem künftigen ihnen unbe»kannten Behuf verwandt werden solle.« Hr von Archenholz schließt »im Namen derjenigen, »die Ihm ihr Geld zu diesem Monument gegeben »haben,« mit der »dringenden Bitte« an die Gesellschaft:

»ohne Verzug öffentlich eine Erklärung über »diesen Gegenstand zu ertheilen; und im Fall »nicht eine prompte Ausführung des Plans

»unfehl-

„unfehlbar zu hoffen sein sollte, die Rückgabe
„der Gelder ungesäumt zu veranstalten. “

Auf diese Anforderung im Dezemberstück der Minerva, welches in der ersten Hälfte des Jänners nach Berlin kam, beschloß die Gesellschaft, um nichts zu versäumen, sogleich bei dem Oberhofbaudepartement einzukommen. Man trug die Lage der Sache vor, und erklärte: daß „man „sich bescheide, keine Geldhülfe bei den itzigen „Umständen zu erbitten, sondern nur um Unter„stützung von Baumaterialien ansuche;“ wobei man zugleich anfragte: „ob, wenn das Depar„tement die Sache nicht für Sich entscheiden wolle, „man sich unmittelbar an des Königs Maj. wen„den solle?“ — Die Resoluzion, welche darauf zur Antwort erging, war folgende.

* * *

So sehr ein jeder Deutscher das rühmliche Unternehmen billigen wird, daß vier großen Männern der Deutschen Nazion ein öffentliches Denkmaal errichtet werde; so ist es doch der Königlichen Ober-Hof-Bau-Amts-Intendantur nicht möglich, aus den Baugeldern irgend etwas beizutragen, bevor dazu nicht die Königliche Einwilligung ganz ausdrücklich bewirkt ist.

Es

Es ist nun zwar nicht zu bezweifeln, daß eine solche Einwilligung nicht sollte erlangt werden; nur die jetzigen Zeitumstände sind dazu keines weges günstig: und es wird den Herren Biester, Engel, Friedländer, Herz, Itzig, Müchler, und Nikolai, auf ihre unter dem 19ten vorigen Monats geschehene Aufforderung, der Rath gegeben, daß Sie bis zu ruhigern Zeiten dieses ganze Unternehmen verschieben, weil des Königs Majestät alsdann entweder Selbst zum Vortheil desselben vielleicht etwas anweisen, oder doch zulassen mögten, daß aus den Vorräthen des Ober-Hof-Bau-Amtes so viel als möglich durch Zuschuß an Materialien eine wesentliche Unterstützung ertheilt werden dürfe.

Berlin, den 5ten Februar 1794.

Königl. Ober-Hof-Bau-Amts-Intendantur.

Wöllner.

An die Herren Biester, Engel, Friedländer, Herz, Itzig, Müchler und Nikolai hieselbst.

149.

* * *

Es stand, nach den vorher ausgeführten Umständen, wohl keine andre Resoluzion zu erwarten. Indeß hat die Gesellschaft, durch diese

Eingabe bei dem Oberhofbauamt, ihre Pflicht thun wollen. Itzt glaubt sie aber (wie schon oben angegeben ist), auch ihre Pflicht zu thun, wenn sie, dem in der Antwort ertheilten Rathe gemäß, lieber „das Unternehmen bis zu ruhigeren Zeiten „verschiebet," als wenn sie dasselbe, durch Zurückzahlung der Beiträge, ganz zerfallen lassen wollte.

Ein anderes ist es hingegen in Absicht derjenigen Beitragenden, welche ihr Geld bestimmt zurück verlangen. Dies ist zum Beispiel der Fall mit denen Personen, deren Beiträge Hr von Archenholz gesammelt hat. Ihm, und der durch Ihn bewirkten allgemeinen Aufmerksamkeit, ist eigentlich dieser Aufsatz gewidmet. Um Seiner Aufforderung zu genügen, hat die Gesellschaft erstlich die Anfrage bei dem Oberhofbauamt gethan; hat zweitens sich über ihr Verfahren bei dieser Sache, und die Gründe desselben, hier erklärt; und ertheilet drittens die Antwort:

> daß, wenn nach dieser Erklärung, Einer oder Mehrere von denen welche durch Hrn von Archenholz zu dem Denkmaale beigetragen haben, ihr Geld zurückverlangen, dasselbe ungesäumt von der Gesellschaft ausgezahlt werden soll.

Geschrieben Berlin, im März 1794.

8.

8.

Ein paar Züge von Luthers Geistesheiterkeit; aus der Anhaltischen Geschichte.

Die drei Brüder, Fürsten von Anhalt: Johann II, Georg III, und Joachim, waren sämmtlich Freunde des großen und geistvollen Mannes, dessen Lehren und Schriften sie von der Wahrheit der Evangelischen Religionsgrundsätze überzeugt hatten. Sie sahen ihn oft bei sich, und standen mit ihm in Briefwechsel. Die Anhaltischen Geschichtschreiber *) haben bei dieser Gelegenheit von Luther's mündlichen Reden und schriftlichen Aufsätzen einige aufbewahrt, welche vielleicht nicht allgemein bekannt sind, aber (wie solche Anekdoten am besten können) zur Kenntniß seines Charakters ungemein viel beitragen. Es sei mir erlaubt, ein paar davon hier anzuführen.

Fürst Johann II, 1504 geboren, am Berlinischen Hofe erzogen, war ein aufgeweckter, sehr thätiger, überall geachteter, und für das Beste seines Landes äußerst beflissener Herr. Der vertriebne Nordische König Christian II wandte sich an Ihn um Hülfe; Er betrieb eine Zeitlang diese wichtige Staatssache, und rieth endlich den

*) Man s. Beckmann im Fünften Theil.

für Christian Parteinehmenden Fürsten, sich mit dem neuen Könige zu vergleichen. Kaiser Karl V gab Ihm mehrere Beweise seiner Achtung und seines Zutrauens. Kurfürst Joachim von Brandenburg und sein Bruder Kardinal Albrecht wählten Ihn bei einer Streitigkeit zum Schiedsrichter. Er liebte das Lesen der Geschichtbücher sehr; noch mehr aber die Verwaltung seiner Regierungsgeschäfte, und die Sorge für den Wohlstand seiner Unterthanen *). Er war selbst ein großer Freund vom Bauen, und unterstützte auch seine Bürger und Bauern darin auf das mildeste. „Hat auch „sonsten in allen andern Sachen den gemeinen „Nutzen Ihm fürnehmlich angelegen sein lassen;" wie ausdrücklich von ihm berichtet wird. Bei Gelegenheit der beträchtlichen Bauhülfe, welche er in seinem Lande ertheilte, pflegte er oft zu sagen: „Er sei ganz geneigt, seinen Unterthanen „mit Holz und andrer Nothdurft auszuhelfen; „und sehe viel lieber, daß ein Mensch neben und „bei

*) Anfangs regierten diese 3 Brüder gemeinschaftlich; nachher setzten sie sich so auseinander — es lebten aber damals noch mehrere regierende Fürsten in Anhalt —: daß der älteste von ihnen Zerbst, und was jenseit der Elbe liegt; der zweite, Plözkau, die Gegend am Harz u. s. w.; und der dritte, Dessau, Ragun, Wörlitz und Anderes bekam.

„bei ihm wohne, denn daß das Holz im Walde „stehen, und darunter Hirsche und andre wilde „Thiere sich aufhalten sollten.“ — Er war mit Margaretha vermählt, Kurfürsts Joachim I von Brandenburg Tochter, Herzogs Georg von Pommern Witwe; erzeugte mit ihr drei Söhne und drei Töchter, und starb 1551.

Als Luther ihn einst in Dessau besuchte, und das Gespräch bei Tafel auf allerlei Materie kam, erzählte der muntere und mit Freundlichkeit redende Fürst Johann Folgendes. Papst Julius II habe einmal den Vorsatz gehabt, die in mehrere Parteien vertheilten Franziskaner *) wiederum zu vereinigen. Als dieses den Mönchen kund geworden, hätten sie fleißig den Kaiser, die Könige und andre Fürsten um Fürbitten bei dem Papste angegangen, dieselben auch erhalten, dennoch aber dies Vorhaben nicht hintertreiben können. Letztlich hätten sie den Weg ergriffen, Etliche aus ihrem Mittel nach Rom abzufertigen, welche den Papst von ihrer Aller wegen mit einer ansehnlichen Summe Geldes beehren sollten. Dieses sei auch

 so

*) Diese Parteien sind zum Theil wahre Nebenorden geworden, welche sich oft auf das schändlichste und lächerlichste unter einander gezankt haben. Die vornehmsten sind diese drei: die Minoriten, oder Barfüßer; die Kapuziner; die Rekollekten.

so gut gelungen, daß der Papst ihnen die kurze Antwort habe geben lassen: „Pecuniae obediunt „omnia *)! Saget Euren Herren, sie mögen „bleiben, wer sie seien.“ — „Dennoch,“ setzte der Fürst scherzend hinzu, indem er sich gegen Luther wandte, „dennoch sind die Franziskaner „nunmehr unter einander vereinigt.“ Als dieser stutzte, und fragte, durch wen denn dieses geschehen sei? antwortete Er: „Durch Euch, Herr „Doktor!“ Luther versicherte noch einmal, daß er nichts darum wisse; und da erzählte Fürst Johann: „Wir haben allhier bei uns einen Barfüßermönch, Pater Rosicken genannt; den fragte „ich einsmal, ob sie dann nicht ad unionem ge„bracht und vereinigt wären? Der antwortete „mir: „Ja traun, Gnädiger Herr! und das „„hat Doktor Martinus gethan; denn er heißt „„uns Alle Schälke und Buben.“ — Luther „ergrif schnell das Wort, und sprach: „Es ist „wahr, Gnädiger Fürst und Herr! Ich habe „aber keine Dukaten, wie der Papst, dafür zum „Lohn bekommen.“

Die beiden Brüder dieses Fürsten waren am Hofe zu Dresden erzogen, und scheinen stillern Gemüthes gewesen zu sein. — Fürst Georg III, 1507 geboren, ward der Fromme zugenannt, und

*) Dem Gelde gehorcht Alles.

und widmete sich dem Geistlichen Stande. Er war ein gelehrter Herr, welcher auch oftmal predigte, und mehrere in die Theologie einschlagende Schriften hinterlassen hat; demungeachtet aber auch ein sehr guter Regent, wegen seiner Tugenden und Religiosität allgemein hochgeachtet, und von Feinden und Freunden verehrt und geliebt: welches, bei der damaligen Erbitterung der Gemüther während der Reformazion und deren ersten Folgen, ein seltener und großer Lobspruch ist. Er veranlaßte Brotuf, die Anhaltische Geschichte zu schreiben. Mit Luther und Melanchthon unterhielt er einen starken Briefwechsel, welcher theils in seinen, theils in deren Schriften gedruckt steht. Er war unvermählt, und starb 1553.

Auch Fürst Joachim (1509 geboren, 1561 unvermählt gestorben) war ein sorgsamer, wirthschaftlicher, bauliebender Regent; hatte, wie seine Brüder, studirt, und besaß wie sie, Gelehrsamkeit, Scharfsinn, und edle Denkungsart. — Nur liebte er von Jugend auf die Einsamkeit, und hatte einen Hang zum schwermüthigen Tiefsinn. In solcher Gemüthsstimmung ergoß er sich dann zuweilen in Klagen; und darüber schrieb ihm Luther folgenden vortreflichen Brief.

„Daß ich zuweilen gedenke, es möchte auch „wohl die Melancholia und Schwer-Gemüth oft

„Ursache sein zu solchen Schwachheiten, darumb
„wollt ich Ew. Fürstl. Gnad. als einen jungen
„Mann vermahnen, immer fröhlich zu sein, zu
„reiten, jagen, und Anderer Gesellschaft sich be-
„fleißigen, die sich Göttlich, Christlich und Ehrlich
„mit E. F. Gn. freuen können. Dann es ist doch ja die
„Einsamkeit und Schwermuth allen Menschen eitel
„Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen.
„So hat auch Gott geboten, daß man solle fröh-
„lich sein vor Ihm, und will kein trauriges Opfer
„haben, wie das im Mose oft geschrieben stehet;
„und Eccles. 12 sagt: Freue dich Jüngling in
„deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge
„sein. Es glaubt Niemand, was Schaden es thut,
„einem jungen Menschen Freude wehren, und zur
„Einsamkeit oder Schwermuth Ursache geben. Sich
„freuen (in Ehren und Züchten) ist die beste Arznei
„eines jungen Menschen. Ich, der ich mein Leben
„mit Trauren und Sauersehn habe zugebracht,
„suche itzt und nehme Freude an, wo ich kann. Ist
„doch, Gott Lob! so viel Erkenntniß, daß wir
„mit gutem Gewissen können fröhlich sein, und
„mit Danksagung seiner Gaben gebrauchen, dazu
„er sie geschaffen, und Wohlgefallen daran hat;
„denn ich fürwähr gedenke, E. F. Gn. mögten
„zu blöde sein, sich fröhlich zu halten, als wäre
„es Sünde, wie mir oft geschehen, auch noch
„wohl

»wohl zuweilen geschicht. Wahr ists, Freude
»in Sünden ist der Teufel; aber Freude mit guten
»frommen Leuten in Zucht und Ehren, obgleich
»ein Wort oder Zötlein zuviel ist, gefällt Gott
»wohl. E. F. Gn. seien nur immer fröhlich,
»beide inwendig in Christo selbst, und auswendig
»in seinen Gaben und Gütern; Er wills so haben,
»ist drumb da, und giebt darumb uns seine Güter,
»daß wir sollen fröhlich sein, und Ihn loben,
»lieben und danken immer und ewiglich. Schwer-
»muth und Melancholia wird das Alter und
»andere Sachen wohl überflüssig bringen. Chri-
»stus sorget für uns, und will uns nicht lassen.

»Datum zu Wittenberg, 1534.«

Köthen. Joh. Friedr. Bramigk.

9.

Nachricht von einem Französischen neuen schwärmerischen Buch.

Aus einem Briefe.

Mehrere Beobachter der Französischen Revolu-
zion haben gleich Anfangs gesagt: daß die Jesui-
ten — denn was geschähe wohl Wichtiges, woran

diese keinen Antheil hätten? — dort sehr thätig gewesen wären, den seit langen Jahren sich ziemlich sichtbar häufenden Stof der Gährung immer mehr zu nähren, seinen Ausbruch zu verstärken, und dessen Wirkung recht weit zu verbreiten; theils aus Haß gegen die Könige und Regierungen, welche ihre Gesellschaft aufgehoben haben, theils um auf irgend eine Weise sich wieder heranzudrängen. Man hat an die bekannten Erfahrungen erinnert: wie weit Haß und Rachsucht bei Jesuiten gehen; wie sehr ihnen alle Mittel gleich sind, und selbst die verkehrtest scheinenden zu ihrer Absicht dienen können, indem sie eigentlich gar kein materiales System (irgend einer Lehre, Einrichtung, Verfassung), sondern bloß das formale Prinzip ihrer Herrschsucht haben.

— Gewinnt (so haben jene Beobachter weiter gesagt) die Lage der Dinge in einem Staate eine andre Gestalt; alsbald zeigen sich die Jesuiten, welche troz aller Bemühungen in keinem Lande förmlich konnten wieder hergestellt werden, aber bei Aufhebung der bisherigen und Einführung einer neuen Ordnung mit einigem Scheingrunde gleichfalls um Restituzion ansuchen können, und also ein Interesse haben, daß der Staat eine andre Gestalt annimmt. So haben, um aus ihren eignen Schriften zu erzählen, sie sich gleich bei der

erſten

ersten Nazionalversammlung in Frankreich 1789 angemeldet; so meldeten sie sich 1790 in Brabant; so 1791 in Polen *). Sollten sie solche Zeitpunkte bloß benutzen, nicht auch veranlassen? — Wütet nun die große Flamme allgemein furchtbar, so dient ihnen eben diese Furcht, um sich laut als unentbehrlich anzupreisen, weil sie, nur sie das Volk gegen die Aufregungen der Philosophie und der Freiheitssucht in Ruhe zu erhalten verstehn. Dies legten sie, während der von ihnen größtentheils selbst bewirkten Revoluzion in Belgien, allen Fürsten ans Herz: „Von der Aufhebung des Ordens entspringen die Fehler, worein die Regenten gefallen sind, seitdem die Jesuiten nicht mehr Einfluß an den Höfen haben, und nicht mehr die Gewissen der Fürsten leiten; es entspringt daraus der Verfall der Sitten und der Religion, die Stockung in den Monarchieen, die Empörung der Völker, die Abnahme des Glaubens in allen vier Welttheilen!" Wer so redet, indem er zugleich so handelt, zeigt genugsam, wes

Geistes

*) Dies sind freilich Fakta, welche nicht geläugnet werden können. Man s. die authentischen Beläge dazu Berl. Monatsschr. 1791 Jänner Nr. 9; 1792 März Nr. 7, vornehmlich S. 315 und 318; auch 1793 Jänner, S. 13.

Geistes Kind er ist; und es läßt sich kaum zwei-
feln, daß die Jesuiten manche schwache Regierung
mit den boshaft verbundenen Wörtern: Revolu-
ion- und Aufklärung, zu schrecken suchen, um
odann, durch ihren geheimen Einfluß unter aller-
ei Gestalten, ihre Todtfeindinn die Aufklärung
u bedrücken. — Aber die gräuelvolle Anarchie
n Frankreich selbst, die Vernichtung aller bürger-
ichen moralischen und religiösen Grundsätze; wie
ann (gesetzt man hätte auch Data, daß sie dabei
mitgewirkt, gesetzt daß sehr vieles noch immer in
hrem Geiste geschieht) wie kann diese zu ihrem
Zwecke führen? Allerdings kann sie das, antwortet
nan. Denn, so wie die ihres Taumels müde
Menschheit endlich auf jede Kosten der Zerrüttung
oszuwerden wünscht, und sich willig einem Sulla
der Kromwel in die Arme wirft, um nur einige
Ruhe wieder zu finden; so wird auch der gebeugte
Geist und das zermalmte Herz mit Freuden eine
Gesellschaft aufnehmen, welche sich selbst das
Salz der Erden nennt, das sich im Verborge-
n unter allen Stürmen rein erhalten hat, und
zur Rettung hervortreten will. Zumal, wenn
allgemein erschöpften Kräften diese Gesellschaft
ch eine Art von innerer Stärke, von Konse-
nz des Verstandes, von politischem Einfluß,
selbst von Gütern und Vermögen, behalten hat,

und

und folglich allein mächtig bleibt, wenn alle Kraft und alle Lust zum Widerstande verschwunden ist.

So, mein Freund, sagt man; und ich habe dieses Räsonnement mehrmal, vom Anfang der Revoluzion bis itzt, gehört. Ob es im Ganzen richtig ist, weiß ich nicht; nur weiß ich, daß, wenn es richtig ist, wahrlich die Philosophie an denjenigen Gräueln, deren man sie beschuldigt, sehr unschuldig ist. — Nur weiß ich, daß die Jesuiten auf jede Weise den Verstand zu verwirren bemüht sind, daß sie die Geheimnißlust rege erhalten, mystischen Unsinn ausstreuen; und daß, was von dieser Art Planmäßiges geschieht, man sicher immer auf Rechnung der Hochwürdigen Väter setzen kann . . . Aber thun sie dies itzt noch? in Frankreich noch?

Mir ist ein merkwürdiges Buch von da zugesandt worden, welches ein sauberes Nebenstück zu dem berüchtigten Werk Des Erreurs et de la Verité und der darauf folgenden Reihe von Schriften ausmacht. Es ist völlig in der nehmlichen Sprache geschrieben, und kann keine andere Absicht haben, als den nehmlichen Geist zu verbreiten. „Der „Mensch muß immer und ganz in dem Feuerteich „(la piscine du feu) und in dem Durste nach der „Einheit (unité, groß gedruckt) sich baden, und „wiedergeboren werden. Es muß ein neuer

„Mensch

„Mensch entstehn. Das Reich Gottes wird in „ihm seinen Sitz nehmen; alle Wunder des himm„lischen Jerusalems können noch heutzutage wieder „in dem Herzen dieses neuen Menschen angetroffen „werden.“ Doch es ist mir unmöglich, solche Rasereien weiter abzuschreiben, lieber schicke ich Ihnen diesen „Neuen Menschen“ selbst ganz. — Seltsam! werden Sie mit mir ausrufen: daß in Paris, mitten unter der itzigen politischen philosophischen und theologischen Anarchie, man noch so geflissentlich an die Beförderung der Schwärmerei denkt! Seltsam, daß ein solches Buch, von 432 ziemlich eng gedruckten Seiten in Großoktav, dort mit einiger Hofnung von Absatz gedruckt werden kann! Indeß ist es ein neuer Beweis, daß die Unbekannten Väter auch itzt nicht vergessen, was ihnen künftig einmal dienen kann, wenn die Bigotterie wieder eingeführt sein wird.

Aber, was werden Sie sagen, wenn Sie den Titel etwas genauer ansehn *)! Wo ist das Buch gedruckt?

*) „Le Nouvel Homme. Nous ne pouvons nous „lire que dans Dieu lui-même, et nous compren„dre que dans sa propre splendeur. *Ecce homo*“ [was ist dies für ein Buch, woraus das Motto genommen worden?], „p. 19. A Paris, chez les „Directeurs de l'Imprimerie du *Cercle Social*, rue „du théatre françois, n° 4. L'an quatrieme de la „Liberté.“

gedruckt? Nicht in einer Winkelwerkstatt, wo itzt noch etwa katholischmystische, jesuitischbethörende Schriften erscheinen mögen. Sondern in der Druckerei des berüchtigten Gesellschaftszirkels, welcher sich so laut und so abgeschmackt rühmt, „die Suveränetät der Nazionen zuerst ausgerufen, „die unermeßliche Idee eines Bundesvertrages „zwischen den Völkern ausgestreuet, eine furcht„bare Propaganda hinter dem Rücken der Ty„rannen gestiftet zu haben, wodurch alle Freunde „der Freiheit auf dem ganzen Erdboden erweckt „worden sind;" bei den Vorstehern des Gesellschaftszirkels, welcher zugleich „eine allgemeine „Verbrüderung der Wahrheitsfreunde" ist; des Gesellschaftszirkels, welcher eine kosmopolitische oder antimonarchische Freimaurerei stiften wollte **). — Mit diesen wütigen Republikanern hängen also die Hochwürdigen Jesuiterväter zusammen! Die Jakobiner-Propaganda ist zugleich eine Propaganda des Swedenborgianismus! Seltsam; dreifach seltsam! ! !

**) Man s. Berlinische Monatsschr. 1793 Junius S. 581 folgg.

10.
Eine Stelle aus einem Sächsischen Kriegsliede.

Altdöbern in der Niederlausitz,
d. 10 April 1794.

Nahe bei uns, zu Dollenichen, steht ein braver Prediger im Amte, Namens Christian Gottlob Contius. Er hat ein „Kriegslied“ verfertigt „auf das Kurfürstl. Sächsische Prinz-Albertsche „Dragonerregiment, beim Ausmarsch, d. 1 März „1794.“ Folgende Stelle, die mir interessant scheint, schreibe ich Ihnen daraus ab. Sie betrift die Schwäger des Verfassers, die Herrn Gebrüder Lessing, von welchen der Ältere des Herrn Generals Kompanie ins Feld führt, der Jüngere aber als Secondlieutenant in Kampagne geht.

Auch Euch, die Blut und Vaterland
Mit meinem Herzen fest verband,
Euch, Meine Brüder! soll ich sehn
Beherzt zu Sieg und Tode gehn.

Wir rühmen Euren Heldensinn,
Und opfern, dringt Ihr kühn dahin
Wo Feuerschlund die Kugeln sä't,
Mein Weib Euch Thränen, ich Gebet.

Der stolze Franke schätzt und preißt
Des Deutschen Lessings großen Geist;
So fühle nun der wilde Schwarm
Auch seiner Vettern Muth und Arm!

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdrucker.

Berlinische Monatsschrift
1794 Mai.

I.

Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung.

Herr Hofrath Lichtenberg in Göttingen sagt, in seiner aufgeweckten und gedankenreichen Manier, irgendwo in seinen Schriften: „Der Mond sollte „zwar nicht auf die Witterung Einfluß haben; er „hat aber doch darauf Einfluß".

A der Satz: „Er sollte ihn nicht haben". Denn wir kennen nur zwei Vermögen, wodurch er in so großer Entfernung auf unsre Erde Einfluß haben kann: sein Licht *), welches er, als ein von

*) Bei Gelegenheit der hier anzumerkenden Schwäche des Mondlichts, in Vergleichung so gar nur mit dem eigenen strahlenden Licht eines Fixsterns, den der Mond zu verdecken in Bereitschaft steht, sei es mir erlaubt, zu einer Beobachtung des um die genauere Kenntniß der Gestalt der Weltkörper so verdienten: Hrn. O. A. Schröter in Lilienthal (Astronom.

von der Sonne erleuchteter Körper, reflektirt;
und seine Anziehungskraft, die, als Ursache der
Schwere,

(Astronom. Abhandl. 1793, S. 193) eine muth-
maßliche Erklärung hinzuzuthun. „Aldebaran
(heißt es) verschwand nicht sofort durch Vorrük-
kung des Mondes; und (indem Hr. S. beides,
Mondrand und Aldebaran, mit erwünschter Schärfe
sah) war er, reichlich 2 bis 3 Sekunden lang, vor
dem Mondrande auf der Scheibe sichtbar: da
er dann, ohne daß man einige Lichtabnahme noch
einen veränderten Durchmesser an ihm bemerkte,
so plötzlich verschwand, daß über dem Verschwinden
selbst bei weitem keine ganze sondern etwa nur eine
halbe Sekunde Zeit, wenigstens gewiß nicht viel
darüber, verstrich." Diese Erscheinung ist, meiner
Meinung nach, nicht einer optischen Täuschung,
sondern der Zeit zuzuschreiben, die das Licht
bedarf, um von dem Stern in der Weite des Mon-
des bis zur Erde zu kommen, welche etwa 1 $\frac{1}{5}$ Se-
kunden beträgt, innerhalb welcher der Aldebaran
schon durch den Mond verdeckt war. Ob nun über
dem Besinnen: daß der Stern schon innerhalb
der Mondsfläche (nicht bloß in Berührung mit ihr)
gesehen werde, imgleichen über der Wahrnehmung
und dem Bewußtsein, daß er nun verschwunden
sei, nicht die übrigen $\frac{4}{5}$ einer Sekunde (die eigent-
lich nicht zur Beobachtung gehören) vergangen
sein mögen; die wahre also und die vermeinte,

obzwar

Schwere, ihm mit aller Materie gemein ist. Von beiden können wir sowohl die Gesetze, als auch,

obzwar unvermeidliche, Schein-Beobachtung zusammen nicht etwa die 2 Sekunden (als so viel Hr. S. allenfalls einräumt) austragen: muß dem eigenen Urtheil dieses scharfsichtigen und geübten Beobachters überlassen werden.

Nach anderweitigen bewundernswürdigen Entdeckungen eben Desselben, die Struktur der Mondsfläche betreffend, scheint die uns zugekehrte Hälfte des Mondes ein einer ausgebrannten vulkanischen Schlacke ähnlicher und unbewohnbarer Körper zu sein. Wenn man aber annimt, daß die Erupzionen der elastischen Materien aus dem Innern desselben, so lange er noch im Zustande der Flüssigkeit war, sich mehr nach der der Erde zugekehrten, als von ihr abgekehrten, Seite gewandt haben (welches, da der Unterschied der Anziehungen der ersteren von der des Mittelpunkts des Mondes größer ist, als der zwischen der Anziehung des Mittelpunkts und der abgekehrten Seite, und elastische in einem Flüssigen aufsteigende Materien desto mehr sich ausdehnen, je weniger sie gedrückt werden, beim Erstarren dieses Weltkörpers auch größere Höhlungen im Inwendigen desselben auf der ersteren als der letzteren Hälfte hat zurück lassen müssen); so wird man sich gar wohl denken können, daß der Mittelpunkt der Schwere mit dem der Größe dieses

durch ihre Wirkungen, die Grade ihrer Wirksamkeit hinreichend angeben, um die Verändrungen, die sie zur Folge haben, aus jenen, als Ursachen, zu erklären; neue verborgene Kräfte aber zum Behuf gewisser Erscheinungen auszudenken, die mit den schon bekannten nicht in genugsam durch Erfahrung beglaubigter Verbindung stehen, ist ein Wagstück, das eine gesunde Naturwissenschaft nicht leichtlich einräumt. So wird sie z. B. sich der angeblichen Beobachtung, daß in den Mond-
schein

Körpers nicht zusammentreffen, sondern zu der abgekehrten Seite hin liegen werde, welches dann zur Folge haben würde, daß Wasser und Luft, die sich etwa auf diesem Erdtrabanten befinden mögten, die erstere Seite verlassen, und, indem sie auf die zweite abflossen, diese dadurch allein bewohnbar gemacht hätten. — Ob übrigens die Eigenschaft desselben, sich in derselben Zeit um seine Axe zu drehen in welcher er seinen Kreislauf macht, aus der nehmlichen Ursache (nehmlich dem Unterschied der Anziehung beider Hälften bei einem Monde, der um seinen Planeten läuft, wegen seiner viel größeren Nahheit zum letzteren, als der des Planeten zur Sonne) allen Monden als eigen angenommen werden dürfe: muß denen, die in der Attrakzionstheorie bewanderter sind, zu entscheiden überlassen werden.

schein gelegte Fische eher, als die im Schatten desselben liegenden, faulen, sehr weigern: da jenes Licht, selbst durch die größten Brenngläser oder Brennspiegel zusammengedrängt, doch auf das allerempfindlichste Thermometer nicht die mindeste merkliche Wirkung thut; — für die Beobachtung aber, des durch den Mondeseinfluß sehr beschleunigten Todes der Fieberkranken in Bengalen, zur Zeit einer Sonnenfinsterniß, doch einige Achtung haben: weil die Anziehung des Mondes (die sich zu dieser Zeit mit der der Sonne vereinigt) ihr Vermögen, auf die Körper der Erde sehr merklich zu wirken, durch andere Erfahrungen unzweideutig darthut.

Wenn es also darauf ankömmt a priori zu entscheiden: ob der Mond auf Witterungen Einfluß habe oder nicht, so kann von dem Licht, welches er auf die Erde wirft, nicht die Rede sein; und es bleibt folglich nur seine Anziehungskraft (nach allgemeinen Gravitazionsgesetzen) übrig, woraus diese Wirkung auf die Atmosphäre erklärlich sein müßte. Nun kann seine unmittelbare Wirkung durch diese Kraft nur in der Vermehrung oder Verminderung der Schwere der Luft bestehen; diese aber, wenn sie merklich sein soll, muß sich am Barometer beobachten lassen. Also würde

 obiger

obiger Ausspruch (A) so lauten: Die mit den Mondsstellungen regelmäßig zusammenstimmenden Veränderungen des Barometerstandes lassen sich nicht aus der Attrakzion dieses Erdtrabanten begreiflich machen. Denn

1) lässt sich a priori darthun: daß die Mondesanziehung, sofern dadurch die Schwere unsrer Luft vermehrt oder vermindert werden mag, viel zu klein sei, als daß diese Veränderung am Barometer bemerkt werden könnte (Lulof's Einleitung zur mathem. und physik. Kenntniß der Erdkugel, §. 312): man mag sich nun die Luft bloß als flüssiges (nicht elastisches) Wesen denken, wo ihre Oberfläche, bei der durch des Mondes Anziehung veränderten Richtung der Schwere derselben, völlig Wasserpaß halten; oder zugleich, wie sie es wirklich ist, als elastische Flüssigkeit, wo noch die Frage ist, ob ihre gleichdichte Schichten in verschiednen Höhen auch da noch im Gleichgewicht bleiben würden, welches letztere zu erörteren aber hier nicht der Ort ist.

2) beweiset die Erfahrung diese Unzulänglichkeit der Mondesanziehung zur merklichen Veränderung der Luftschwere. Denn sie müßte sich, wie die Ebbe und Fluth, in 24 Stunden zweimal

am

am Barometer zeigen; wovon aber nicht die mindeste Spur wahrgenommen wird *).

*) Man muß sich nur richtige Begriffe von der Wirkung der Anziehungen des Mondes und der Sonne machen, sofern sie unmittelbaren Einfluß auf den Barometerstand haben mögen. Wenn das Meer (und so auch die Atmosphäre) fluthet, und so die Säulen dieses Flüssigen höher werden: so stellen sich Manche vor, das Gewicht derselben (so wie der Druck der Luft aufs Barometer) müsse, nach der Theorie, größer (mithin der Barometerstand höher) werden; aber es ist gerade umgekehrt. Die Säulen steigen nur darum, weil sie durch die äußere Anziehung leichter werden; da sie nun im offenen Meere niemals Zeit genug bekommen die ganze Höhe zu erreichen, die sie vermöge jener Anziehungen annehmen würden, wenn Mond und Sonne in der Stellung ihres größten vereinigten Einflusses stehen bleiben: so muß an dem Orte der größten Fluth der Druck des Meeres (und so auch der Druck der Luft aufs Barometer) kleiner, mithin auch der Barometerstand niedriger, zur Ebbezeit aber höher sein. — Sofern stimmen also die Regeln des Toaldo gar wohl mit der Theorie zusammen: daß nehmlich das Barometer in den Syzygien im Fallen, in den Quadraturen aber im Steigen sei; wenn die letztere es nur begreiflich machen könnte, wie die Anziehungen jener Himmels-

B der Gegensatz: „Der Mond hat gleichwohl einen (theils am Barometer bemerklichen, theils sonst sichtbaren) Einfluß auf die Witterung“. — Die Witterung (temperies aëris) enthält zwei Stücke: Wind, und Wetter. Das letztere ist entweder bloß sichtbar: als heller, theils reiner theils mit Wolken bestreueter theils bezogener, Himmel; oder auch fühlbar: kalt oder warm, feucht oder trocken, im Einathmen erfrischend oder beklemmend. Denselben Wind begleitet nicht immer, doch oft, die nehmliche Witterung; ob eine lokale, die Luftmischung und mit

ihr

melskörper überhaupt auf den Barometerstand merklichen Einfluß haben können.

Was aber den außerordentlich hohen Stand der See in *Meerengen* und langen *Busen*, vornehmlich zur Zeit der Springfluth, betrift, so kommt dieser bei unsrer Aufgabe gar nicht in Anschlag: weil er nicht unmittelbar und *hydrostatisch* von der Anziehung, sondern nur mittelbar, durch eine von jener Veränderung herrührende *Strombewegung*, also *hydraulisch*, bewirkt wird; und so mag es auch wohl mit den Winden beschaffen sein, wenn sie, durch jene Anziehung in Bewegung gesetzt, durch Vorgebirge, Seestraßen und ihnen allein offen bleibende Engen, in einem Inselmeer zu streichen genöthigt werden.

ihr die Witterung abändernde, Ursache einen gewissen Wind, oder dieser die Witterung, herbeiführe, ist nicht immer auszumachen: und mit demselben Barometerstande, wenn er auch mit der Mondsstellung nach einer gewissen Regel in Harmonie wäre, kann doch verschiedenes Wetter verbunden sein. — Indeß, wenn der Windwechsel sich nach dem Mondwechsel, sowohl für sich, als auch in Verbindung mit dem Wechsel der vier Jahrszeiten, richtet; so hat der Mond doch (direkt oder indirekt) Einfluß auf die Witterung: wenn sich gleich nach ihm das Wetter nicht bestimmen läßt, mithin die ausgefundenen Regeln mehr dem Seemann als dem Landmann brauchbar sein sollten. — Es zeigen sich aber zu dieser Behauptung wenigstens vorläufig hinreichende Analogieen, welche, wenn sie gleich nicht astronomisch-berechneten Kalendergesetzen gleich kommen, doch als Regeln, um auf jene bei künftigen meteorologischen Beobachtungen Rücksicht zu nehmen, Aufmerksamkeit verdienen. Nehmlich:

1) zur Zeit des neuen Lichts bemerkt man fast allemal wenigstens Bestrebungen der Atmosphäre, die Richtung des Windes zu verändern, die dahin ausschlagen, daß er entweder, nach einigem Hin- und Herwanken, sich wieder in seine

 alte

alte Stelle begiebt, oder (wenn er vornehmlich den Kompaß in der Richtung der täglichen Sonnenbewegung ganz oder zum Theil durchgelaufen hat) eine Stelle einnimmt, in welcher er den Monat hindurch herrschend bleibt.

2) Vierteljährig, zur Zeit der Solstizien und Äquinoxien und des auf sie zunächst folgenden Neulichts, wird diese Bestrebung noch deutlicher wahrgenommen; und, welcher Wind nach demselben die ersten zwei bis drei Wochen die Oberhand hat, der pflegt auch das ganze Quartal hindurch der herrschende zu sein.

Auf diese Regeln scheinen auch die Wettervorhersagungen im Kalender seit einiger Zeit Rücksicht genommen zu haben. Denn, wie der gemeine Mann selbst bemerkt haben will, sie treffen itzt doch besser ein, wie vordiesem: vermuthlich, weil die Verfasser desselben itzt auch den Toaldo hierbei zu Rathe ziehen mögen. So war es am Ende doch wohl gut, daß der Anschlag, **Kalender ohne Aberglauben** (eben so wenig wie der rasche Entschluß eines **Williams**, öffentlichen Religionsvortrag ohne Bibel) in Gang zu bringen, keinen Erfolg hatte. Denn nun wird der Verfasser jenes Volksbuchs, um der Leichtgläubigkeit des Volks nicht bis zu dessen gänzlichem Unglauben

und

und daraus folgendem Verlust seines zum häufigen Absatz nöthigen Kredits zu mißbrauchen, genöthigt, den bisher aufgefundenen obgleich noch nicht völlig gesicherten Regeln der Witterungen nachzugehen, ihnen allmählich mehr Bestimmung zu verschaffen, und sie der Gewißheit einer Erfahrung wenigstens näher zu bringen: so daß das vorher aus Aberglauben blindlings Angenommene endlich wohl in einen nicht bloß vernünftigen, sondern selbst über die Gründe vernünftelnden, Glauben übergehen kann. — Daher mag den Zeichen: Gut Pflanzen, Gut Bauholzfällen, ihr Platz im Kalender noch immer bleiben; weil, ob dem Monde, wie auf das Reich der organisirten Natur überhaupt, so insbesondere aufs Pflanzenreich, nicht wirklich ein merklicher Einfluß zustehe, so ausgemacht noch nicht ist, und philosophische Garten- und Forstkundige dadurch aufgefordert werden, auch diesem Bedürfniß des Publikums wo möglich Genüge zu thun. Nur die Zeichen, die den gemeinen Mann zur Pfuscherei an seiner Gesundheit verleiten können, müßten ohne Verschonen weggelassen werden.

Hier ist nun zwischen der Theorie die dem Monde ein Vermögen abspricht, und der Erfahrung die es ihm zuspricht, ein Widerstreit.

Aus-

Ausgleichung dieses Widerstreits.

Die Anziehung des Mondes, also die einzige bewegende Kraft desselben, wodurch er auf die Atmosphäre, und allenfalls auch auf Witterungen, Einfluß haben kann, wirkt direkt auf die Luft nach statischen Gesetzen, d. i. so fern diese eine wägbare Flüssigkeit ist. Aber hiedurch ist der Mond viel zu unvermögend, eine merkliche Veränderung am Barometerstande, und, sofern die Witterung von der Ursache desselben unmittelbar abhängt, auch an dieser zu bewirken; mithin sollte (nach A) er sofern keinen Einfluß auf Witterung haben. — Wenn man aber eine weit über die Höhe der wägbaren Luft sich erstreckende (eben dadurch auch der Veränderung durch stärkere Mondesanziehung besser ausgesetzte), die Atmosphäre bedeckende, imponderable Materie (oder Materien) annimmt: die, durch des Mondes Anziehung bewegt und dadurch mit der untern Luft zu verschiedenen Zeiten vermischt, oder von ihr getrennt, durch Affinität mit der letztern (also nicht durch ihr Gewicht) die Elastizität derselben theils zu verstärken, theils zu schwächen, und so mittelbar (nehmlich im ersteren Fall durch den bewirkten Abfluß der gehobenen Luftsäulen, im zweiten durch den Zufluß der Luft zu den erniedrigten)

drigten) ihr Gewicht zu verändern vermag *); so wird man es möglich finden, daß der Mond **indirekt** auf Veränderung der Witterung (nach B), aber eigentlich nach chemischen Gesetzen, Einfluß haben könne. — Zwischen dem Satz

*) Diese Erklärung geht zwar eigentlich nur auf die Korrespondenz der Witterung mit dem Barometerstande (also auf A); und es bleibt noch übrig, die der Winde mit den Mondsaspekten und den Jahreszeiten (nach B), bei allerlei Wetter und Barometerstande, aus demselben Prinzip zu erklären (wobei immer wohl zu merken ist, daß schlechterdings nur vom Einfluß des Mondes und allenfalls auch dem viel kleineren, der Sonne, aber nur durch ihre Anziehung, nicht durch die Wärme, die Rede sei). Da ist nun befremdlich, daß der Mond in den genannten astronomischen Punkten über verschiedene, doch in einerlei Breite belegene, Länder Wind und Wetter auf verschiedne Art stellt und vorherbestimmt. Weil aber verschiedene Tage ja Wochen zu Feststellung und Bestimmung des herrschenden Windes erfordert werden, in welcher Zeit die Wirkungen der Mondesanziehung auf das Gewicht der Luft, mithin aufs Barometer, einander aufheben müßten, und also keine bestimmte Richtung desselben hervorbringen können; so kann ich mir jene Erscheinung nicht anders auf einige Art begreiflich machen, als daß ich mir viele ausser und

Satz aber: Der Mond hat direkt keinen Einfluß auf die Witterung, und dem Gegensatz: er hat indirekt einen Einfluß auf dieselbe, — ist kein Widerspruch.

Diese imponderable Materie wird vielleicht auch als **inkoerzibel** (unsperrbar) angenommen werden müssen: das ist als eine solche, die von andern Materien nicht anders als dadurch, daß sie mit ihnen in chemischer Verwandtschaft steht (dergleichen zwischen der magnetischen und dem alleinigen Eisen Statt findet), **gesperrt** werden kann, durch alle übrigen aber frei hindurch wirkt; wenn man die Gemeinschaft der Luft der höheren

(joviali=

und neben einander, oder auch innerhalb einander (sich einschließende), kreis= oder wirbelförmige, durch des Mondes Anziehung bewirkte, den Wasserhosen analogische, Bewegungen jener über die Atmosphäre hinausreichenden imponderablen Materie denke: welche, nach Verschiedenheit des **Bodens** (der Gebirge, der Gewässer, selbst der Vegetazion auf demselben) und dessen chemischer Gegenwirkung, den Einfluß derselben auf die Atmosphäre in demselben Parallelzirkel verschieden machen können. Aber hier verläßt uns die Erfahrung zu sehr, um mit erträglicher Wahrscheinlichkeit auch nur zu **meinen**.

(jovialischen), über die Region der Blitze hinaus liegenden, Regionen mit der Unterirdischen (vulkanischen) tief unter den Gebirgen befindlichen, die sich in manchen Meteoren nicht undeutlich offenbart, in Erwägung zieht. Vielleicht gehört dahin auch die Luftbeschaffenheit, welche einige Krankheiten, in gewissen Ländern, zu gewisser Zeit, epidemisch (eigentlich grassirend) macht, und die ihren Einfluß nicht bloß auf ein Volk von Menschen, sondern auch ein Volk von gewissen Arten von Thieren oder Gewächsen beweiset, deren Lebensprinzip Hr. Dr. Schäffer in Regensburg, in seiner scharfsinnigen Schrift über die Sensibilität, nicht in ihnen, sondern in einer sie durchdringenden, jener analogischen, äußeren Materie setzt.

* * *

Dieses „Etwas“ ist also nur klein, und wohl wenig mehr, als das Geständniß der Unwissenheit: welches aber, seitdem uns ein De Lüc bewiesen hat, daß wir, was eine Wolke, und wie sie möglich sei, (eine Sache, die vor 20 Jahren Kinderleicht war) gar nicht einsehen, nicht mehr sonderlich auffallen und befremden kann. — Geht es uns doch hiemit eben so, wie mit dem Katechism, den wir in unsrer Kind-

heit

heit auf ein Haar inne hatten und zu verstehen glaubten, den wir aber, je älter und überlegen-der wir werden, desto weniger verstehen, und deshalb noch einmal in die Schule gewiesen zu werden wohl verdienten: wenn wir nur Jeman-den (ausser uns selbst) auffinden könnten, der ihn besser verstände.

Wenn aber Hr. de Lüc von seiner Wolke hoft: ihre fleißigere Beobachtung könne uns noch der-einst wichtige Aufschlüsse in der Chemie verschaf-fen; so ist daran wohl nicht zu denken, sondern dieses ward vermuthlich den Antiphlogistikern nur so in den Weg geworfen. Denn die Fabrik der-selben liegt wohl in einer Region, wohin wir nicht gelangen können, um daselbst Experimente zu machen; und man kann vernünftigerweise viel eher erwarten, daß die Chemie für die Meteoro-logie, als daß diese für jene, neue Aufschlüsse verschaffen werde.

Königsberg.

J. Kant.

2.

Bericht des Staatssekretars über die Freiheiten und die Einschränkungen, welche den Handel der Vereinigten Staaten [von Nordamerika] in fremden Ländern treffen. Auf Befehl des Hauses der Repräsentanten bekannt gemacht. *)

Schreiben des Staatssekretars an den Sprecher des Hauses der Repräsentanten der Amerikanischen Vereinigten Staaten.

Mein Herr

Dem Verlangen des Hauses der Repräsentanten, zufolge dessen Resoluzion vom 23 Febr. 1791, gemäß, lege ich Demselben itzt einen Bericht über die Freiheiten und die Einschränkungen vor, welche den Handel der Vereinigten Staaten

*) Ich nehme diesen Bericht aus einer Amerikanischen Zeitung: Dunlap and Claypoole's American daily Advertiser, Nr. 4588, Mittwochs d. 25 Dezemb. 1793. — Die Wichtigkeit desselben in der ersten Hälfte, wegen des daselbst gelieferten Compte rendu über Handel und Schiffarth jenes Staates, und in der zweiten wegen der vortreflichen Reflexionen, braucht wohl nicht weiter aus einander gesetzt zu werden. B.

ten in fremden Ländern treffen. Um die Gränzen nicht zu überschreiten, welche ich für die Absicht des Hauses annehmen durfte, habe ich meine Angaben bloß auf die Länder, mit welchen wir in Verkehr von einiger Bedeutung stehen, und auf die Artikel unsrer Erzeugnisse beschränkt, welche ein merkbares Gewicht in die Wagschale unsrer Ausfuhr legen. Sogar sind diese Artikel bisweilen, nach dem Grade der Begünstigung oder der Einschränkung welchen sie in jedem Lande erfahren, zusammen gestellt, und dieser Grad nur in allgemeinen Ausdrücken bezeichnet, ohne genau die auf jeden Artikel gelegte Abgabe anzuführen.

Wollte ich mich tiefer in die ganz umständlichen Angaben einlassen, so mußte ich die Tariffe und die Zollbücher der verschiednen Länder abschreiben; und so hätte ich unter dem Schutt des gehäuften Einzelnen die allgemeinen und wichtigen Wahrheiten vergraben, deren Vorlegung in simpler Gestalt, meiner Meinung nach, zu den Untersuchungen des Hauses am besten passt: indem auf diese Weise die wesentlichen Nachrichten in die Gränzen der Zeit und der Aufmerksamkeit zusammengedrängt werden, worauf dieser Zweig der Beschäftigung des Hauses mit Recht Anspruch machen kann. Auch ließ sich die genauere Angabe bei einigen Ländern nicht anbringen, weil es darüber an Nachrichten fehlt.

Während der Ausarbeitung dieses Berichtes, damit er in der letzten Sitzung des Kongresses überreicht werden konnte, haben einige Änderungen in der Lage unsers Handels mit dem Auslande

Statt

Statt gefunden, theils unabhängig vom Kriege, theils auf Veranlassung desselben. Frankreich hat den Vorschlag gethan, einen neuen Handelstraktat mit uns, nach unselbstsüchtigen Grundsätzen, zu schließen; und hat zugleich einige in dem Bericht erwähnte Einschränkungen aufgehoben. Spanien hat, durch eine Verfügung vom Junius dies. Jahrs, Neu Orleans, Pensakola, und S. Augustin zu Freihäfen erklärt für die Schiffe freundschaftlicher Nazionen, welche mit Ihm Handelsverträge geschlossen haben: nur müssen sie sich einen Paß zu Korkubion in Galicien oder zu Alikante holen; und Es hat, in derselben Verordnung, unsern Reiß verboten.

Alle diese Veränderungen nachtragen zu wollen, wäre eben so unmöglich, als unnütz gewesen: denn, während der Arbeit, hätte die Scene sich immer wieder verwandelt. Es scheint mir deshalb am besten, den Bericht so zu lassen, wie er ausgearbeitet ward, indem er sich auf einen bestimmten Zeitpunkt bezieht, wo die Sachen eingerichtet waren, nehmlich den Sommer des J. 1792.

Mit aufrichtigster Hochachtung verharrend — u. s. w.

Philadelphia,
d. 16 Dezember 1793.

Th. Jefferson.

* * *

Der Staatssekretar, welchem aus dem Hause der Repräsentanten der Bericht einer Kommission auf eine geschriebene Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten vom 14 Febr. 1791, nebst einer Anweisung

 zugefertigt

zugefertigt worden, dem Kongreß Bericht abzustatten über die Beschaffenheit und die Größe der Freiheiten und der Einschränkungen des Handelsverkehrs der Ver. Staaten mit fremden Nazionen, und über die Mittel welche er zur Vergrößerung des Handels und der Schiffarth der Staaten am geschicktesten hält; hat diesen Gegenstand in Erwägung gezogen, und ertheilet darüber folgenden

Bericht:

Die Länder, mit welchen die Vereinigten Staaten in hauptsächlichem Handelsverkehre stehen, sind: Spanien, Portugal, Frankreich, Großbritannien, die Vereinigten Niederlande, Dännemark, und Schweden, nebst den Amerikanischen Besitzungen dieser Länder; und die Ausfuhrartikel, welche diesen Handel begründen, sind, mit ihren Preisen, folgende:

	Dollars
Brotmaterie, das heißt Korn, Mehl, und Brot, jährlich für —	7,649,887.
Taback — —	4,349,567.
Reiß — — —	1,753,769.
Holz — —	1,263,543.
Eingesalzne Fische —	941,696.
Pottasche und Perlasche —	839,093.
Pökelfleisch — —	599,130.
Indigo — —	537,379.
Pferde und Maulesel —	339,753.
Wallfischthran — —	252,591.
Leinsamen — —	236,072.
Teer, Pech und Harz —	217,177.
Lebendiges Schlachtvieh —	137,743.
Schiffe	
Auswärtige Waaren — —	620,274.
Summa:	19,737,647.

Die

Die Angabe von Artikeln geringeren Wehrtes, als diese, würde in eine kleinliche Umständlichkeit führen, welche zu dem gegenwärtigen Zweck weder nöthig noch nützlich ist.

Das Verhältniß unserer Ausfuhr ist, nach den oben genannten Ländern und ihren Besitzungen, wie folget:

	Dollars
Nach Spanien, und den Spanischen Besitzungen. für —	2,005,907.
Portugall und Besitzungen —	1,283,462.
Frankreich und Bes. — —	4,698,735.
Großbritannien u. Bes. —	9,363,416.
den Vereinigten Niederlanden u. B.	1,963,880.
Dännemark und B. —	224,415.
Schweden u. B. — —	47,240.
Sa:	19,587,055.

Unsre Einfuhr von denselben Ländern beträgt:

Von Spanien und Bes. —	335,110.
Portugal und B. — —	595,763.
Frankreich und B. — —	2,068,348.
Großbritannien u. B. —	15,285,428.
den Verein. Niederlanden u. B. —	1,172,692.
Dännemark und Bes. —	351,394.
Schweden und Bes. —	14,325.
Sa:	19,823,030.

Diese Einfuhr besteht meist aus Waaren, woran der Kunstfleiß erschöpft ist.

Unsre Schiffarth, welche von diesem Handel abhängt, ergiebt sich aus dem nachstehenden

 Ver-

Verzeichniß des Tonnengehalts unsrer eigenen Schiffe, die von den genannten verschiednen Nazionen und deren Besitzungen in Einem Jahre, nehmlich vom Oktober 1789 bis Ende Septembers 1790, in unsre Häfen eingelaufen sind:

		Tonnen
Aus	Spanien — —	19,695.
	Portugal — —	23,576.
	Frankreich — —	116,410.
	Großbritannien —	43,580.
	den Vereinigten Niederlanden —	58,858.
	Dännemark — —	14,655.
	Schweden — —	750.
	Sa:	277,524.

Von unsern Handelswaaren nimmt Spanien, begünstigend: Brotmaterie, gesalzene Fische, Holz, Schiffe, Teer, Pech und Harz. Unser Mehl ist indeß, so wie das von andern Ländern, wenn es wieder nach den Spanischen Kolonieen ausgeführt wird, neulich mit einer Abgabe von einem halben Dollar bis zu 2 Dollars das Faß (Barrel) belastet worden; wobei der Zoll sich nach dem Marktpreise ihres eigenen Mehls so richtet, daß beides zusammen immer die volle Summe von 9 Dollars ausmacht. Die Spanier bedrücken nicht den Absatz von unserm Reiß, Pott- und Perlasche, gesalznen Speisen, und Wallfischthran; da aber nach diesen Artikeln nur wenig Nachfrage auf ihren Märkten ist,

ist, so kommen sie nur in geringer Menge dahin. Der Reiß wird indeß itzt mehr gesucht. Tabak und Indigo darf nicht hingebracht werden. Mit ihren Kanarischen Inseln ist unser Handel, unter den nehmlichen Bedingungen, erlaubt.

Sie selbst und ihre Kolonieen verzehren das was sie von uns nehmen.

Unsre Schiffarth nach dem Königreich Spanien ist frei. Denn fremde Waaren werden da in unsern Schiffen auf demselben Fuß angenommen, als wenn sie in Spanischen, oder in Schiffen von dem Lande kommen, wo diese Waaren erzeugt oder verarbeitet sind.

Portugal nimt mit Begünstigung unser Korn, Brot, gesalzne Fische und andern gesalznen Mundvorrath, Holz, Teer, Pech und Harz. Leinsamen, Pott- und Perlasche, wird nicht gedrückt, aber wenig gesucht. Unsre Schiffe bezahlen 20 Prozent, wenn sie an Portugiesen verkauft werden, und sind dann freie Fahrzeuge. — Fremde Waaren (nur die Ostindischen ausgenommen) dürfen eben so in unsern Schiffen hinkommen, als in Portugiesischen selbst, oder in irgend andern Schiffen: nehmlich, gegen eine allgemeine Abgabe von 20 bis 28 Prozent; folglich wird unsre Schiffarth dadurch nicht gehemmt. — Taback, Reiß, und

und Mehl, ist verboten. — Sie und ihre Kolonieen verzehren was sie von uns erhalten.

Diese Anordnungen erstrecken sich auch auf die Azoren, Madeira, und die Kapo-Verdischen Inseln; nur daß in diesen Mehl und Reiß frei sind.

Frankreich nimmt begünstigend unsre Brotmaterie, Reiß, Wolle, Pott- und Perlasche. Eine Abgabe von fünf Sous auf den Zentner (beinahe vier und ein halb Cents) trift unsern Teer, Pech und Harz. Unser Wallfischthran bezahlt 6 Liver auf den Zentner, und ist der einzige erlaubte fremde Thran. Unser Indigo giebt 5 Liver auf den Zentner, der Französische sebst, 2½: allein die Verschiedenheit in der Sorte hindert noch mehr, als die Verschiedenheit im Zolle, daß er dort auf die Märkte komint. Gepökeltes Rindfleisch ist, zur Wiederausfuhr, frei; zur dortigen Verzehrung, giebt es 5 Liv. auf den Zentner. Andrer gesalzener Mundvorrath zahlt dieses in allen Fällen; und die eingesalzenen Fische haben neulich den hohen Impost-Zoll von 20 Liv. auf den Zentner erhalten. — Unsre Schiffe dürfen alle fremde Waaren dahin bringen, welche in Französischen oder irgend andern Schiffen hinkommen können, ausgenommen Tabak welcher nicht bei uns gewachsen ist; und sie haben, nebst den

Französi-

Französischen Schiffen, das ausschließliche Recht, unsern Wallfischthran und Tabak hinzuführen.

Unter der vorigen Regierung war unser Tabak ein dortiges Monopol, aber gab keine Abgaben; und unsre Schiffe wurden frei in ihren Häfen verkauft und in Nazionalschiffe verwandelt. Die erste Nazionalversammlung entzog unsern Schiffen diese Freiheit. Sie hob auch das Monopol mit dem Tabak auf, aber unterwarf ihn dagegen einer Abgabe von 18 Liv. 15 Sous auf den Zentner, wenn er in ihren Schiffen kam, und von 25 Liv., wenn in unsern; ein Unterschied, welcher der Fracht dieses Artikels mehr als gleich kömmt.

Die Franzosen und ihre Kolonieen verzehren, was sie von uns erhalten.

Großbritannien nimt unsre Pott- und Perlasche frei, während die von andern Nazionen 2 Shilling 3 Pence auf den Zentner bezahlen muß. Derselbe Unterschied findet zu Gunsten unsers Stangeneisens Statt; allein, wir können von diesem Artikel nicht einmal genug zu unserm eignen Gebrauche fördern. Holz von uns ist frei; das aus andern Ländern zahlt eine kleine Abgabe. Indigo und Leinsamen ist aus allen Ländern frei. Unser Teer und Pech giebt 11 Pence auf das Faß;

andrer ausländischer, ungefähr 1½ Penny mehr. Unser Tabak, zum dortigen eignen Gebrauch, zahlt 1/3 Sterling das Pfund an Zoll und Accise, außer den schweren Einsammlungskosten. Reiß, im selben Falle, giebt 7/4 Sterl. für 100 Pfund (the hundred weight), wodurch er für einen Artikel der gemeinen Nahrung zu kostbar, und folglich nur wenig gebraucht wird. Unsre gesalzenen Fische und andre gesalznen Speisen, Schinken ausgenommen, sind verboten. Schinken und Wallfischthran stehen unter hohem Impost; so auch unser Korn, Mehl, und Brot, für dortigen Verbrauch: außer in Zeiten des Mangels, wenn der Preis von dem Quarter (8 Scheffel, bushels) Weizen auf 50 Shilling und des andern Korns und Mehles nach Verhältniß in die Höhe gestiegen ist.

Unsre Schiffe, selbst von Großbritannischen Unterthanen gekauft und geführet, dürfen doch nicht, nicht einmal in ihrem Handel mit uns, gebraucht werden. — Während die Schiffe andrer Nazionen durch bestehende Gesetze, welche bloß vermittelst einer Zusammenstimmung der drei Machtzweige der Brittischen Gesetzgebung verändert werden können, die Freiheit haben, dorthin jedes Erzeugniß oder Fabrikat des Landes, welchem

welchem sie gehören, zu bringen, wenn dasselbe nehmlich überhaupt gesetzmäßig hingebracht werden darf; ist unsern Schiffen, außer dem nehmlichen Verbot der fremden Waaren, auch noch durch ein bestehendes Gesetz (12 Karl II, 18, §. 3) untersagt, irgend etwas von unsern erzeugten oder verarbeiteten Waaren dahin zu führen. Zwar hat nachher eine Akte die vollziehende Gewalt autorisirt, nach Gutdünken das Hinbringen unsrer eignen Produkte in unsern eignen Fahrzeugen zu erlauben; und die Erlaubniß ist von Jahr zu Jahr durch eine Proklamazion ertheilt worden: allein sie kann jeden Augenblick nach Willkür wieder zurück genommen werden, in welchem Falle unsre Schiffe, wenn sie das geringste am Bord haben, in keinen Brittischen Hafen einlaufen dürfen. Der Nachtheil einer Lage welche so plötzlich aufhören kann, zeigte sich neulich *), als die offizielle Anzeige, daß über jenes Gesetz streng solle gehalten werden, bei unsern Kaufleuten eine gerechte Besorgniß über das Schicksal ihrer nach den Großbritannischen Häfen abgesandten oder bestimmten Schiffe und Ladungen erregte. Zwar äußerte der Gesandte jenes Hofes offenherzig seine persönliche über=

*) Den 12 April 1792.

überzeugung, daß die Worte dieser Order weiter gingen als die Meinung sei; auch gab er uns nachher eine offizielle Nachricht vom nehmlichen Inhalt. Indeß war die Verlegenheit jenes Augenblicks reell und groß; und die Möglichkeit ihrer Erneuerung hält unsern Handel nach jenem Lande in derselben ungünstigen Beschränkung, wie nach andern Landen wo ein einziger Gesetzgeber herrscht. Auch ist der Unterschied wahrlich wohl bemerkenswerth, daß unsre Schiffarth allein der Sicherheit fester Gesetze entbehren muß, während diese Sicherheit der Schiffarth andrer Länder ertheilt wird.

Unsre Schiffe zahlen in den dortigen Häfen an Feuer und andern Abgaben 1/9 Sterl. für die Tonne mehr, als die Brittischen Schiffe: außer in dem Londner Hafen, wo sie gleich viel zahlen.

Der größere Theil dessen, was die Engländer von uns nehmen, wird wieder nach andern Ländern hingeschift, mit den unnützen Kosten einer Zwischenaufbewahrung und einer doppelten Fahrt. Aus Tabellen, welche in England selbst verfertigt und, der Angabe nach, aus ihren Zollhausregistern genommen sind, ergiebt sich, daß von dem Indigo, welcher in den J. 1773, 74, und 75 dahin gebracht ward, ein Drittheil wieder ausgeführt worden; und aus einer authentischen Urkunde ersehen

sehen wir, daß von dem vor dem Kriege eingeführten Reiß und Tabak vier Fünftel wieder ausgefahren ist. Zwar wissen wir, daß seit dem Kriege die Menge der zur Wiederausfuhr dorthin geschickten Waaren ansehnlich abgenommen hat; allein noch nicht so, als die Vernunft und der Nazionalvortheil es verlangen. Alles unser Korn wird wieder ausgefahren, wenn der Quarter Weizen unter 50 Schilling, und die andern Getreidearten nach dem Verhältniß stehen.

Die Vereinigten Niederlande verbieten unser Pökel- Rind- und Schweinefleisch, Mehl und Brot jeder Art, und haben die aus Getreide gezogenen Brantweine hoch impostirt. Alle unsre andern Produkte werden, gegen verschiedne Abgaben, angenommen, wovon man die Mittelsumme ungefähr auf 3 Prozent rechnen kann. — Sie verzehren nur einen kleinen Theil dessen was sie erhalten. Das übrige wird theils nach dem innern Europa zum Verbrauch fortgeschaft, theils wieder nach Seeländern hingeschift. An diesem letztern gewinnen sie zwischen uns und dem Verzehrer soviel an dem Wehrte der Artikel, als die Kosten einer Zwischenaufbewahrung betragen. — Fremde Waaren, einige Ostindische ausgenommen, dürfen in den Schiffen jeder Nazion ankommen. —

Unsre

Unsre Schiffe können dort gekauft und naturalisirt werden, mit Ausnahme von ein paar Vorrechten, welches den Preis derselben etwas verringert.

Dännemark legt beträchtliche Abgaben auf unsern Tabak und Reiß, der in Dänischen Schiffen ankömmt, und noch halb soviel, wenn wir ihn selbst bringen; der genaue Betrag dieser Abgaben ist hier zu Lande nicht völlig bekannt. Der Zoll auf Indigo und Korn steigt bis zu einem Verbot.

Schweden nimt begünstigend unser Korn und Mehl, gesalznen Mundvorrath, Indigo, und Wallfischthran. Unser Reiß giebt 16 Mills das Pfund, wenn er in ihren eignen Schiffen kömmt, und noch 40 Prozent mehr oder 22 4 — 10 Mills, wenn in unsern oder in andern. Auf diese Art wird er zu theuer als gemeiner Nahrungsartikel, und daher wenig davon bei ihnen abgesetzt. Die Schweden brauchen etwas von unsern Tabaken, welche sie durch einen Umweg von England nehmen; auch liegen hohe Abgaben darauf: nehmlich an Einfuhrzoll, Stadtzoll und Accise, 4. 34 Dollars auf 100 Pfund, wenn der Tabak auf ihren eignen Schiffen kömmt; wenn aber auf unsern oder andern Schiffen, noch 40 Prozent mehr. — Gänzlich verbieten sie unser Brot, Fische,

Fische, Pott- und Perlasche, Leinsamen, Teer, Pech und Harz, Holz (Eichenholz und Mastbäume ausgenommen), und alle fremde Manufakturwaaren. Bei so vielen Einschränkungen und Verboten, ist unsre Schiffarth mit ihnen fast auf Null heruntergesunken.

In Absicht unsrer Nachbarn, zeigt sich eine viel härtere Einrichtung der Dinge.

Spanien und Portugall verweigern den Theilen von Amerika, welche ihnen gehören, allen unmittelbaren Handel mit irgend einer Nazion, außer ihnen selbst. Die Waaren von wechselseitiger Nachfrage zwischen jenen Amerikanern und deren Nachbaren müssen, wenn sie gegen einander vertauscht werden sollen, erst nach einem Hafen des regierenden Landes geschaft werden; und die überfarth zwischen diesem und dem unterworfenen Staat muß auf einheimischen Schiffen geschehen.

Frankreich gestattet, nach einem bestehenden Gesetz, seinen Westindischen Besitzungen, unmittelbar von uns Vegetabilien, lebendiges Schlachtvieh, Pferde, Holz, Teer, Pech und Harz, Reiß und Maiß zu nehmen; und verbietet unsre andern Brotmaterien: da aber die Ausnahmen von diesem Verbot zur Zeit des Mangels den Kolonie-Legislaturen überlassen sind, so ward dasselbe vormals

auf

auf einige Zeit, neulich aber ununterbrochen aufgehoben. — Unser frischer und gesalzener Mundvorrath (Schweinefleisch ausgenommen) kömmt in diese Inseln, mit einer Abgabe von 3 Kolonie-Liver auf den Zentner; und unsre Schiffe können eben so frei, als ihre eigenen, unsre Waaren dahin führen, und Rum und Melasse zurücknehmen.

Großbritannien läßt in seinen Inseln unsre Vegetabilien, lebendiges Schlachtvieh, Pferde, Holz, Teer, Pech und Harz, Reiß und Brotmaterie zu, vermittelst einer Proklamazion der ausübenden Gewalt, welche immer nur auf ein Jahr lautet, bisher aber von Jahr zu Jahr erneuert worden ist. Es verbietet unsre gesalzenen Fische und andern gesalzenen Vorrath. Es leidet nicht, daß unsre Schiffe unsre eignen Produkte dorthin bringen. Englische Schiffe allein können diese von uns holen, und dagegen uns Rum, Melasse, Zucker, Kaffee, Kakaonüsse, Ingwer, und Piment zuführen. Auf Dominika sind zwar einige Freiheiten für uns, aber so umschränkt, daß wir wenig Gebrauch davon machen. In den Kolonieen des festen Landes und in Neufundland sind alle unsre Produkte verboten, und unsre Schiffe dürfen nicht in die Häfen laufen. Doch haben die Statthalter die Erlaubniß, wenn Mangel

gel eintritt, auf eine Zeitlang die Einfuhr gewisser Artikel, in ihren eignen Schiffen, nicht in unsern, zu erlauben. Unsre Bürger können in keiner Brittischen Anpflanzung als Kaufleute oder Faktore sich setzen; dies ist in dem nehmlichen Statute 12 Kar. II, 18, welches gewöhnlich die Navigazions-Akte heißt, ausdrücklich verboten.

In den Dänisch-Amerikanischen Besitzungen giebt unser Korn, unser Mehl (Corn-meal), Reiß, Tabak, Holz, gesalzne Fische, Indigo, Pferde, Maulthiere, lebendiges Schlachtvieh, 5 Prozent; unser feines Mehl (flower), gepökeltes Rind- und Schweinefleisch, Teer, Pech, und Harz, hingegen 10 Prozent.

In den Amerikanischen Inseln der Vereinigten Niederlande und Schwedens nimt man unsre Schiffe und Erzeugnisse gegen Abgaben an, welche nicht sehr drückend sind; in den Holländischen Besitzungen des festen Landes aber steigen diese letztern höher.

Der Überblick dieser Einschränkungen, insofern sie beträchtlich heißen können, ergiebt Folgendes.

1. In Europa:

Unsere Brotmaterie ist in England fast immer hoch impostirt; in Spanien, bei der Rückausfuhr

nach dessen Kolonieen, ansehnlich belastet; — unser Tabak in England, Schweden und Frankreich sehr mit Abgaben beschwert, in Spanien und Portugal verboten; — unser Reiß in England und Schweden sehr belastet, in Portugal verboten; — unsre Fische und gesalzener Mundvorrath in England verboten, in Frankreich hoch impostirt; — unser Walfischthran in England und Portugal verboten; — und unsern Schiffen ist die Naturalisirung in England, seit kurzem auch in Frankreich, versagt.

2. In Westindien:

Alles Verkehr mit den Spanischen und Portugisischen Besitzungen ist verboten; — unsre gesalzenen Fische und andre Speisen, von England verboten; — unser gepökeltes Schweinfleisch, und Brotmaterie (Maiß ausgenommen) nur nach einem temporären Gesetze in den Französischen Besitzungen geduldet; wo unsre gesalzenen Fische eine große Abgabe geben.

3. In Rücksicht der Schiffarth:

Unsre eigene Hinbringung unsers eigenen Tabaks ist in Schweden, und seit kurzem auch in Frankreich, schwer belastet; — nach den Britischen Häfen in Europa können wir keinen einzigen

gen Artikel, selbst unsrer eignen Erzeugnisse nicht, hinfahren; — ja unsre Erzeugnisse nicht einmal nach den Englischen Besitzungen in Amerika.

* * *

So sind also die Beschränkungen des Handels und der Schiffarth der Vereinigten Staaten beschaffen; die Frage ist demnach: Wie dieselben am besten weggeräumt, geändert, oder aufgewogen werden können?

In Absicht des Handels, giebt es zweierlei Wege: 1) durch freundschaftliche Übereinkunft mit den verschiednen Nazionen, bei welchen diese Beschränkungen bestehen; 2) durch einen alleinigen Aktus unsrer eignen Gesetzgebungen, um die Wirkungen jener zu entkräften. Es leidet keinen Zweifel, daß der erstere Weg der vorzüglichere ist.

Könnte der Handel, statt ihn mit den aufgethürmten Lasten von Verordnungen Abgaben und Verboten zu erdrücken, von allen seinen Fesseln in allen Theilen der Welt entbunden werden; könnte jedes Land sich mit Hervorbringung dessen, wozu die Natur es am besten ausgestattet hat, beschäftigen, und jedes frei mit andern Ländern den gegenseitigen Überfluß um gegenseitige Bedürfnisse austauschen: so würde die möglich größte

Menge desjenigen hervorgebracht werden, was zum Leben und zum Wohlsein der Menschen beiträgt; das Menschengeschlecht würde an Zahl wachsen, und der Zustand desselben sich verbessern. — Wollte auch nur eine einzige Nazion sich auf dies System des freien Handels mit den Ver. Staaten einlassen, so wäre es rathsam, dasselbe mit dieser Nazion anzufangen: denn nur einzeln, und nach und nach, kann es auf alle ausgedehnt werden. Wo die Umstände es einer Partei aber nützlich machen, von dem Handel durch Auflagen eine Revenüe zu ziehen; da kann dessen Freiheit in diesem besondern Falle durch gegenseitige und billige Maaßregeln modifizirt, in allen andern aber ungekränkt gelassen werden. — Einige Nazionen, die für die Handelsfreiheit in deren größter Ausdehnung noch nicht reif sind, werden vielleicht geneigt sein, die Beschränkungen und Verfügungen zu mildern, in Verhältniß der von einem Verkehr mit uns zu hoffenden Vortheile. Namentlich könnten sie sich mit uns verstehn über gleichseitige Einrichtung der von beiden Theilen anzuordnenden Abgaben, oder über die Ausgleichung einer höheren Abgabe vermittelst äquivalenter Vortheile von andrer Art. Unser Handel ist sicherlich so beschaffen, daß er in den meisten Ländern eine

Begün=

Begünstigung hoffen darf. Die Waaren, welche wir anbieten, sind entweder Nothwendigkeiten des Lebens, oder Stoffe zur Verarbeitung, oder schickliche Gegenstände der Revenüen; dagegen nehmen wir entweder Fabrikate welche schon die letzte Politur der Kunst und des Fleißes erhalten haben, oder bloße Dinge des Luxus. Solche Kunden dürfen mit Grunde erwarten, auf jedem Markte willkommen zu heißen und freundschaftlich behandelt zu werden; noch dazu Kunden, deren Nachfrage mit ihrem Wohlstande und ihrer Menschenanzahl wächst, und folglich bald die ganze Industrie jedes Volkes völlig beschäftigen muß, welche Art von Waaren sie sich auch von demselben zu holen gewöhnen mögen.

Sollte aber eine Nazion, unsern Wünschen zuwider, es ihrem Vortheile angemessener halten, ihr System von Verboten Auflagen und Verfügungen fortzusetzen; so ist es unsre Pflicht, unsre Bürger und deren Handel und Schiffarth durch Gegenverbote Auflagen und Verfügungen zu schützen. Freier Handel und freie Schiffarth kann nicht gegen Beschränkungen und Bedrückungen weggegeben werden; und wird auch, wahrscheinlich, keine Nachlassung der letztern bewirken.

Unsre Schiffarth erheischt noch größere Betrachtung. Als Zweig der Industrie, ist sie schätzenswehrt; aber, als Mittel zur Vertheidigung, wesentlich.

Ihr Wehrt, in der ersten Rücksicht, gewinnt noch dadurch, daß so viele andre Zweige des Erwerbfleißes von ihr abhängen. Zur Zeit eines allgemeinen Friedens, vermehrt sie die Zahl der Bewerber um Arbeit im Seefahren, und hält diese Beschäftigung also auf den rechten Standpunkt; in Kriegszeiten, das heißt, wenn die Nazionen welche unsre vornehmsten Frachtfahrer sind unter einander Krieg führen, müssen unsre Erzeugnisse, wenn wir nicht in uns selbst die Mittel zum Verfahren haben, entweder auf Kriegführenden Schiffen fortgeschaft werden zu den höheren Kosten der Kriegesfracht und Versicherung, oder, wenn einige Artikel diese Kosten nicht tragen können, bei uns liegen bleiben und verderben. — Aber, als Mittel zur Vertheidigung betrachtet, gestattet unsre Schiffarth weder Vernachläßigung noch Unterbrechung. Die Lage und die Verfassung der Vereinigten Staaten läßt sie nichts von der Landseite befürchten, noch über ihre itzigen Rechte hinaus wünschen. Allein von der Seeseite stehen sie dem Angrif offen, und sie haben hier außerdem noch

noch einen Handel welcher Beschützung bedarf. Diese kann nur Statt finden, wenn eine ansehnliche Zahl der Bürger sich dem Seestande widmet, und hinlängliche Künstler und Einrichtungen für den Schifbau bereit sind.

Stände das Weltmeer, dieses gemeinsame Eigenthum Aller, auch der Industrie Aller offen, so daß jeder Mensch und jedes Schiff allenthalben darauf sich frei beschäftigen könnte; wahrlich unser Land würde nicht das Beispiel geben, sich irgend einen Theil des allgemeinen Erwerbschatzes ausschließlich zuzueignen. Es würde sich auf den Unternehmungsgeist und die Thätigkeit seiner Bewohner verlassen, daß es seinen gehörigen Antheil an den Vortheilen der Beschäftigung auf dem Meere erhielte, und die Klasse der Seefahrer unter den Bürgern immer der vorgesetzten Absicht gleich käme. Allein, wenn einzelne Länder nach fremden Porzionen greifen, und noch bestimmter die Hülfsquellen der Verein. Staaten an sich ziehen wollen, um dieselben in Nahrungsmittel ihrer eignen Macht zu verwandeln, und sie gänzlich denen zu entreißen welchen sie zugehören; so werden Vertheidigungs- und Beschützungsmaaßregeln nothwendig von Seiten der Nazion, deren Seestand so angegriffen wird, oder diese letztere muß

 ihre

ihre Schutzwaffen verlieren, ihre Produkte werden der Gnade des Staates überlassen sein, welcher sich in den ausschließlichen Besitz von der Fortbringung derselben gesetzt hat, und ihre Politik wird den Einfluß derer fühlen, welche über ihren Handel herrschen. Ist die Fortbringung unsrer Waaren einmal in einen andern Weg geleitet, so kann sie nicht, wenn wir es wünschen, wieder uns eigen gemacht werden. Verlieren wir die Seefahrer und die Künstler welche sich itzt damit beschäftigen, so verlieren wir die gegenwärtigen Mittel zu unsrer Seevertheidigung; und es erfordert Zeit, andere anzuschaffen, wenn einst Unglück oder Schaden uns den Irrthum fühlbar macht, welchen wir dadurch begingen, daß wir dieselben aufgaben. Das Material zur Erhaltung unsers gehörigen Antheils an der Schiffarth ist in hinläuglichem überfluß bei uns; und um es anzuwenden, brauchen wir nur die Grundsätze derer zu befolgen welche uns zur Vertheidigung zwingen, oder auch andere gleichgeltende und unsrer Lage besser angemessene. — Die folgenden Sätze sind augenscheinlich, da sie sich auf Erwiederung gründen, vollkommen gerecht, und nicht fähig irgend einer Nazion Ursache zur Beschwerde zu geben.

1) Wenn

1) Wenn eine Nazion unsre Erzeugnisse hoch impostirt, oder ganz verbietet; so wird es schicklich sein, dasselbe in Absicht der ihrigen zu thun: indem wir erst die Produkte belasten oder abweisen, welche sie, in Konkurrenz mit unsern eigenen, hieher bringt; sodann uns an den Manufakturwaaren halten, welche wir in größter Anzahl von ihr kaufen, aber auch am baldesten uns selbst verschaffen, oder von andern Ländern ziehen können; so daß wir erst geringere, und dann, steigend, immer höhere Abgaben auflegen, so wie sich andere Wege zur Anschaffung aufthun. Solche Auflagen haben die Wirkung einer indirekten Ermunterung der inländischen Fabriken in diesen Artikeln; und können den fremden Manufakturisten selbst reizen zu uns zu kommen, wo ein wohlfeileres Leben, gleiche Gesetze, und ein uneingeschränkter Absatz seiner Waaren ihm den höchsten Gewinn von seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße zusichern. Und hier wäre es in der Macht der einzelnen Regierungen unsrer Staaten wesentlich mitzuwirken, indem sie die Quellen zur Ermunterung worüber sie Herren sind, fließen lassen, sie den Künstlern in denjenigen besondern Manufakturzweigen reichlich eröfnen, wozu Boden, Klima, Bevölkerung und andre Umstände sie reif gemacht haben, und indem sie die schätzbaren Be-

 mühungen

mühungen und Fortschritte der häuslichen Manufaktur durch einen Schutz nähren, welcher der Beschaffenheit seines Gegenstandes angemessen, auf die Lokalkenntniß, welche sie besitzen, gegründet, und durch ihre Gegenwart und ihre Vorsorge vor Mißbrauch gesichert sein muß. So würde der Druck, welchen unser Ackerbau in fremden Häfen leidet, eine Veranlassung werden, ihn aus der Abhängigkeit von den Beschlüssen und dem Betragen andrer Menschen zu reißen, und Künste Manufakturen und Bevölkerung bei uns zu erheben.

2) Wenn eine Nazion unsern Kaufleuten und Faktoren die Niederlassung in gewissen Gegenden ihres Gebietes versagt; so können wir, wenn wir es nützlich finden, sie den ihrigen in einer oder in jeder Gegend unsers Gebiets versagen, oder ihre Geschäfte sonst modifiziren.

3) Wenn eine Nazion keine andre als unsre eignen Erzeugnisse in unsern Schiffen annehmen will, so können wir beschließen, keine andre als ihre eigenen in ihren Schiffen zuzulassen. Der erste und zweite Artikel der Bill, worüber die Kommission Bericht abgestattet hat, passet sehr wohl zu diesem Endzweck.

4) Wenn eine Nazion kein Schiff für das unsrige ansehn will, welches nicht in unserm Lande gebauet ist, so weisen wir jedes Schiff von

ihnen

ihnen ab, welches nicht in ihrem Lande gebauet worden.

5) Wenn eine Nazion unsern Schiffen die Hinbringung sogar unsrer eignen Erzeugnisse nach einigen Ländern ihres Gebietes untersagt, so können wir jedem ihrer Schiffe die Abholung derselben nach denselben Ländern untersagen. Da aber Gerechtigkeit und gute Nachbarschaft fordern, daß diejenigen welche keinen Theil an der gegen uns verhängten Einschränkung haben, nicht das Opfer einer Maaßregel werden, wodurch wir die Wirkung jener Einschränkung zernichten wollen; so könnte unsre Verfügung sich zwar auf die, eigenen oder gebrauchten, Schiffe aller Unterthanen der gedachten Regierung erstrecken, jedoch mit Ausnahme der Einwohner des Landes wohin die Produkte gehen sollen. Damit auch aller Nachtheil für diese Einwohner und für unsre eigenen, bei einer zu plötzlichen Hemmung der Ausfuhrwege, vermieden werde; so können wir die zu einer künftigen Abweisung bestimmten Schiffe noch zulassen, gegen ein erhöhtes Tonnengeld, und bis zu einer festgesetzten Zeit, so lange wir es nehmlich nöthig finden um jenem Nachtheile vorzubeugen.

Die Befolgung einiger dieser Grundsätze von Großbritannischer Seite allein hat uns bereits in unserm

unserm Handel mit den Engländern und deren Besitzungen einen Verlust von 8 bis 9 hundert Schiffen von beinahe 40,000 Tonnen Last zugezogen: zufolge der Angaben aus offiziellen Nachrichten, welche bei ihnen Glauben haben. Dieses schließt einen verhältnißmäßigen Verlust an Seeleuten und Schiffbaumeistern und Schiffbauung ein; welches zusammengenommen zu wichtig ist, um den Aufschub eines wirksamen Gegenmittels zu gestatten.

Allerdings müssen wir einige Unbequemlichkeit in der Ausführung bei der Annahme solcher verschiedenartigen Belastungen erwarten. Aber hier, wie in so manchen andern Fällen, haben wir bloß zwischen zwei übeln zu wählen. Diese Unbequemlichkeiten sind nichts gegen den Verlust von Vermögen und den Verlust von Macht, welcher erfolgen wird, wenn wir das System der Gleichartigkeit fortsetzen. Merkt man einmal, daß wir entweder den Grundsatz oder die Gewohnheit haben, denen welche unsern Handel und unsre Schifffarth durch Auflagen und Verbote zu Grunde richten, und denen welche sich gegen beides unselbstsüchtig und gerecht zeigen, einerlei Vortheile zu gewähren; so wird das unselbstsüchtige und gerechte Betragen sich bei Allen bald in Auflagen und Verbote verwandeln. Wir können uns nicht auf

die

die Mäßigung und Billigkeit Andrer verlassen, wenn wir eine gute und gleiche Aufnahme auf ihren Märkten mit unsern Produkten, oder unsern gebührenden Antheil an dem Transporte derselben erwarten, sondern nur auf unsere eigenen Mittel der Unabhängigkeit und den festen Willen dieselben zu gebrauchen. Auch sind die Unbequemlichkeiten bei dem ungleichartigen System von keiner Bedeutung. Keine der oben genannten Nazionen, vielleicht keine handelnde Nazion auf Erden, ist davon befreiet. In unserm Falle, ist ein einziger Unterschied hinlänglich: nehmlich zwischen Nazionen, welche unsre Produkte und Schiffarth begünstigen, und solchen die dieses nicht thun. Ein Satz mäßiger Auflagen kann fürs erste dienen; dann eine bestimmte Erhöhung derselben, in Absicht einiger Artikel, und Verbote in Absicht anderer, zuletzt.

Noch muß wiederholt werden, daß freundschaftliche übereinkunft vorzuziehen ist, mit allen welche sich darauf einlassen wollen; und daß wir in unsern Einrichtungen alle Entfernung von Selbstsucht und alle Verträglichkeit herrschen lassen müssen, deren der Fall nur fähig ist. — Frankreich hat, von freien Stücken, Unterhandlungen vorgeschlagen, um nach billigen und gleichen Grundsätzen das Handelsverkehr zwischen beiden

Nazionen

Nazionen zu befördern. Aber durch die innern Unruhen jenes Landes sind bisher die weitern Schritte zur Ausführung verhindert worden, ob gleich wir wiederholte Versicherungen von der Fortdauer dieser Gesinnungen erhalten haben. Vorschläge einer freundschaftlichen Übereinkunft sind auf unsrer Seite, von der itzigen Regierung, den Engländern gemacht worden, wie die Nachrichten unsers Botschafters besagen. Aber da sie bereits gesetzlich auf so gutem Fuße stehn, und der That nach auf noch bessern, als die am meisten begünstigten Nazionen, so haben sie bis itzt noch gar keine Neigung gezeigt sich darauf einzulassen.

Wir haben keinen Grund zu schließen, daß freundschaftliche Vorschläge von den andern Nazionen abgewiesen werden sollten, mit welchen wir in einem solchen Handelsverkehr stehen, daß jene uns wichtig sein können. Während der Zeit bleibt es der Weisheit des Kongresses anheim gestellt, ob Derselbe, in Absicht dieser Nazionen, nicht mit den besondern Verfügungen inne halten will, da man billiger weise annehmen kann, daß dieselben sich zu den Schritten bereit finden lassen werden, welche Gerechtigkeit und Mäßigung empfehlen.

Th. Jefferson.

3.

Shakspeare über Gleichheit und Ungleichheit der Menschen in bürgerlicher Verbindung.

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß es nicht leicht einen nur etwas bedeutenden Gegenstand menschlicher Angelegenheiten geben wird, welchen der große in der Überschrift benannte Dichter nicht berührt hätte. Kommen demnach neue Ideen über irgend eine Sache in Umlauf, so verlohnt es wohl der Mühe nachzusehn, wie er sich in deren Hinsicht erklärt hat.

Wie redet also bei Ihm, der sich wahrlich doch auch auf Freiheit verstand, ein weiser Mann über das Unternehmen, welches wohl schon ziemlich alt ist, obgleich man es für eine kluge Erfindung unsrer Zeiten hat ausgeben wollen: das Unternehmen, seiner Obrigkeit ungehorsam zu sein, die Regierungen überhaupt zu verschreien, alle Stände, Stufenfolge, Rangordnung (degree) aufzuheben, und die Menschen sammt und sonders wieder gleich zu machen? Man höre Ulysses in dem Trauerspiel „Troilus und Kressida," nach beigehender Übersetzung, welche ich für diejenigen

jenigen wage, die das Original nicht selbst (1 Aufzug, 3 Auftritt) nachlesen können.

* * *

Ist nicht der Feldherr gleich dem Bienenstock,
Dem alle Sammelnden zutragen, was
Für Honig lässt sich hoffen? *) Wird Rangordnung
Vermummt, so prunkt der Schlechteste gleich schön
In seiner Larve. Selbst die Himmel, die
Planeten, und hier dieser Mittelpunkt **),
Beachten Stufenfolge, Vorzug, Rang,
Verhältniß, Stillstand, Umlauf, Jahrzeit, Form,
Pflicht und Gewohnheit, nach der Ordnung Schnur;
Und darum thronet glorreich unter allen
Der Sol-Planet in prachterfüllter Sphär',
Auf daß sein heilend Aug die schädlichen
Aspekten böser Irrstern' bessre, daß
Es herrschend, ohne Widerrede, lenke,
Gleich einem Königswort, die Guten und
Die Bösen. — — —
— — — — —
Wird Rangordnung erschüttert, sie die Leiter

Zu

*) „Der Feldherr muß für die Armee [der Befehls-
„haber für den Staat] sein, was der Bienenstock
„für die Bienen ist, zu dem alle einzelnen Bienen
„alles das bringen, was sie zum Besten des Gan-
„zen eingesammelt haben.“ Johnson.

**) Die Erde. Nach dem damals gewöhnlichen System der Astronomie.

Zu allen hohen Planen, o so krankt
Die Unternehmung! Sprich, wie kann Gemeinde,
Wie Rang in Schulen, Brüderschaft in Städten,
Wie friedliches Verkehr getrennter Ufer,
Wie Erstgeburt, und was die Erbschaft giebt,
Des Alters Vorzug und der Kronen und
Der Zepter und der Lorbeern, — wie kann anders
Als durch Rangordnung Alles dies den Platz,
Der ihm gebührt, behaupten? Nimm einmal
Rangordnung weg, verstimm nur diese Saite;
Und horche welch ein Mißklang folgt! Es trift
Dann jedes Ding im bloßen Widerstreit
Zusammen. Die begränzten Wasser schwellen
Den Busen über ihr Gestad hinweg, und er
Der ganze feste Erdball dient für sie
Zu eines eingetunkten Bissens Schluck.
Die Stärke trit als Herr der Ohnmacht auf;
Des wilden Sohnes Faust erschlägt den Vater.
Die Macht wird Recht; doch nein! vielmehr muß Recht
Und Unrecht — zwischen deren ewigem
Zwiespalt Gerechtigkeit den Sitz hat — selbst
Die Namen dann verlieren, und so muß
Gerechtigkeit es auch. Dann wappnet Alles
Sich mit Gewalt, Gewalt mit Willkür, und
Die Willkür mit Begier. Ha! die Begier —
Ein allgemeiner Wolf, gedoppelt von
Gewalt und Willkür unterstützet — geht
Auf allgemeinen Raub nothwendig aus,
Und frißt zuletzt sich selbst. Dies Chaos folgt,
Wenn Rangordnung verschlungen ist, dem Strudel.

 Schritt-

Schrittweise rückwärts kriechet dieser Sinn
Der Rangordnung zuwider; und wozu?
Damit er höher steige. *) Darum höhnt
Den Feldherrn der zunächst ihm steht, und diesen
Sein Untermann, den wer ihm folgt. Es steckt
Die Krankheit an, indem die erste Stufe
Das Beispiel giebt des Unmuths gegen Höhre **);
Bis endlich all' ergreift ein Neidesfieber
Der bleichen Eifersucht.

4.

Nachricht von den heimlichen Jesuiten in Schweden, vor 200 Jahren.

Da der Geschmack an Geschichte sich immer mehr unter allen Klassen des lesenden Publikums verbreitet, so wird folgende historische Nachricht vielleicht nicht unwillkommen sein. Selbst das neulich bei uns aufgeführte Schauspiel Siri Brahe erinnert an diese Begebenheiten jener

Tage

*) „Ein jeder hat die Absicht, dadurch größer zu werden, daß er den, der unmittelbar über ihn ist, verkleinert." Johnson.

**) Eigentlich: des Ekels, des Übelbefindens wegen der Höhern. The first pace *is sick of* his superior.

Tage in Schweden; und es nimmt mich einigermaßen Wunder, daß der königliche Dichter einen Umstand, welcher sehr zur Verstärkung des Interesse dienen konnte, völlig unbenutzt gelassen hat. Zwei Fürsten streiten um den Schwedischen Thron, Bürger fechten gegen Bürger, und eine edle Mutter (Ebba Bielke) fühlt ihr Herz zerrissen, indem ihre beiden tapfern Söhne die entgegengesetzten Parteien gewählt haben. Aber warum hatte das Volk seinem Erbkönig Sigismund den Gehorsam aufgekündigt, und dagegen Karl auf den Thron gehoben? Weil Jener sich, so wie sein Vater, durch die Jesuiten hatte bethören lassen, zum katholischen Glauben überzutreten. So war dieser unglückliche Bürgerkrieg zugleich ein Religionskrieg, oder vielmehr aus dem Religionszwiste entstand jener; so verband sich mit der Anhänglichkeit an einen der beiden Fürsten zugleich die Anhänglichkeit an eine von den beiden Konfessionen; so bewafnete die unselige Proselytenmacherei der Jesuiten Brüder gegen Brüder, trennte die Familien, und zerrüttete das Reich.

Sigismunds Vater, König Johann III, ist ein merkwürdiges Beispiel, bis zu welchem

 Grade

Grade Jesuitische Ränke, und die Herrschsucht über die Gewissen, einen Fürsten mißleiten, ihn wahrhaft unglücklich machen, und ein ganzes Reich in Verwirrung stürzen können. Er genoß von seinem Volke die Liebe und Verehrung, welche seine körperliche Schönheit, seine Beredtsamkeit und Kenntnisse, sein Muth und seine Vorsorge für die Ehre des Landes, ihm mit Recht erwarben. Zwar erregte die Verschwendung an seinem Hofe, der erschöpfende Krieg gegen Rußland, und seine Liebe zu den Frauenzimmern, wohl einige Klagen. Indeß waren Anfangs alle seine Schritte in der Staatsverwaltung so vortreflich, daß man noch lange nachher die ersten Jahre dieses Königs als Muster einer weisen und segensvollen Regierung zu preisen pflegte. Nur eine unglückliche Schwäche des Charakters hinderte ihn, dem unermüdeten Andringen seiner katholischen Gemahlinn (der Polnischen Prinzessinn Katharina) und ihrer Beichtväter mit Festigkeit zu begegnen. Unter ihm erschien die berüchtigte, fast ganz katholisch eingerichtete, Liturgie: die unaufhörliche Quelle der traurigsten Händel, und des bittersten Mißvergnügens. Der gelehrte Doktor Münter in Kopenhagen hat dies seltne Missale neulich mit einer sehr guten historischen Einlei-

Einleitung abdrucken lassen*); und da Ihre Monatsschrift öfter von den Bemühungen der Jesuiten im Norden geredet hat, so ist eine Anzeige davon, nebst Erwähnung mehrerer Umstände aus den besten Geschichtschreibern**), hier wohl am rechten Platz.

Die Machinazionen der heimlichen Bekehrer ruhten in Schweden, wie überhaupt im Norden, nie ganz; obgleich sie unter dem großen Gustaf Wasa sich nicht thätig zeigen durften. Die Kinder dieses Fürsten waren ihm nicht gleich. Sein erster Sohn und Nachfolger, Erich XIV, büßte, wegen mancher Grausamkeiten, 1568 die Krone und die Freiheit ein. Unter ihm erschien schon ein Päpstlicher Legat, um den neuen König und das Reich zur Wiederannahme des katholischen Glaubens zu bewegen, allein vergeblich; indeß

 wurden

*) „Die von den Jesuiten 1576 in Schweden eingeführte katholische Liturgie.“ In Münter's Magazin für Kirchengeschichte und Kirchenrecht des Nordens; und auch einzeln: Altona, bei Hammerich, 1793, 68 Seiten Großoktav. — Die Jahrzahl giebt die Zeit des Druckes an; verfertigt aber und eingeführt ward die Liturgie früher.

**) Vorzüglich aus Dalin; man s. den 3ten Band von dessen Schwedischer Geschichte.

wurden nachher doch einzelne Personen gewonnen: selbst der Prinz Gustaf, und eine Schwester des Königs (Cäcilia). — Der zweite Sohn und Nachfolger, Johann III, von welchem wir hier reden, erfuhr ganz den listigen und mächtigen Einfluß der Jesuiten. Anfangs wirkte bloß seine Gemahlinn auf ihn, nachher kam er selbst mit den Römischen Emissarien in unmittelbare Verbindung. Doch mußte Alles heimlich betrieben werden; denn er hatte, noch als Herzog, feierlich erklärt, daß er und sein Sohn bei der Evangelischen Lehre bleiben würden; obgleich, wie einige Nachrichten melden, das Versprechen an den Papst, die katholische Religion in Schweden einzuführen, ein geheimer Artikel seiner Ehepakten gewesen war. Die Königinn hatte mehrere katholische Geistliche bei sich; besonders einen sehr schlauen und unternehmenden Jesuiten, Johann Herbst, als Hofkaplan und Beichtvater. Ihr vornehmster Gewissensrath aber war der Kardinal Hosius, der nehmliche welcher so eifrig an der Bekehrung des Herzogthums Preussen arbeitete*); und

*) Er war Bischof von Ermeland. Von seinen Bemühungen um Ostpreußen s. man auch B. Monatsschr. 1791 Oktob. S. 345 und 346.

und dessen häufige Briefe und Rathschläge die Königinn zur Betreibung des großen Werks, ihre geerbte Lehre wieder auf den Thron zu heben, anfeuerten.

Zuerst (1569) erließ der König einige Verordnungen über die Kleidertracht, die Sitten und die Amtsführung der Geistlichkeit, wodurch alles drei mehr dem katholischen Geschmacke genähert ward; auch befahl er die Wiederherstellung einiger Feste, z. B. des Fronleichnams, wogegen aber Vorstellungen geschahen. Zwei Jahre nachher ließ er schon seinen Prinzen Sigismund in der katholischen Religion erziehen, wobei P. Nikolaus Mühlen die Oberaufsicht führte: wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Polnische Krone, wornach Johann selbst immer trachtete, obgleich vergebens, welche er aber endlich seinem Sohne zu verschaffen wusste, nur daß derselbe nachher die Schwedische darüber verlor*). Indeß musste, auf der Reichsstände Anhalten, der Pater einige Zeit nachher von dem Prinzen wieder entfernt werden. — In dem nehmlichen J. 1571 veranlassten die schrittweise und planmäßig verfahrenden Jesuiten die Erscheinung einer neuen Evangelischen Kirchen-

 ordnung,

*) Man s. 1792 Junius, S. 565 f.

ordnung, welche der von ihnen geleitete König selbst überarbeitete und mit auffallenden Zusätzen versah, die sich der rechtschaffene und ehrwürdige Luthersche Erzbischof Laurenzius Petri gefallen ließ, theils weil hohes Alter und Krankheit ihn geschwächt hatten, theils weil er durch diese Nachgiebigkeit den König von größern Neuerungen abzuhalten hofte. Die Zusätze enthielten manche nach dem Katholizismus schmeckende Zeremonien: „man solle bei der Taufe den Exorzismus, beim Gottesdienst die Lichter, das Zeichen des Kreuzes, die weißen Kleider gebrauchen, beim Abendmahl an das Opfer Christi am Kreuz erinnern, und die Elevazion verrichten, mehr als einen Altar in den Hauptkirchen haben, die Privatbeichte beibehalten, dem Sterbenden ein Licht in die Hand geben“; auch manche dergleichen Lehrsätze: als, daß „die ersten vom Papst zur Bekehrung hingeschickten Apostel des Nordens daselbst die wahre christliche Religion eingeführt hätten; daß die Kirchenväter zum rechten Verständniß der h. Schrift dienten; daß man neben dem Glauben auch die guten Werke predigen müsse“. Vielleicht scheint Alles dies zu wenig, und der Mühe nicht verlohnend, welche sich die Jesuiten dabei gaben. Allein, es war ganz in ihrem Geist, ein so langsames

aber

aber sicher zum Zweck führendes Mittel zu wählen, um die Gemüther erst von Ferne mit dem Katholizismus vertraut zu machen, und sie so auf wichtigere dogmatische Veränderungen vorzubereiten. Nur durfte durchaus nicht bekannt werden, daß sie hierbei mitgewirkt hatten; und auch in dieser Verheimlichung zeigten sie sich als Meister. Um ihr Spiel zu verbergen, musste sogar Herbst gegen diese „Kirchenordnung" eine heftige Streitschrift herausgeben; womit der König, welchem seine neuen Freunde wohl nicht alle ihre Plane mittheilten, selbst sehr unzufrieden war. Und wie viel gutmüthige Seelen mögen damals den ganzen Hergang der Sache als einen offenbaren Beweis angesehen haben, daß die Jesuiten nicht dahinter steckten, und man sie mit Unrecht der Proselytenmacherei beschuldige!

Indeß wuchs ihre Anzahl und die Zahl ihrer Freunde immer mehr. Sie wussten einen sehr bedeutenden Mann, den Sekretär und Vertrauten des Königs, Peter Fecht, völlig zu gewinnen. Da er, wegen seiner Einsichten und Gelehrsamkeit in allgemeinem Ansehn, und bei Niemanden in dem Verdacht eines solchen geheimen Bündnisses stand, konnte er ihnen um desto mehr nützen. Dies that er bald darauf, indem er die hinterlassenen Schriften

ten des zu ihrer großen Freude 1573 gestorbnen Erzbischofs Petri in ihre Hände lieferte: die Erben trugen Fechten auf, die Bibliothek und Handschriften durchzusehn, und das Wichtigste aus letzteren zum Druck zu ordnen; wobei er nun Alles unterschlug, was den Katholiken verdächtig und nachtheilig war. Späterhin arbeitete er noch wesentlicher für sie. — Man brauchte mehr Gehülfen, und verschrieb dazu, mit Vorwissen der Königinn, einen Norweger Lorenz Nikolai, welcher bei den Jesuiten in Löwen studirt hatte und ihrem Orden beigetreten war. Er kam, nebst mehrern verkleideten Ordensgenossen, als ein Lutheraner: welches man schon wegen seines Geburtslandes ihm leicht glaubte; ward Anfangs Professor in Upsala, und nachher sogar Prediger in Stockholm. Hier, als anscheinender Evangelischer Pfarrer, wirkte er viel. Ohne je die Larve fallen zu lassen, oder gar offenbar zu polemisiren, trug er seine dem Protestantismus geradezu entgegenstehenden Sätze geschickt vor, und wusste dabei Luthers Schriften, vorzüglich die früheren, so künstlich anzuführen, daß er selbst bei eifrigen Protestanten großen Beifall gewann. Ferner stiftete er, um eine Pflanzschule für den Katholizismus zu haben, ganz nach Jesuitersitte, ein Kollegium,

worin

worin er junge Leute seinen Absichten gemäß unterwies und erzog. — Der König schickte nun auch eine Gesandtschaft nach Rom: Anfangs (1573) zwar nur im Namen der Königinn, und dem Vorgeben nach wegen weltlicher Angelegenheiten; allein 3 Jahre nachher, schon für sich selbst, und zwar einen höchst bedeutenden Mann, den General Pontus de la Gardie, nebst Fecht und mehrern, zur Unterhandlung über Religionssachen. Der General war zu fein um sich bloß zu geben, und man weiß itzt noch nicht gewiß, ob er katholisch gesinnt war; indeß lassen manche seiner Verbindungen schließen, daß er das wahre Wohl des Landes dem fremden Einfluß aufopferte. Er spedirte, von seiner Reise aus, einige eifrige Bekehrer an den König, wie es hieß auf dessen Verlangen: z. B. von Rom, einen übergetretenen und zum Priester geweihten Schweden; vorzüglich aber aus Augspurg, den berüchtigten Typotius, welcher äußerlich ein gelehrter und aufgeklärter Mann (ein halber Lutheraner, wie man damals sagte) schien; dabei aber noch etwas mehr, als Bekehrer und Jesuitenfreund war, nehmlich in Geheimen Wissenschaften wohl erfahren, wozu er Symbola und Emblemata erfand, welche noch itzt mit geringen Abänderungen Manchem die

Köpfe

Köpfe verwirren. — Der Römische Hof schickte dem König einen Gegengesandten; und dazu fand man Niemand tüchtiger, als den zugleich verschlagenen und eifrigen Jesuiten **Anton Possevin**, welcher damals in Europa auch im Politischen eine große Rolle spielte, seinem Orden in Frankreich freien Eintritt verschaft hatte, und in Schweden sich nur zu thätig betrug. Auf seiner Rückreise (1578) stiftete derselbe zwei Jesuiterseminarien, vorzüglich für die Schwedische Jugend: eins zu Braunsberg in Preussen (wozu die Königinn 10000 Thaler gab), das andre zu Olmütz in Mähren*).

So

*) Ich führe mit Fleiß solche Fakta an: von Jesuiten, welche sich zu Protestantischen Predigern haben ordiniren lassen, von Seminarien zur katholischen Erziehung Protestantischer Jünglinge gestiftet; weil man dieselben in neueren Zeiten, auf eine unbegreifliche Weise, aller Geschichte zuwider hat läugnen wollen. — Der Verfasser der Imago primi saeculi Soc. Jesu redet p. 219 von der guten Zeit in Schweden, unter K. Johann III, als der Hof und das Reich gewonnen, als Klöster den Katholiken eingeräumt und Reliquien wieder verehrt wurden, als der Widerspruch der Protestanten fast nichts mehr vermogte. Aber leider! starb die Königinn,

So war der König umlagert; so ward sein Herz durch Liebe, sein Verstand durch die hohen unbekannten Geheimnisse, und sein Gewissen durch intolerante Religion bestürmt. Was Wunder, daß er unterlag, und die allmähliche Verbreitung des Papstthums in seinem Lande immer weiter ging? — Es sollte nun, nach des Kardinal Hosius Rath, die Messe, freilich noch mit einigen Änderungen, und unter der Gestalt einer Lutherschen Kommunion, eingeführt werden. Man suchte erst den neuen Erzbischof und neuen Bischof zu gewinnen, und beide waren schwach genug nachzugeben. Sie unterschrieben 17 Artikel, worin die kirchliche Jurisdiktion, die Weihen besonders die bischöfliche, die Kirchenzeremonien und Festtage, die Verehrung der Heiligen, die Römische Form bei der Messe, die wahre Gegenwart (nicht Koexistenz) des Leibes und Blutes Christi beim Abendmahl, ferner die Wiedereinführung

nigin, Johanns erste Gemahlinn, die Polnische Prinzessinn. „Nun verließen wir den Platz, gaben „aber unsre Sorgfalt nicht auf. Welchen wir in „ihrem Lande nicht mehr helfen konnten, denen „suchten wir im Auslande durch Schulen und „durch ein zur Erziehung der Jugend bestimmtes „Seminar nützlich zu werden.“

führung der Firmelung, der Ohrenbeichte, des Cölibats der Geistlichkeit, der letzten Ölung bei den Sterbenden, und die Wiederbesetzung der verlassnen Klöster, festgesetzet war; und hierauf wurden diese Männer, nebst einigen andern, zum Antritt ihrer Ämter mit allen katholischen Zeremonien eingeweiht, wobei nicht einmal die Mitra und das Salböl unterblieb. Das Formular der Messe oder die neue Liturgie war indeß seit 1574 von den drei Glaubenskommissarien (Fecht, Herbst, und Nikolai) unter den Augen des Königs ausgearbeitet; und ward d. 18 Jul. 1575 in der Versammlung der Schwedischen Geistlichkeit, wo man die Gemüther zu überrumpeln gewusst hatte, und auf den Widerspruch einiger Wenigen nicht achtete, angenommen.

Diese Liturgie ist, wie man auf den ersten Blick sieht, ganz auf Römischen Fuß eingerichtet; nur daß die Stellen, welche den Katholizismus gar zu unverkennbar bezeichnen würden, etwas weniger auffallend ausgedrückt sind. Die Vorrede erklärt „den Unglauben für ein weit größeres Übel, als den Aberglauben; es stehe zu fürchten, daß man durch Verwerfung des letztern in den erstern falle. Die Ceremonien worin ein großer Theil der Gottesfurcht bestehe, die Tradizion der

ältesten

ältesten Kirche, die Übungen der Frömmigkeit welche zum Theil die Apostel selbst beobachtet hätten, als Fasten u. s. w., seien widerrechtlich und viel zu rasch verworfen worden. Habe einigen dieser Dinge auch ehemals etwas Abergläubisches angeklebt, so falle doch itzt [bei der übergroßen Aufklärung im J. 1576] alle Furcht weg, daß die Wiedereinführung derselben den alten Aberglauben herstellen könne. Kurz, man hoffe auf diese Weise die Schweden, soviel sich bei der Verirrung des itzigen Jahrhunderts thun lasse, der alten orthodoxen und katholischen [allgemeinen] Kirche wieder gemäß einzurichten.“ — Die Liturgie selbst hat eine Menge Gebete und Formeln, welche wörtlich aus dem Römischen Missale genommen sind, als bei dem Händewaschen und bei jedem Stück des Anzuges des konsekrirenden Priesters, bei dem Aufdecken und Emporhalten des Abendmahls; sie enthält Vorschriften zum Kniebeugen, zum Schlagen des Kreuzes vor Stirne und Brust, zur Weihung des Spülkelches, zum Gebrauch lateinischer Gebete; sie hat seltsame Ausdrücke von einer Darbringung Christi bei der Messe, einer Bitte für die geistliche Obrigkeit, u. s. w. u. s. w. Die Anmerkungen endlich verweisen oft auf die Kirchenväter, reden viel von

der

der Einheit der Kirche, u. s. w. — In Allem, sowohl was offenbar dasteht, als auch verschleiert (z. B. Darbringung statt Opfer, geistliche Obrigkeit statt Papst), oder gar ausgelassen worden, ist der Finger der Jesuiten nicht zu verkennen.

Es konnte nicht fehlen, daß, nach Entlassung des Synodus, das Anstößige dieser Liturgie immer mehr bemerkt ward und Widerwillen erregte. Die Geistlichkeit in der Hauptstadt und die Professoren auf der Universität Upsala redeten männlich frei dagegen; ihr Geist erweckte bald Nachfolger. Mehrern der Unterschriebenen gingen itzt die Augen auf, einige der Vornehmsten verfielen in traurige Gewissensangst. Der König sparte nichts an Liebkosungen und an Drohungen; aber der beste Theil ließ sich weder gewinnen noch erschüttern. Eine Menge rechtschafner und gelehrter Männer wurden deshalb, als Majestätsschänder, ihrer Ämter entsetzt, aus dem Lande getrieben, in den Kerker geworfen; und die Stellen wieder an solche vertheilt, die sich der neuen Vorschrift (welche freilich die alte reine Lehre genannt ward) unterwarfen. Dadurch war der Heuchelei und der Unmoralität Thor und Thüre geöfnet. Alles ging nach Gewalt; das gesetzmäßige Kirchenrecht, die Wahl der Geistlichkeit oder der Gemeinden,

der

der Lebenswandel der neuen Prediger, wurden nicht geachtet. Die unwürdigsten Menschen, selbst Mörder, kamen in die besten Ämter, sobald sie sich nur zur Liturgie bekannten. Der Gottesdienst gerieth in Verachtung: der denkende Bürger wollte sich die Liturgisten nicht aufdringen lassen, und enthielt sich lieber völlig der Kirche. Die blühende Universität zu Upsal ward nach Stockholm verlegt, und verfiel gänzlich. Von der andern Seite nahm des Königs Bruder, Herzog Karl (nachher König Karl IX), sich der Protestantischen Gewissensfreiheit an. In seinem Fürstenthume Südermannland fanden die bedrängten Geistlichen Schutz, und hielten da Synoden, auf welchen sie Beschlüsse gegen die Liturgie faßten. Zwischen den königlichen Brüdern brach öffentliche Uneinigkeit aus, welche das ganze Land verwirrte, und vielen Reichsräthen große Verfolgung zuzog. Der König hatte in den 17 Jahren seit Erscheinung der Liturgie bis an seinen Tod (1592) fast keine vergnügte Stunde mehr; die innern Angelegenheiten wurden vernachläßigt, und selbst der auswärtige Krieg nur lau betrieben, indem Johann über das geistliche Schwert das weltliche zu führen vergaß. — Alles dies Unglück verursachte die unnütze und elende Religionsstreitigkeit, welche

in tyrannischen Gewissenszwang ausartete. Mit Abscheu sieht man auf die Urheber dieser Zerrüttungen: aber mit Bedauren auf das Land; und mit dem größten, auf den König, welcher zuletzt ganz in Gemüthsunruhe fiel, und auf seinem Todbette über die Liturgie, der er doch Alles aufgeopfert hatte, selbst erklärte: da er merke, daß so Viele sich daran gestoßen und aufrührisch geworden, so wolle er weiter nichts damit zu thun haben.

So wirkten die Jesuiten auf das Reich, und gewannen nicht Wenige zur Annahme ihrer Glaubenssätze, indem sie sich in die Lehranstalten, auf die Kanzeln, in die Beichtstühle, und in die Klöster eindrängten, in ihren Vorträgen schrittweise immer weiter gingen, und zuletzt ganz unverhohlen die Sätze der Römischen Kirche lehrten. Und was erhielten sie über den König selbst? . . . Aller seiner Versicherungen ungeachtet, trat derselbe d. 16 Mai 1578 feierlich, obgleich nur heimlich auf seinem Zimmer, zur katholischen Religion über, schwor in des Nunzius Possevin Hände die Luthersche Lehre ab, und nahm das ihm von Papst Pius IV vorgeschriebene Glaubensbekänntniß an. Sehr unmännlich und unköniglich! — Aber noch weit schauderhafter ist es, daß

er

er so tief sinken konnte, sich kurz vorher von den Jesuiten sogar zum Brudermorde verleiten zu lassen. Der vorige König Erich (man s. oben S. 444) ward von ihm in Gefangenschaft gehalten; diese war allerdings beschwerlich, und Erich fand noch Anhänger welche von Zeit zu Zeit seine Befreiung versuchten. Johann, der wahren Gewissenhaftigkeit abgestorben, und in Lojolitische Grundsätze eingeweiht, dachte unedel genug, einige Reichsräthe und mehrere Geistliche, theils Liturgisten theils Katholiken, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit zu befragen: ob er seinen Bruder nicht aus dem Wege räumen könne? Die Antwort fiel aus, wie man sie wünschte. Es ward beschlossen, den schon hart und grausam genug gehaltenen Erich heimlich, und zwar durch Gift, hinzurichten. Die schreckliche That geschah im Jänner 1577. Johann fühlte sich doch nachher von Vorwürfen gequält; aber Possevin belehrte ihn im Namen des Heiligen Vaters, daß Erich ja nur ein Kätzer gewesen sei, und verordnete ihm zur Beruhigung seines Gewissens, alle Mittwoche Fische und Pflanzenspeisen zu essen, welches die katholische Kirche fasten nennt.

Und dieser so fürchterlich an die Kirche und die Jesuiten gefesselte König war dennoch kein

 eigent-

eigentlicher und ächter Katholik. Nur in einzelnen schwachen Stunden ließ er sich von seinen Glaubensräthen überwältigen; im Grunde kannte er sie, und suchte ihnen zu widerstehen. Endlich riß er sich ganz von ihnen los. Nur sehr Schrittweise konnte ihn seine Gemahlinn und deren Beichtväter zu dem verleiten, was er that. Selbst die Liturgie war nach seiner überzeugung nicht katholisch. Es geschah wider seinen Willen, daß das Papstthum öffentlich in Schweden gelehrt und verbreitet ward. überhaupt wankte er häufig, und war nicht so ganz leicht zu führen. Der stürmische Verkätzerer Nikolai fiel bei ihm in Ungnaden, verlor seine Pfarrstelle, durfte nicht mehr predigen noch schreiben, und ward endlich aus dem Lande verwiesen. Der intrigante Typotius mußte mit seinen geheimen Zeichen und Künsten ins Gefängniß wandern. Possevin ward bei seiner zweiten Ankunft, 1579, ungemein kalt empfangen, und konnte mit aller seiner Beredtsamkeit in der Hauptsache nichts ausrichten. Um nicht ganz unthätig zu sein, bekehrte er eine Menge gemeiner Leute, schied aber bald wieder aus Schweden. Mit ihm ging Nikolai, welcher über 100 katholisch erzogene Kinder mitnahm, um sie in die auswärtigen Seminarien zu vertheilen, damit sie

einst

einst bei ihrer Zurückkunft ihre Landsleute bekehren sollten. — Alles dies geschah noch bei Lebzeiten der ersten Gemahlinn des Königs, nach deren Tode (1583) derselbe den Katholiken immer ungeneigter ward. Er entdeckte eine von den Jesuiten 1584 angezettelte Verschwörung, welche gegen des Königs Freiheit und Leben gerichtet war, um, zur Beförderung der katholischen Religion, einen Sohn des unglücklichen Erichs, Gustaf, auf den Thron zu bringen*). Im folgenden Jahr vermählte Johann sich mit Gunnila Bielke; die neue Königinn arbeitete nun unermüdet und glücklich an der Wiederherstellung der Lutherschen Konfession. Alle Jesuiten mußten das Reich meiden; ein Schwedischer Pfarrer, welcher für den Papst gepredigt hatte, ward abgesetzt. Prinz Sigismund mußte bisweilen die Evangelischen Kirchen besuchen; vorzüglich merkwürdig aber sind die Lehren, welche ihm nach seiner Gelangung zum Polnischen Thron der Vater über Gegenstände, die dem Letztern nur allzugenau bekannt waren, ertheilte. Johann ermahnte Sigismunden: „sich durch seine Priester nicht zu

 einer

*) Er war, wie oben S. 445 gesagt ist, katholisch, und starb zuletzt kläglich in Russischer Gefangenschaft.

einer übermäßigen Demüthigung gegen den Papst in seinen Briefen verleiten zu lassen. Er möge z. B. sich der Redensart enthalten: Sr. Heiligkeit die Füße zu küssen, auch nicht das Wort Gehorsam, sondern statt dessen Folgsamkeit (obsequium, nicht obedientia) gebrauchen *).“ Er rieth ihm ferner, „sich keine Beichtväter aus dem gefährlichen Orden, welcher fast allen Fürsten Beichtväter gab, zu wählen. Die Jesuiten (schrieb er) haben allezeit den einen Fuß auf dem Predigtstuhl, den andern in dem Innersten der weltlichen Regierung. Es kostet ihnen nichts, durch die geheimsten Anzettelungen zu morden, zu vergiften und aus dem Wege zu räumen, was ihnen Widerstand thut, oder nicht ihres Glaubens ist; wovon Frankreich, Spanien, Portugal, und die Niederlande noch die blutigsten Zeugnisse aufweisen. Sie scheuen sich nicht, Uneinigkeiten zwischen Eheleuten, zwischen den nächsten Blutsfreunden anzustiften, wovon Ich selbst,

während

*) Diesen erniedrigenden Stil findet man leider selbst in Briefen Deutscher Fürsten an den Römischen Bischof; man s. z. B. den April, Nr. 2. Wie können sie doch ihre wohlerrungene Freiheit selbst so leicht weggeben!

während ihres Aufenthalts in Schweden, betrübte Proben gehabt habe." — Und dennoch wiederum blieb, dieser guten Gedanken und Einsichten ungeachtet, K. Johann ein heftiger Eiferer für seine katholizirende Liturgie, und behandelte die Andersgesinnten als wäre er selbst ein Zögling aus der Jesuitischen Schule. Er erniedrigte sich zu einem schimpfenden Manifeste gegen Gelehrte und Schriftsteller, in welchem er die Bestreiter der Liturgie mit den ärgsten Schandnamen*) belegte. Die Geistlichen, welche in Südermannland Zuflucht gefunden hatten, erklärte er außer den Gränzen des Fürstenthums für vogelfrei. Seinen vormaligen Beichtvater ließ er in Ketten werfen. An einen andern Prediger vergrif er sich so unwürdig, daß er ihn zu Boden stieß, mit Füßen trat, und dabei den Spruch aus den Psalmen hersagte: Auf Löwen und Ottern wirst du gehen —. Die Gefängnisse wurden mit Geistlichen, Professoren und Schulmännern angefüllt. Er errichtete sogar eine Art von Inquisizion, in welcher er selbst einen Laien, der die Jungfrau

*) Z. B. „Verräther, Hauptlügner, Glaubensschänder, ungelehrte Stümper, Eselsköpfe, Satanisten."

Maria geschmähet hatte, zum Feuer verdammte. Ja er dachte endlich in allem Ernst daran, um nur seine widerspänstige Geistlichkeit zu zähmen, sich den Katholiken wieder in die Arme zu werfen; und schrieb deshalb an den vertriebenen Nikolai nach Östreich, welcher aber keine Lust zurückzukehren hatte. Und alles dies geschah im J. 1588 und noch später, ungeachtet der Unruhen im Reich, ungeachtet seines Hasses gegen die Jesuiten, und der Fürbitten und Vorstellungen seiner von ihm so sehr geliebten Lutherschen Gemahlinn.

Dieser auffallende Widerspruch ist ein seltsames Phänomen, welches in der That mehr Aufmerksamkeit verdient, als der bloße Übertritt eines für den Katholizismus ganz gewonnenen Fürsten. Aus der Schwäche seines Charakters läßt dasselbe sich nicht völlig erklären, wohl aber aus den bedeutenden Winken, welche Dalin an mehrern Orten darüber giebt.

K. Johann hatte studirt — was man damals Studiren nannte. Er liebte Bücher und Wissenschaften nicht, warum ein König sie einzig lieben sollte: das heißt, entweder zum Vergnügen und zur Erheiterung, um nicht ganz in sinnlichen Genuß zu versinken; oder um die Kenntnisse und den philosophischen Geist daraus zu schöpfen,

welche

welche zu seinem hohen Amte so nöthig sind. Er wählte sich ein bestimmtes Fach der Gelehrsamkeit, und zwar das traurigste von allen, die scholastische Theologie. Hier wollte er als Kenner glänzen, und war doch nur ein Halbgelehrter. Dies machte ihn unglücklich, so wie seine beiden Zeitgenossen, den Kaiser Rudolf II von Deutschland, und König Jakob I von Großbritannien. Die mit störrischem Eigensinne verbundne Pedanterei dieser drei Fürsten verstanden die Jesuiten meisterhaft zu ihrem Vortheil zu benutzen. — Johann schmeichelte sich große theologische Kenntnisse zu besitzen, vertiefte sich in den Kirchenvätern, las die Streitschriften der Lutherschen Gottesgelehrten in Deutschland, und konnte über die dunklen Gegenstände derselben zu keiner Beruhigung gelangen. Statt sich mit etwas Nützlicherm zu beschäftigen, entflammte diese Schwierigkeit den Eifer seines kleinlichen Geistes noch mehr; und er setzte sich vor, durchaus das Unverständliche zu ergründen. Endlich glaubte er, nach Anleitung Georg Kassanders, welchen er fleißig studirte, die ächte und reine Lehre Jesu ausfindig gemacht zu haben, wie sie, seiner Einbildung nach, in den ersten Jahrhunderten gewesen sei. Sie sollte in einem Mittelweg zwischen der Katholischen

und der Protestantischen Religion bestehen, so daß aus diesen beiden eine Dritte, welche vollkommen Apostolisch sei, zusammengesetzt würde.

Bei dieser Schwachheit fassten ihn die Jesuiten, welchen alle Vereinigungsplane immer sehr willkommen sind. Sie schoben ihm ihre Ideen, und die immer weiter gehenden Schritte zur Verbreitung ihrer Herrschaft, als Mittel zu seinem großen Entwurfe unter. So ward er von ihnen auf das schändlichste gemißbraucht, indem er sie zu seinem Zweck zu brauchen gedachte. Daß Vieles in seinen Anstalten katholisch sei, wußte er wohl; aber Alles sollte, seiner Meinung nach, nur bis auf einen gewissen Punkt gehen: bei welchem hingegen seine Bundesgenossen nicht still zu stehn Lust hatten. Er hingegen blieb seinem Plane immer treu, und forderte, um sich mit dem Papste einzulassen, ganz bestimmt von demselben die Bewilligung folgender vier Bedingungen für sein Reich: 1) Ungestörtheit des Besitzthums der Kirchen- und Klöstergüter, 2) Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, 3) Haltung des Gottesdienstes in Schwedischer Sprache, 4) Fortdauer des Ehestandes für die itztlebenden Bischöfe und Priester. Lange ward er von Jesuitischer und Päpstlicher Seite mit den schmeichel-

schmeichelhaftesten Hofnungen hingehalten; endlich aber, als man sich zu Rom bestimmt erklären mußte, hieß es freilich, vermöge der dortigen Infallibilität und Unnachgiebigkeit: Man könne für Schweden keine Ausnahme machen. Dies erkältete zuerst seine Freundschaft gegen die Römischen Emissarien, ohne jedoch einen Einfluß auf seine eigne gelehrte Entdeckung zu haben, ohne seine Liebe für sein Schooßkind die Liturgie zu schwächen.

Und mogte er doch immer glauben, den besten Weg zum Himmel für sich gefunden zu haben, hätte nur nicht die nehmliche Beschränktheit, welche ihn wähnen machte, Gott könne nur auf eine Art verehrt werden, ihm zugleich vorgespiegelt: er sei berufen, diese einzig richtige Art in der Welt einzuführen! So aber traf der Stolz eines Autors mit dem Herrschersinne eines Königs zusammen. Die Vereinigung, mit welcher keiner Partei gedient war, sollte schlechterdings durchgesetzt werden; er wollte durchaus der gelehrteste Theolog im Lande sein; und er bildete sich ein, die Verschiedenheit der Meinungen und Denkarten, welche Gott selbst ohne ein Wunder nicht ändern kann, müsse seinen Befehlen weichen. So kam zu seiner ersten Schwachheit die zweite

hinzu;

hinzu: den Glauben der Unterthanen durch Religionsverordnungen bestimmen zu wollen; und in diesem Unternehmen ließ er sich durch alles Warnende was er sah: die Machinazionen der Jesuiten, die Trauer der Rechtschaffenen im Lande, die Zerrüttung des Reichs, den Verfall der Sitten und der Gottesfurcht, nicht wankend machen.

* * *

Ich kann nicht von Vereinigungsprojekten hören, ohne Pfeffel's vortrefliche Fabel darüber bei mir in Gedanken herzusagen. Theilen Sie dieselbe doch noch einmal Ihren Lesern mit. Zwar steht sie schon vor lange in der Monatsschrift *); allein, nach einer sehr inkorrekten Abschrift, worin manche Stelle fehlerhaft ist, und sogar ein ganzer Vers fehlt. Ich lege sie Ihnen zu dem Behuf hier richtiger bei.

E. v. K.

5.

Die Kirchenvereinigung.

Eine Fabel.

In einer Griechischen Abtei,
Am Fuß des hohen Tabors, nährte

*) 1786 Oktober, Nr. 3.

Der Prior einen Papagei,
Den er das Ave singen lehrte.
Er sang die Hymne so geschickt,
Daß ihn das fromme Volk, entzückt,
Mehr als Sankt Rochus's Hund verehrte. —
Der Prior starb. Die Reislust macht'
Im Virtuosen auf: er kehrte
Mit leisem Flug, bei dunkler Nacht,
Ins alte Vaterland zurücke.
Er stellte sich dem Hofe dar.
Der Adler, der zu gutem Glücke
Ein Freund der edlen Tonkunst war,
Erhob, als er in der Kapelle
Sich hören ließ, ihn auf der Stelle
An des verstorbnen Mufti Platz.

So hohe Würden hatte Matz
Sich auch im Traume nicht versprochen.
Doch Ehre bläht, Gewalt macht kühn!
Das neue Haupt des Sanhedrin
Gebar gleich in den ersten Wochen
Die Grille: seine Psalmodie
Bei allen Vögeln einzuführen.
Der frohe König billigt sie.
Der Waldgesang, die Liturgie
Des Herzens, konnt' ihn nicht mehr rühren;
War für sein Ohr Kakophonie.
Zudem ist ja das Reformiren
Der Fürsten Steckenpferd. Sogleich
Ließ er in seinem ganzen Reich
Den neuen Kanon publiziren. —

Nun schützte zwar der Vögel Chor
Die hergebrachten Rechte vor;
Allein da half kein Protestiren.
Der Mufti drohte mit dem Bann,
Der Sultan sprach von Stranguliren;
Und kurz, das neue Lied begann.
Die Sänger wetzten sich den Schnabel,
Und orgelten mit Angst und Pein
Das tollste Wirrwarr durch den Hain,
Das seit der Symphonie zu Babel
Auf unserm Erdenrund erscholl.
Den Vorsang führten andachtsvoll
Der Storch, der Welsche Hahn, die Eule,
Die Gans, der Kukuk, und der Pfau.
Sie kollerten sich braun und blau,
Und füllten durch ihr Klaggeheule
Das Land auf eine halbe Meile.

Ein weißer Rabe, lahm und grau
Vor Alter, saß bei dem Monarchen,
Und schwieg. Mit zornigem Gesicht
Sprach der Despot zum Patriarchen:
„Rebelle! warum singst du nicht?“

„Weil dein Gebot mein Herz empöret,“
Versetzt der Alte: „Glaube mir,
„Der Schöpfer hat ein jedes Thier
„Sein eigenes Gebet gelehret,
„Das Ihm gefällt. Ein Lobgesang,
„Den Furcht erpreßt, ist Übelklang;
„Ist Lästerung, die Ihn entehret.
„Befiehl nun meinen Tod!“

Er

Er schwieg;
Der Sultan auch. Wie Meereswogen
So schäumt sein Blut. — Noch schwankt der Sieg;
Doch schnell rief er: „Ich ward betrogen.
„Heil dir! o Freund, du zogst ihn ab
„Den Schleier, der mein Aug' umgab.
„Und Ihr, empfangt die Freiheit wieder,
„Ihr Vögel: singet eure Lieder
„In eurem angebornen Ton!“
Itzt drangen sie in dichten Kreisen
Entzückt um des Monarchen Thron,
Und lobten Gott nach tausend Weisen. —
Der majestätische Choral
Steigt wallend in die lichten Sphären.
Der Sultan staunt. Zum erstenmal
Hört er, was keine Muftis hören:
In der verschiednen Melodie
Die feierlichste Harmonie.

Kolmar. Pfeffel.

6.

Einige Anmerkungen über Kaiser Julians Charakter, insoweit dieser in seinen Schriften sichtbar ist.

(Man s. April, Nr. 6.)

Julian liebte das Schreiben mit Leidenschaft, und er schrieb ungemein leicht. Wir haben oben gesehn

gesehn *), daß seine ziemlich lange Rede auf die Mutter der Götter, welche voll von Gelehrsamkeit und von einer gewissen Philosophie ist, die Arbeit einer einzigen Nacht war; eine andre, wider die unächten Cyniker, schrieb er in den Abendstunden zweier Tage, wo er mit den wichtigsten Geschäften genug zu thun hatte.

Julian hatte gewiß alles gelesen, was in Griechischer Sprache geschrieben war (wahrscheinlich hatte er die nehmlichen Vorurtheile wider die Römer, welche die Griechen nie, auch in den spätesten Zeiten nicht, ablegten). Dabei besaß er das glücklichste Gedächtniß, die lebhafteste Einbildungskraft. Ihm stand folglich aller Reichthum der Griechischen Sprache, der Schatz von Ideen, Bildern, Gedanken, Thatsachen, Beschreibungen, Meinungen und Gesinnungen, welchen, wenn ich so sagen darf, die ganze große Griechische Schriftstellerwelt in sich fasste, zu Gebote. Daher sind seine Schriften, selbst die kleinsten Brieschen, voll Anspielungen auf schöne Stellen der Alten, auf ihre Gedanken, Meinungen, auf die von ihnen gebrauchten Ausdrücke und Bilder, auf die bei ihnen vorkommenden merk-

*) April, S. 355.

merkwürdigen Begebenheiten, Exempel von Tugenden und Lastern, großen und schlechten Thaten. Es ist eine glückliche Gabe, das was man gelesen hat, geschickt wieder anzubringen. Julian besaß sie im höchsten Grade; nur machte er in einigen Aufsätzen zu häufigen Gebrauch davon. Ein auf diese Art, aber mäßig, gewürzter Vortrag gefällt; auf übertriebne Art, kann er nicht lange gefallen. Der Leser kann sich nicht immer auf die Stellen, die Erzählungen, die Umstände besinnen, auf welche angespielt wird; und so geht das Feine der Anspielung für ihn verloren: sie werden zu Räthseln; und Niemand liest gern viele Räthsel hinter einander, er mag sie auflösen können, oder nicht. Wenn aber auch solche Anspielungen verständlich sind, so verstößt es doch wider den guten Geschmack, sie bei unbedeutenden Sachen oder Gedanken anzubringen; es ist, als ob man klares gesundes Trinkwasser mit Zucker süß machen wollte. Dies war der Fehler der Sophisten und schönen Geister zu Julians Zeit: bei alltäglichen Begriffen mußten die Helden von Troja, mußte ein Bild, eine Vorstellung aus dem Homer, zur Vergleichung dienen. In Absicht Julian's, trift dieser Vorwurf hauptsächlich seine Reden, worin er, nach damaligem Gebrauch, seine Belesenheit zeigen wollte.

Man kann die Schriftsteller in zwei Hauptklassen theilen: die, welche es um der Sache willen, die sie vorzutragen haben, werden; und die, welche schon den Vorsatz hatten Schriftsteller zu werden, ehe sie noch Sachen wußten derentwegen es sich der Mühe der Schriftstellerei verlohnte. Bei jenen war Autorschaft nur das Mittel, um das Große, Nützliche oder Schöne, was sie wußten, mitzutheilen; bei diesen war sie Zweck, und das Gute Schöne oder Große, welches sie allenfalls sagten, bloß Mittel, ihren Zweck, Autorruhm, zu erreichen. Beide Klassen sind mit zwei geraden Linien zu vergleichen, die in einem Punkte zusammenstoßen. Hier, in dem gemeinschaftlichen Punkt, stehen die Schriftsteller, deren Sachen und Vortrag gleiche Wichtigkeit haben, die daher auf beides gleichen Fleiß verwenden, und, wenn sie Talent besitzen, in beider Hinsicht gleich vortreflich sind. Hinter diesem Punkte stehen auf der einen Linie die Schriftsteller, bei welchen die Vortreflichkeit der Sachen, auf der andern diejenigen, bei welchen die Vortreflichkeit des Vortrags in unendlichen Abstuffungen abnimmt: bis jene so wohl als diese, gegen das äußerste Ende zu, in völligen Unwerth übergeht. Am äußersten Ende befinden sich dann auf der

einen

einen Seite solche Schriftsteller, die sich um die Kunst des Vortrags entweder gar nicht bekümmern, oder denen es ganz und gar nicht damit gelingen will; auf der andern Seite diejenigen, welche die schönste glücklichste Gabe des Vortrags an nichtswürdige Sachen verschwenden.

Zwar giebt es noch eine dritte Klasse von Schriftstellern, bei welchen der Werth der Sachen und des Vortrags in gleichen Verhältnissen abnimmt. Allein diese geht meinen gegenwärtigen Zweck nichts an. Obige Eintheilung nehmlich führe ich hier deswegen an, weil sie mich auf die einzige befriedigende Ursache leitet, warum es so wenig Originalschriftsteller giebt. Bei weitem die meisten werden Schriftsteller, weil sie es werden wollen, weil Schriftstellerruhm von Jugend an ihr Ziel ist. Es kann nicht anders sein, diese studiren von Jugend auf die schon vorhandenen Muster und bilden sich darnach. Durch jedes Nachbilden geht etwas von der Originalität verloren. Nur diejenigen bleiben ganz original, die sich gewisser großer oder schöner oder nützlicher Gedanken, Vorstellungen, und Empfindungen bewußt sind, welche mitzutheilen sie durch zufällige Umstände veranlaßt werden, ohne daß sie je den Vorsatz gehabt hätten Schriftsteller zu sein; die

 daher

daher auch die eigentliche Kunst des Vortrags, obgleich bei treflichen Anlagen dazu, nicht studirten. So scheint es mir, daß Kant ein sehr schöner Prosaist, ein zweiter Mendelssohn und noch mehr, würde geworden sein, wenn er früh nach dieser Art von Ruhm getrachtet hätte. Allein er fühlte ein höheres, dringenderes Bedürfniß: nehmlich der Wahrheit zu seiner eigenen Befriedigung nachzuforschen; und sein Forschen brachte ihn, wenn ich so sagen darf, in eine Welt voll neuer Gedanken. Hier hatte er genug zu thun, alle diese Gedanken zu sammeln, zu ordnen; und nun fühlte er sich innerlich gedrungen, sie der Welt mitzutheilen. Aber bei allem Talente zu schreiben, bei der lebhaftesten Einbildungskraft, dem heitersten Witze, dem fertigsten Gebrauch der Sprache, dem richtigsten Gefühl des Schönen, hatte er sich gleichwohl um die Kunst, schön zu schreiben, nie bekümmert. Daher seine Originalität, sein ganz kunstloser, aber genievoller Vortrag. Lesern, die sich vor Metaphysik fürchten, will ich empfehlen, nur den Abschnitt vom Erhabnen in der **Kritik der Urtheilskraft** zu lesen, um sich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu überzeugen.

Alles, was in Julians Zeiten den Ruf guter Schriftsteller, oder auch nur feiner Kenner in der

Litteratur

Litteratur hatte, zog des jungen gelehrten Prinzen Aufmerksamkeit auf sich. Solche Männer persönlich kennen zu lernen, war bei ihm Leidenschaft. Die vornehmsten wollte er gern immer um sich haben; wenn dieses nicht anging, führte er einen lebhaften Briefwechsel mit ihnen. Fast alle diese Männer waren genielose Nachahmer der Alten. In ihren übriggebliebnen Schriften sieht man mehr Fleiß und Bestreben, als natürliche Kraft; und darin stechen sie von Julians Schriften, in denen man gar nichts wahrnimmt was mühsame Anstrengung verräth, die alle so zu sagen, von selbst gewachsne Früchte scheinen, merklich ab. Julians Schriftstellerruhm kann daher von dieser Seite nicht angefochten werden; gegen ihn ist kein Verdacht möglich, daß er Gehülfen bei seinen litterarischen Arbeiten gehabt habe; er besaß mehr Genie und einen richtigern Geschmack, als alle seine Zeitgenossen: also Alles, was wir von ihm haben, ist sicher von ihm selbst.

Julian hatte viel Witz, viel Lustigkeit, viel Einbildungskraft, und ein feuriges Herz. Diese letztern beiden Eigenschaften machten, daß er sich in den ernsthaften Gattungen den Plato zum Muster nahm. Aristoteles war ihm zu trocken, zu kalt. Er suchte, wie Plato, durch den

Schmuck des Vortrags, durch den Strom der Gedanken, durch die Wärme des Ausdrucks, die Leser an sich zu ziehen, mit sich fortzureißen, ganz in die Ideenwelt zu versetzen. Wenn er der satirischen Laune nachgab, zauberte er, so zu sagen, in einem Augenblick komische Welten hin; und streute die witzigsten Einfälle, die beißendsten Anmerkungen, kurz das Salz der Satire mit einem überfluß aus, den man Verschwendung nennen kann.

Julians Lustigkeit war, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz Geisteslustigkeit: nicht körperliches Wohlgefühl, sondern Heiterkeit des Geistes war ihre Quelle; sie äußerte sich nicht durch körperliche Handlungen oder sinnlichen Genuß, durch Schauspiele, Umgang mit Frauenzimmern, oder in Trinkgesellschaften, sondern lediglich in lebhaften witzigen Gesprächen oder Schriften. Mit einer solchen Lustigkeit verträgt sich die ernstlichste und pünktlichste Erfüllung seiner Pflichten. Seine Ruhmsucht war mächtiger, als seine Lustigkeit; und hieraus erklärt sich, wie ein so munterer, satirischer Geist ein so eifriger Verfechter des heidnischen Aberglaubens sein konnte: wenn wir nehmlich dabei bedenken, daß, wie wir unten zeigen wollen, seine Ruhmsucht bei

der

der Vertheidigung der heidnischen Religion interessirt war.

Von den damals bekannten Wissenschaften waren Moral, Philosophie und heidnische Theologie die Felder, auf denen sein Geist am liebsten verweilte. Unter Philosophie ist hier diejenige zu verstehn, die uns über die Sinnenwelt hinausführt und mit der unsichtbaren bekannt machen will: mit einem Wort, die Metaphysik. Seine Theologie ist allegorisirte Metaphysik, oder vielmehr, Metaphysik, zur Allegorisirung der Griechischen Götterlehre angewandt. — Seine Theologie ist das anstößigste in seinen Schriften. Man kann es nicht begreifen, daß ein Mann von so hellem Verstande, so scharfer Urtheilskraft, so abergläubig und ein so großer Schwärmer für seinen Aberglauben sein konnte.

Aber es ist Zeit, diesen seinen vermeinten Aberglauben näher kennen zu lernen. Es scheint derselbe durch den nehmlichen Selbstzwang entstanden zu sein, durch welchen Mancher, im Verstande unüberzeugt, seinem Herzen zu gefallen, ein Gläubiger wurde. Wir müssen diesen Theil von Julians Charakter historisch entwickeln.

Ein Gemüth, welches aufrichtig nach Wahrheit forscht, welchem Licht über die Verhältnisse

des Menschen zur Gottheit das wichtigste aller Bedürfnisse, und Skeptizismus eine Quaal ist; ein Gemüth, welches vor allem Unterricht schon religiöse Vorstellungen und Empfindungen liebt, bei welchem überhaupt Empfindungen und Vorstellungen oder gar Vorspiegelungen der Einbildungskraft auf das Denken Einfluß haben: ein solches Gemüth scheint die Anlage zu sein, welche unter gewissen Umständen anfänglich natürliche und durch sich selbst bestehende, in der Folge durch künstliche Mittel unterhaltene, Schwärmerei verursachen muß. Wer mit einer solchen Anlage seine Ausbildung in einem Zeitalter bekömmt, wo der Streit zwischen zuversichtlichen Dogmatikern und alles zermalmenden Skeptikern mit aller Lebhaftigkeit und mit dem Aufwand aller möglichen Kräfte geführt wird; wo Aberglauben, Glauben und Unglauben jeder seine Sache öffentlich mit den stärksten Waffen, die er finden konnte, vertheidigt, und die Sache seines Gegners bestreitet; wer dann in den Schriften aller dieser Parteien gierig forscht, und auf keiner Seite alles, auf jeder Seite etwas findet, dem entweder sein Kopf oder sein Herz Beifall geben muß; wer insbesondre auf der einen Seite den Grundsatz von der Unmöglichkeit des Entstehens aus Nichts

Nichts unwiderleglich und entscheidend findet, dem aber auf der andern Seite vor den Folgen, welche die kalte Vernunft aus diesem Grundsatz ziehen könnte, bange wird: der nimmt einen von seiner Einbildungskraft ihm angebotnen Glauben an, weil sein Herz demselben beistimmt; einen Glauben der, verschiedentlich modifizirt, auf deistische sowohl als polytheistische Vorstellungen leiten kann.

Julian, mit dieser Anlage geboren, ward in der Einsamkeit auf einem öden Bergschlosse in den Gebirgen Kleinasiens erzogen. Hier mußte seine Einbildungskraft sich am ersten entwickeln; und, in Ermangelung wirklicher Gegenstände, mußten Ideen sein ganzes Herz an sich ziehen. Die wichtigsten Gedanken welche einen forschgierigen Jüngling von diesem Charakter beschäftigen können, sind die Fragen von der Gottheit, von der Seele, und von der Zukunft. Kleinasien war damals, so wie alle morgenländische Provinzen des Kaiserthums, Ägypten, Syrien und das eigentliche Griechenland selbst, ein für den philosophischen Beobachter äußerst interessanter Schauplatz, wo alle die verschiednen Meinungen, die man bis dahin über jene Fragen irgendwo in der bekannten Welt gehabt hatte, zusammen trafen,

 und

und die Forscher in die größte Bewegung versetzten. Hier stritten nicht nur die Sekten der Griechischen Philosophen mit einander; sondern gegen sie alle stritten die Philosophen aus Zoroasters und vielleicht aus andern Morgenländischen Schulen. Hier stritten die Heidnischen und Christlichen Theologieen mit einander. Jede Partei suchte sich Bundesgenossen. Die verschiednen theologischen Systeme wurden entweder mit diesem oder jenem philosophischen verknüpft; und es entstanden dadurch Vorstellungsarten von sonderbarem Gemisch. Hier fand man platonisirende Christen, und Platoniker welche Platos Lehren in ein geheimnißvolles Gewand, den Geheimnissen des Christenthums ähnlich, verhüllten. Hier gab es christliche Theologen, in die der Geist der Morgenländischen Philosophie gefahren war. Hier gab es morgenländische Philosophen, die jedes Religionssystem mit ihrer Philosophie vereinbar fanden.

Die alte heidnisch-griechische Theologie war indeß so in die Enge getrieben, daß sie ihre buchstäblichen Lehren, ihre Überlieferungen von dem Charakter und von den Thaten ihrer Götter, aufgeben mußte. Nur durch irgend eine Art von Deutungen konnten dieselben noch gerettet werden.

Von

Von was für Grundsätzen Julian ausging, sieht man in seinen beiden Reden auf die königliche Sonne und auf die Mutter der Götter. In jener legt er der Welt eine von Ewigkeit her gewesene, eine in alle Ewigkeit fortdaurende Existenz bei *). Wer bei diesem Grundsatze gleichwohl eine Gottheit oder mehrere annimmt, der verknüpft mit diesem Worte offenbar ganz andre Begriffe, als der eigentliche Deist oder Polytheist. Was Julian sich unter Gottheiten dachte, ergiebt sich aus der zweiten der angeführten Reden, wo er die Mutter der Götter durch die Urkraft erklärt, die den mechanischen und bildenden Kräften der Natur zum Grunde liegt. Attis ist bei ihm die Kraft, welche die Natur zu zweckmäßigen Gestalten bildete **).

Mit diesem seinem Grundsatze und mit seiner Vorstellungsart hätte Julian ein Christ von der Art sein können, wie es unter den Schwärmern der christlichen Kirche gegeben hat und vielleicht noch

*) Εξ ἀϊδιϐ γεγονεν αγεννητως, ες τϐ τον επιλοιπον χρονον ἀϊδιος. p. 132, ed. Spanh.

**) Den Beweis enthält die ganze Rede auf die Mutter der Götter.

noch giebt, denen die Gottheit in Christus eigentlich nur der Geist, welcher die Materie belebt, in seiner ganzen, in seiner göttlichen Vortreflichkeit, war. Aber Julian hatte seine Begriffe von Vortreflichkeit, von Göttlichkeit eines Charakters, wie sie sich durch Eigenschaften und Thaten im menschlichen Leben äußert, aus Mustern und Vorstellungen in den alten Griechischen Schriftstellern, Dichtern, Rednern, Geschichtschreibern und Philosophen abstrahirt. Und für dieses Ideal, welches Thätigkeit, Muth, Tapferkeit und andere glänzende Tugenden erfordert, waren die Eigenschaften und Thaten des Stifters der christlichen Religion zu still, zu bescheiden, zu demüthig, als daß Julian sie bewundern und nachahmenswürdig finden konnte. Diese Richtung nahm sein Gemüth sehr früh, als er noch Griechische Literatur und Philosophie studirte. Voll von einem Homer, einem Plato, konnte er den ins Griechische übersetzten Davidischen Psalmen, Propheten, und dem Apostel Paulus keinen Geschmack abgewinnen. Der jugendliche Umgang mit Männern, die seine Lehrer in jenen Fächern waren, die gleichen Geschmack mit ihm hatten, und die der alten Griechischen Religion treu blieben, bestärkte ihn in seiner Denkungsart.

Und

Und da zu gleicher Zeit persönliche Begegnisse ihm Haß und Widerwillen wider die Christen selbst eingeflößt hatten, so ergab er sich um so eifriger dem Heidenthum: weil es den Menschen sehr natürlich ist, von zwei Systemen das eine hartnäckig zu vertheidigen, wenn sie von den Anhängern des andern Unrecht erlitten zu haben glauben. Jene Begegnisse, die dem jungen Julian von seinem Vetter dem christlichen Kaiser Konstantius widerfuhren, die Hinrichtung seines Vaters und seines Bruders, und die Art von Gefangenschaft worin er selbst von Kindheit an beständig gehalten wurde, sind zu bekannt, als daß es nicht hinreichend wäre, ihrer bloß zu erwähnen.

So konnte bei einem ruhmsüchtigen Jünglinge von kraftvollem und festen Charakter früh der Vorsatz entstehn, ein Vertheidiger, ein Retter der alten ihrem Untergange nahen Nazionalreligion, gegen eine neue, die durch die Begünstigung zweier von ihm nicht bewunderter, vielmehr verachteter, gehaßter Kaiser ihr Haupt erhoben hatte, gegen eine Religion, die in seinen Augen alle große gesellschaftliche Tugenden erstickte, und dadurch den Staat selbst untergrub, sein zu wollen. Nachdem er einmal diesen Vorsatz öffentlich bekannt hatte, litt seine ganze Gemüthsart nicht, ihm

jemals

jemals untreu zu werden. Er suchte also immer mehr Vortreflichkeit in der heidnischen Religion, als sie wirklich enthielt; und zwang sich, so zu sagen, dies Vortrefliche zu sehen, das er, hätte er in seinen Jugendjahren nicht Vorurtheile wider das Christenthum gefaßt, hätte er sich nicht so früh als einen Verehrer und Beschützer der alten Religion angekündigt, gewiß nicht würde gesehn haben. Ein gewöhnliches Schicksal derer, welche sich früh der Welt als Personen, in denen gewisse Ideale von Charakteren realisirt wären, ankündigen; um nicht den Vorwurf der Inkonsistenz zu verdienen, müssen sie den angenommenen Charakter durchsetzen, sollte es ihnen auch noch so lästig werden, und die Verläugnung oder Abwendung oder vorsetzliche Unterdrückung späterer besserer Einsichten ihnen nothwendig machen. Auch dieses ist eine von den schädlichen Früchten jener Leidenschaft für das Außerordentliche, von der wir oben redeten, die kein weiser Erzieher bei seinem Zöglinge erregen muß. — Dagegen zu warnen, durch das Exempel Julians, war mit eine Absicht dieses Aufsatzes.

7.

7.

Noch etwas über Möser's Tod.

An Herrn Bibliothekar Biester.

Im Märzstück der Berlinischen Monatsschrift von diesem Jahre findet sich (Nr. 6) ein anonymisches Schreiben, worin von den letzten Lebenstagen und Äusserungen des verewigten Mösers Nachricht gegeben werden soll. Ew. trugen kein Bedenken, dasselbe Ihren Lesern mitzutheilen, in der nicht unsichern Voraussetzung, „daß auch „die kleinste, nur äussere Dinge enthaltende, „Beschreibung von Mösers letzten Tagen jedem „Verehrer des edlen Mannes rührend willkom„men sein werde." — Der Ungenannte gehört ohne Zweifel zu den aufrichtigen Verehrern des Möserschen Namens: um so mehr bedaure ich, daß derselbe in Absicht einiger Worte, womit, seiner Angabe nach, der Verewigte diese Zeitlichkeit verlassen haben soll, nicht genau unterrichtet war.

Der Ungenannte schreibt: „Der Prozeß ist „zu Ende, sagte er kurz vor seinem Absterben, „wie

„wie sein Arzt aus dem Zimmer ging. „Der
„Prozeß ist zu Ende. Er fragte dann nach dem
„Tage, zählte die folgenden, wann er schon
„könne begraben werden. Dieses, verlangte er,
„solle am Abend geschehen, damit die Leute doch
„wissen mögten, daß er gestorben sei u. s. w.“ —
Es sollte mir leid thun, wenn irgend Jemand,
der diese Zeilen gelesen hat, in Versuchung gekommen
wäre, zu der Vermuthung sich berechtigt zu
halten, daß Möser mit weniger Ernst, und in
einer andern Seelenfassung aus dieser Welt gegangen
sei, als man von dem Charakter eines
solchen Mannes mit Recht erwartet. Da indeß
eine Besorgniß dieser Art in Absicht dieses oder
jenes Lesers doch nicht ganz leer scheinen mögte,
und der Frau von Voigts, als Tochter eines so
unvergeßlichen Vaters, daran gelegen sein muß,
jede falsche und unwürdige Vorstellung dieser Art
zu verhüten; so wünscht Dieselbe, daß Ew. um
der Wahrheit selbst willen, folgende Erläuterung
von mir in Ihre Zeitschrift, so bald es nur geschehen
kann, aufnehmen mögen.

Möser starb, wie er gelebt hat, mit einer
Fassung, Seelenruhe, und Gottergebenheit, wie
sie sich für seinen Charakter durchaus schickte:
einen

einen Charakter, in welchem Heiterkeit und Ernst eben so harmonisch, als eigenthümlich und auf eine höchst seltene Weise, vereinigt waren. Seine Seele faßte eine Summe großer und liebenswürdiger Eigenschaften in sich, die dadurch nicht wohl angedeutet werden kann, wenn man ihn einen „wackern Mann“ nennt.

Der wahre Sinn der Worte: „Ich habe „den Prozeß verloren“ (nicht, „der Prozeß ist zu Ende“), welche er etwa zwei Stunden vor seiner Vollendung sprach, erhellet aus folgendem. Womit Möser in den letzten zehn Jahren seines Lebens zu kämpfen hatte, war eine gewisse Art von Krämpfen, die ihn zuweilen hart angriffen, und die mit Schlaflosigkeit verbunden waren. Dieses übel glaubte er sich durch den ehemaligen Gebrauch des kalten Bades hauptsächlich zugezogen zu haben, und warnte davor Manchen sehr freundschaftlich. Hiedurch, erklärte er öfter, wären die äussern Theile seines Körpers in eben dem Maße gestärkt, als die innern schlaff geworden wären, mithin jene nur auf Kosten dieser gestärkt. Nun hoffte er, die Natur werde durch ihre eigene Kraft von innen aus dermaßen wirken, daß das Äussere mit dem Innern wieder ins

ins Gleichgewicht käme. Hierüber hatte er sich eine eigene Theorie gebildet, die eben so einfach als sinnreich war, und war Willens, dieselbe schriftlich zu verfassen. Nach dieser seiner Theorie war er so glücklich, jeden neuen Anfall seines übels für eine wohlthätige und durchaus nothwendige Operazion der Natur zu gänzlicher Wiederherstellung des verlornen Gleichgewichts zu halten. Daher auch seine letzte Krankheit ihm nicht tödlich schien. Des Nachts um zwei Uhr, drei Stunden vor seinem Ende, zeigt sich der Todesschweiß; er hält ihn für eine glückliche Krisis zur völligen Auflösung seines alten übels, empfindet aber bald darauf, daß er sich geirrt hat, und sagt nun: „Ich habe den Prozeß verloren.“ Nachdem er noch einige Aufträge gegeben, läßt er seiner Tochter für alle Beweise ihrer Liebe und Zärtlichkeit danken, und sagt, er sei nun müde und wolle schlafen. Er läßt sich das Küssen zurechtlegen, legt sein Haupt nieder mit den Worten: Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist! Er schlummert ein, und der Tod umarmt ihn sanft und unmerklich, ohne das mindeste Zeichen von Zuckung oder Angst. Sehr leicht ward ihm der übergang in eine bessere Welt!

über

über die Art, wie man ihn begraben solle, hatte er mehrmal mit seiner Tochter, noch vor seiner Krankheit, geredet. Er verlangte auf dieselbe Art begraben zu werden, wie er die würdige Gattinn seines Lebens im Sommer 1787 hatte begraben lassen. Die ihm so viele Jahre theuer gewesen war, und ihm das Leben so unaussprechlich versüßt hatte, an deren Seite wollte er auch im Tode ruhen, um mit ihr zu einem bessern Leben wieder zu erwachen. Auf einem ihrer Briefe, den seine Tochter nach seinem Tode fand, hatte er mit eigener Hand geschrieben:

Sie starb, und mit ihr starb auch meines Lebens Freude;
Jedoch ein froher Tag vereinigt uns einst beide.

Daß er sieben Tage nach seiner Auflösung begraben werden wolle, hat er noch in den letzten Augenblicken gesagt. Er war gegen alle frühern Begräbnisse; er tadelte auch die neuere Art derselben in so fern, als sie ihm theils einen Mangel an derjenigen Ehrfurcht zu verrathen schien, die man dem Andenken der Vollendeten schuldig sei, theils mit der guten Absicht der ältern Anordnung stritten, wonach man auf alle Weise dafür gesorg

hätte, jeden Menschen und Mitbürger zu überzeugen, daß der Entschlafene wirklich gestorben sei.

In der Hoffnung, daß über das Leben Mösers noch wohl etwas Vollständiges bekannt werden könne, beharre ich — u. s. w.

Osnabrück.

Dr. J. F. Kleuker.

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdrucker.

Neue Verlagsbücher der Schwan und Götzischen Buchhandlung in Mannheim. M. M. 1793. und Ostermesse 1794.

Die mit † bemerkte sind von der Mich. Messe.

Acta Academiae scientiarum & elegantiorum litterarum Theodoro-Palatinae. Vol. VII. Historicum; c. fig. 4. maj. 3 rthl. 12 gr.

Apollo und Minerva, für Freunde gesellschaftlicher Freuden, 8. 12 gr.

† Archenholz (des Hrn. von) Annalen der brittischen Geschichte vom Jahr 1792. 8ter Band 8. 1 rthl. 8 gr. (in Commißion)

† Charidion. Dramatische Szenen und historische Gemälde 2 Bände gr. 8. 3 rthlr.

† Dictionnaire (nouveau) de la langue françoise & allemande par *Ch. Fr. Schwan*, Tom 4ieme qui contient les Lettres, Q—Z, gr. 4. 3 rthlr. 16 gr.

Eiken (D. G. W. von) neues medicinisches Archiv, 2tes Stück 8. 16 gr.

— Grundlinien zur Kenntniß der wichtigsten Krankheiten der Menschen, oder Handbuch der med. Pathologie 8. 1 rthlr. 4 gr.

Die Einquartirung, ein Schauspiel in 1. Aufzug 8. 4 gr.

† Ephemerides Societatis Meteorolog. Palatinae. Observationes pro annis 1789. & 90. gr. 4. (in Commißion).

— idem anni 1791. 4 maj.

Frank (D. Joh. Pet.) Grundsätze über die Behandlung der Krankheiten des Menschen — zu akademischen Vorlesungen bestimmt, 1ter Theil, von den Fiebern gr. 8. 12. gr.

— 2ter Theil, von den Entzündungen gr. 8. 21 gr.

— de curandis hominum morbis epitome liber V. P. Ia 8. maj. 1 rthlr. 4 gr.

Gatterer (D. Chr. Wilh.) Abhandlung vom Pelzhandel insonderheit der Britten, 1te Abtheil. gr. 8. 9 gr.

Geschichte der Westphäl. Friedenshandlung über das Religionswesen bey der Pfälzischen Sache gr. 8. 8. gr.

† Herchenhahn (Joh. Chr.) Geschichte der Entstehung, Bildung und gegenwärtigen Verfaßung des Kaiserl. Reichshofraths, 3ter Theil, gr. 8. 1 rthlr. 8 gr.

Leveling (P. Th. von) über eine merkwürdige künstliche Ersetzung mehrerer sowohl zur Sprache als zum Schlucken nothwendiger aber zerstörter Werkzeuge mit 2 Kupfertafeln gr. 8. 9 gr.

† May (D. F. A.) medicinische Fastenpredigten, oder Vorlesungen über die Körper- und Seelendiätetik zur Verbesserung der Gesundheit und Sitten, 1ter Theil, 8. 1 rthlr.

— derselben 2ter und letzter Theil, 8. 20 gr.

† Medikus (Fr. Cas.) Geschichte der Botanik unserer Zeit, gr. 8. 9 gr.

† — critische Bemerkungen über Gegenstände aus dem Pflanzenreiche, 2tes Stück, 8. 12 gr.

Mosers (C. Fr. Freyh. von) neues patriot. Archiv für Deutschland, gr. 8. 1 rthlr. 12 gr.

† Plutarch von Chäronea über Erziehung. Aus dem Gr. übersetzt, gr. 8. 5 gr.

Semers (M. C.) Beytrag zur nähern Bestimmung des Begrifs der eigentlichen Staatswirthschaft und ihres Gebietes, gr. 8. 6 gr.

Wöllinger (J. A.) über die Stammgesetze und Selbstgüter des menschl. Geistes, zur Grundlegung einer Bildungspolitik gr. 8. 8 gr.

Wundt (Fr. Pet.) zwey Vorlesungen; 1) über Carl Theodors Verdienste um die Berichtigung und Erweiterung der churpfälzischen Landesgeschichte 2) Beschreibung der pfälzischen Bergstraße, gr. 8. 20 gr.

Berlinische Monatsschrift

1794 Junius.

I.

An die Phidyle.

Horazens drey und zwanzigste Ode des dritten Buches.

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

Erheb' am Neumond, ländliche Phidyle,
Die Hände fromm gen Himmel; bring' heurige
  Feldfrüchte, Weihrauch, und ein gierig
    Milchschwein den Laren zum Sühnungsopfer:

Damit dein Weinstock giftiger Winde Hauch
Nicht fühle, noch die Saaten den dürren Brand,
  Noch deiner Heerden hofnungsvolle
    Zucht des gefährlichen Herbstes Einfluß.

Denn Opfer, wie auf Algidons Schneegebirg'
In Eichenwäldern weiden, Albanische
  Grasreiche Sonnentriften abmähn,
    Färben die Beile der Oberpriester.

Dir ziemt es nicht, die Götterchen, welche du
Mit Rosmarin und schwächlichen Myrten krönst,
Dir durch des feisten Wollenviehes
Ofteres Blutbad geneigt zu machen.

Wenn eine reine Hand den Altar berührt,
So schaft uns Mehl und springende Körnchen Salz
Die Huld der zürnenden Penaten
Eher, als Opfer von hundert Stieren.

Anmerkungen.

Den Poeten giebt oft der kleinste Umstand zu einem neuen Gedichte Anlaß. Hat ein Freund zu unserm Dichter etwan einmal gesagt: „Meine gute Frau, die „mir ein Meierhöfchen zugebracht hat, worauf sie die „Wirthschaft führet, bringt aus Frömmigkeit so viele „Opfer, daß ich zu ihren Ausgaben noch Zuschuß geben „muß. Suche ihr doch diese Verschwendung auszureden: „du kannst es besser thun, als ich; du hast keinen „Schaden von ihrem Aufwande, und dein Rath kann „nicht aus Eigennutz herkommen"; Gelegenheit genug für einen Horaz, diese kleine Ode zu entwerfen und sie seiner Freundinn zuzuschreiben. Ihr das Opfern als überflüssig vorzustellen, wäre unklug gewesen: sie würde unsern Dichter für einen Atheisten gehalten haben. Da er hier mit einer Andächtigen zu thun hat, so lobt er ein gottesfürchtiges Leben, und sagt, ohne sie in ihrem Glauben irre zu machen: Du magst fortfahren die Götter durch Opfer zu versöhnen, damit sie Weinbau, Ackerbau und Viehzucht segnen; aber du darfst deinen kleinen Hausgöttern keine großen Opfer bringen: diese gehören nur für die großen Götter, und werden von den Oberpriestern an öffentlichen hohen Festen für uns alle dargebracht. — Daß er seine eigne

Meierinn

Meierinn gemeint haben sollte, die beym Opfer zu viel aufgehen ließ, wie einige Ausleger glauben, ist gar nicht wahrscheinlich. Er war ja Herr und Meister über den Aufwand in seinem Landhause.

V. 2—4. **Bring' heurige Feldfrüchte, Weihrauch und ein gierig Milchschwein den Laren zum Sühnungsopfer.)** Hier nennt der Dichter die Laren, am Ende der Ode nennt er die Penaten. Diese so wohl als jene waren Schutzgötter, und werden oft mit einander verwechselt. Wenn man sie unterscheiden will, so nennt man die Laren Schutzgötter der Häuser, und die Penaten Schutzgötter der Städte. — Das Beywort gierig ist ein so genanntes beständiges Beywort der Schweine.

V. 7. **Noch deiner Heerd en hofnungsvolle Zucht.)** Baxter erklärt *dulces alumni* für kleine Knechte. Der Zusammenhang heißt: Bringst du Feldfrüchte und ein Milchschwein, so gedeihen deine Saaten und die Säuglinge deiner Heerde. Die Beziehung zwischen dem Opfer und der Folge des Opfers ist sehr deutlich. Martial, der gern Spanferkel aß, sagt:

Gebt mir, ihr Reichen, den Säugling (alumnum)
der borstigen Mutter, mit bloßer
Milch genährt. — —

V. 9—11. **Opfer, wie auf Algidons Schneegebirg' in Eichenwäldern weiden, Albanische . . . Triften abmähn.)** Er nennt den Berg Algidum statt jedes andern Berges, wo gute Viehweide war; und eben so die Albanischen Triften statt aller andern.

V. 17—20. **Wenn eine reine Hand den Altar berührt, so schaft uns Mehl und springende Körnchen Salz die Huld der . . . Penaten eher, als Opfer von hundert Stieren.)** Hier nennt der Dichter noch geringere Opfer, als im Anfange: um es desto nachdrücklicher zu sagen, daß bey den Göttern Alles auf

 die

die Reinigkeit des Herzens ankomme. — Daß vor dem einzigen wahren Gott die Tugend allein gilt, und nicht die Feyer der Neumonde und Sabbathe, nicht Räucherwerk, nicht Blut der Farren, Lämmer und Böcke, nicht vieles Beten, Ausbreiten der Hände, Besuchen der Vorhöfe des Tempels, sagt ein großer Prophet in einer sehr feurigen und erhabenen Anrede an Volk und Fürsten. S. Jes. I, 10 — 17.

Ramler.

2.

Das Ende aller Dinge.

Es ist ein, vornehmlich in der frommen Sprache, üblicher Ausdruck, einen sterbenden Menschen sprechen zu lassen: er gehe aus der Zeit in die Ewigkeit.

Dieser Ausdruck würde in der That nichts sagen, wenn hier unter der Ewigkeit eine ins Unendliche fortgehende Zeit verstanden werden sollte; denn da käme ja der Mensch nie aus der Zeit heraus, sondern ginge nur immer aus einer in die andre fort. Also muß damit ein Ende aller Zeit, bei ununterbrochener Fortdauer des Menschen, diese Dauer aber (sein Dasein als Größe betrachtet) doch auch als eine mit der Zeit ganz unvergleichbare Größe (duratio Noumenon)

gemeint

gemeint sein, von der wir uns freilich keinen (als bloß negativen) Begrif machen können. — Dieser Gedanken hat etwas Grausendes in sich: weil er gleichsam an den Rand eines Abgrunds führt, aus welchem für den, der darin versinkt, keine Wiederkehr möglich ist („Ihn aber hält am ern„sten Orte, Der nichts zurücke lässt, Die Ewig„keit mit starken Armen fest." Haller); und doch auch etwas Anziehendes: denn man kann nicht aufhören, sein zurückgeschrecktes Auge immer wiederum darauf zu wenden (nequeunt expleri corda tuendo. *Virgil.*). Er ist furchtbar-erhaben: zum Theil wegen seiner Dunkelheit, in der die Einbildungskraft mächtiger als beim hellen Licht zu wirken pflegt. Endlich muß er doch auch mit der allgemeinen Menschenvernunft auf wundersame Weise verwebt sein: weil er unter allen vernünftelnden Völkern, zu allen Zeiten, auf eine oder andre Art eingekleidet, angetroffen wird. — Indem wir nun den übergang aus der Zeit in die Ewigkeit (diese Idee mag, theoretisch, als Erkenntniß-Erweiterung, betrachtet, objektive Realität haben oder nicht), so wie ihn sich die Vernunft in moralischer Rücksicht selbst macht, verfolgen; stoßen wir auf das Ende aller Dinge, als Zeitwesen und als Gegenstände möglicher Er-

 fah-

fahrung: welches Ende aber in der moralischen Ordnung der Zwecke zugleich der Anfang einer Fortdauer eben dieser als übersinnlicher, folglich nicht unter Zeitbedingungen stehender, Wesen ist, die also und deren Zustand keiner andern als moralischer Bestimmung ihrer Beschaffenheit fähig sein wird.

Tage sind gleichsam Kinder der Zeit, weil der folgende Tag, mit dem was er enthält, das Erzeugniß des vorigen ist. Wie nun das letzte Kind seiner Eltern jüngstes Kind genannt wird; so hat unsre Sprache beliebt, den letzten Tag (den Zeitpunkt, der alle Zeit beschließt) den jüngsten Tag zu nennen. Der jüngste Tag gehört also annoch zur Zeit; denn es geschieht an ihm *noch* irgend Etwas (nicht zur Ewigkeit, wo nichts mehr geschieht, weil das Zeitfortsetzung sein würde, Gehöriges): nehmlich Ablegung der Rechnung der Menschen von ihrem Verhalten in ihrer ganzen Lebenszeit. Er ist ein Gerichtstag; das Begnadigungs- oder Verdammungs-Urtheil des Weltrichters ist also das eigentliche Ende aller Dinge in der Zeit, und zugleich der Anfang der (seligen oder unseligen) Ewigkeit, in welcher das Jedem zugefallne Loos so bleibt, wie es in dem Augenblick des Ausspruchs (der Sentenz) ihm zu Theil

ward.

ward. Also enthält der jüngste Tag auch das jüngste Gericht zugleich in sich. — Wenn nun zu den letzten Dingen noch das Ende der Welt so wie sie in ihrer itzigen Gestalt erscheint, nehmlich das Abfallen der Sterne vom Himmel als einem Gewölbe, der Einsturz dieses Himmels selbst (oder das Entweichen desselben als eines eingewickelten Buchs), das Verbrennen beider, die Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde zum Sitz der Seligen, und der Hölle zu dem der Verdammten, gezählt werden sollten: so würde jener Gerichtstag freilich nicht der jüngste Tag sein; sondern es würden noch verschiedne andre auf ihn folgen. Allein, da die Idee eines Endes aller Dinge ihren Ursprung nicht von dem Vernünfteln über den physischen, sondern über den moralischen, Lauf der Dinge in der Welt hernimmt, und dadurch allein veranlasst wird; der letztere auch allein auf das übersinnliche (welches nur am Moralischen verständlich ist), dergleichen die Idee der Ewigkeit ist, bezogen werden kann: so muß die Vorstellung jener letzten Dinge, die nach dem jüngsten Tage kommen sollen, nur als eine Versinnlichung des letztern samt seinen moralischen, uns übrigens nicht theoretisch begreiflichen, Folgen angesehen werden.

Es ist aber anzumerken, daß es von den ältesten Zeiten her zwei, die künftige Ewigkeit betreffende, Systeme gegeben hat: eines das der **Unitarier** derselben, welche allen Menschen (durch mehr oder weniger lange Büßungen gereinigt) die ewige Seligkeit; das andre das der **Dualisten** *), welche einigen Auserwählten die Seligkeit,

*) Ein solches System war in der Altpersischen Religion (des Zoroaster) auf der Voraussetzung zweier im ewigen Kampf mit einander begriffenen Urwesen, dem Guten Prinzip, Ormuzd, und dem Bösen, Arihman, gegründet. — Sonderbar ist es: daß die Sprache zweier weit von einander, noch weiter aber von dem itzigen Sitz der Deutschen Sprache, entfernten Länder, in der Benennung dieser beiden Urwesen, deutsch ist. Ich erinnere mich bei Sonnerat gelesen zu haben, daß in Ava (dem Lande der Burachmanen) das gute Prinzip Godeman (welches Wort in dem Namen Darius Codomannus auch zu liegen scheint) genannt werde; und, da das Wort Arihman mit dem arge Mann sehr gleich lautet, das itzige Persische auch eine Menge ursprünglich deutscher Wörter enthält: so mag es eine Aufgabe für den Alterthumsforscher sein, auch an dem Leitfaden der Sprachverwandtschaft dem Ursprunge der itzigen Religionsbegriffe mancher Völker nachzugehn.
[Man s. Sonnerat's Reise, Buch 2, Kap. 2. B.]

keit, allen übrigen aber die ewige Verdammniß zusprechen. Denn ein System, wornach Alle verdammt zu sein bestimmt wären, konnte wohl nicht Platz finden, weil sonst kein rechtfertigender Grund da wäre, warum sie überhaupt wären erschaffen worden; die Vernichtung Aller aber eine verfehlte Weisheit anzeigen würde, die, mit ihrem eignem Werk unzufrieden, kein ander Mittel weiß den Mängeln desselben abzuhelfen, als es zu zerstören. — Den Dualisten steht indeß immer eben dieselbe Schwierigkeit, welche hinderte sich eine ewige Verdammung Aller zu denken, im Wege: denn wozu, könnte man fragen, waren auch die Wenigen, warum auch nur ein Einziger geschaffen, wenn er nur dasein sollte um ewig verworfen zu werden? welches doch ärger ist als gar nicht sein.

Zwar, soweit wir es einsehn, soweit wir uns selbst erforschen können, hat das dualistische System (aber nur unter einem höchstguten Urwesen), in praktischer Absicht, für jeden Menschen wie er sich selbst zu richten hat (obgleich nicht wie er Andre zu richten befugt ist), einen überwiegenden Grund in sich: denn, so viel er sich kennt, läßt ihm die Vernunft keine andre Aussicht in die Ewigkeit übrig, als die ihm aus seinem bisher

 geführten

geführten Lebenswandel sein eignes Gewissen am Ende des Lebens eröfnet. Aber zum Dogma, mithin um einen an sich selbst (objektiv) gültigen theoretischen Satz daraus zu machen, dazu ist es, als bloßes Vernunfturtheil, bei weitem nicht hinreichend. Denn welcher Mensch kennt sich selbst, wer kennt Andre so durch und durch, um zu entscheiden: ob, wenn er von den Ursachen seines vermeintlich wohlgeführten Lebenswandels Alles, was man Verdienst des Glücks nennt, als sein angebornes gutartiges Temperament, die natürliche größere Stärke seiner obern Kräfte (des Verstandes und der Vernunft um seine Triebe zu zähmen), überdem auch noch die Gelegenheit wo ihm der Zufall glücklicher weise viele Versuchungen ersparte, die einen Andern trafen; wenn er dies Alles von seinem wirklichen Charakter absonderte (wie er das denn, um diesen gehörig zu würdigen, nothwendig abrechnen muß, weil er es, als Glücksgeschenk, seinem eignen Verdienst nicht zuschreiben kann); wer will dann entscheiden, sage ich, ob vor dem allsehenden Auge eines Weltrichters ein Mensch, seinem innern moralischen Werthe nach, überall noch irgend einen Vorzug vor dem Andern habe, und es so vielleicht nicht ein ungereimter Eigendünkel sein dürfte, bei dieser oberflächlichen

flächlichen Selbsterkenntniß, zu seinem Vortheil über den moralischen Werth (und das verdiente Schicksal) seiner selbst so wohl als Anderer irgend ein Urtheil zu sprechen. — Mithin scheint das System des Unitariers sowohl als des Dualisten, beides als Dogma betrachtet, das spekulative Vermögen der menschlichen Vernunft gänzlich zu übersteigen, und Alles uns dahin zurückzuführen, jene Vernunftideen schlechterdings nur auf die Bedingungen des praktischen Gebrauchs einzuschränken. Denn wir sehen doch nichts vor uns, das uns von unserm Schicksal in einer künftigen Welt itzt schon belehren könnte, als das Urtheil unsers eignen Gewissens, d. i. was unser gegenwärtiger moralischer Zustand, soweit wir ihn kennen, uns darüber vernünftiger weise urtheilen läßt: daß nehmlich, welche Prinzipien unsers Lebenswandels wir bis zu dessen Ende in uns herrschend gefunden haben (sie seien die des Guten oder des Bösen), auch nach dem Tode fortfahren werden es zu sein; ohne daß wir eine Abänderung derselben in jener Zukunft anzunehmen den mindesten Grund haben. Mithin müßten wir uns auch der jenem Verdienst oder dieser Schuld angemessenen Folgen, unter der Herrschaft des guten oder des bösen Prinzips, für die Ewigkeit gewärtigen;

tigen; in welcher Rücksicht es folglich weise ist, so zu handeln, als ob ein andres Leben, und der moralische Zustand mit dem wir das gegenwärtige endigen, samt seinen Folgen, beim Eintritt in dasselbe unabänderlich sei. In praktischer Absicht wird also das anzunehmende System das Dualistische sein müssen; ohne doch ausmachen zu wollen, welches von beiden, in theoretischer und bloß spekulativer, den Vorzug verdiene: zumal da das Unitarische zu sehr in gleichgültige Sicherheit einzuwiegen scheint.

Warum erwarten aber die Menschen überhaupt ein Ende der Welt? und, wenn dieses ihnen auch eingeräumt wird, warum eben ein Ende mit Schrecken (für den größten Theil des menschlichen Geschlechts)? . . . Der Grund des erstern scheint darin zu liegen, weil die Vernunft ihnen sagt, daß die Dauer der Welt nur sofern einen Werth hat, als die vernünftigen Wesen in ihr dem Endzweck ihres Daseins gemäß sind, wenn dieser aber nicht erreicht werden sollte, die Schöpfung selbst ihnen zwecklos zu sein scheint: wie ein Schauspiel das gar keinen Ausgang hat, und keine vernünftige Absicht zu erkennen giebt. Das letztere gründet sich auf der Meinung von der verderbten Beschaffenheit des menschlichen Geschlechts

schlechts *), die bis zur Hofnungslosigkeit groß sei; welchem ein Ende und zwar ein schreckliches Ende

*) Zu allen Zeiten haben sich dünkende Weise (oder Philosophen), ohne die Anlage zum Guten in der menschlichen Natur einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, sich in widrigen, zum Theil ekelhaften, Gleichnissen erschöpft, um unsre Erdenwelt, den Aufenthalt für Menschen, recht verächtlich vorzustellen. 1) Als ein Wirthshaus (Karavanserai), wie jener Derwisch sie ansieht: wo jeder auf seiner Lebensreise Einkehrende gefaßt sein muß, von einem folgenden bald verdrängt zu werden. 2) Als ein Zuchthaus; welcher Meinung die Brahmanischen, Tibetanischen und andre Weisen des Orients, (auch sogar Plato) zugethan sind: ein Ort der Züchtigung und Reinigung gefallner, aus dem Himmel verstoßner, Geister, itzt menschlicher oder Thier-Seelen. 3) Als ein Tollhaus: wo nicht allein Jeder für sich seine eignen Absichten vernichtet, sondern Einer dem Andern alles erdenkliche Herzeleid zufügt, und obenein die Geschicklichkeit und Macht das thun zu können für die größte Ehre hält. Endlich 4) Als ein Kloak, wo aller Unrath aus andern Welten hingebannt worden. Der letztere Einfall ist auf gewisse Art originell, und einem Persischen Witzling zu verdanken, der das Paradies, den Aufenthalt des ersten Menschenpaars, in den Himmel versetzte, in

Ende zu machen, die einzige der höchsten Weisheit und Gerechtigkeit (dem größten Theil der Menschen nach) anständige Maaßregel sei. — Daher sind auch die Vorzeichen des jüngsten Tages (denn wo läßt es eine durch große Erwartungen erregte Einbildungskraft wohl an Zeichen und Wundern fehlen?) alle von der schrecklichen Art. Einige sehen sie in der überhandnehmenden Ungerechtigkeit, Unterdrückung der Armen durch übermüthige Schwelgerei der Reichen, und dem allgemeinen

in welchem Garten Bäume genug, mit herrlichen Früchten reichlich versehen, anzutreffen waren, deren Überschuß, nach ihrem Genuß, sich durch unmerkliche Ausdünstung verlor; einen einzigen Baum mitten im Garten ausgenommen, der zwar eine reizende aber solche Frucht trug, die sich nicht ausschwitzen ließ. Da unsre ersten Eltern sich nun gelüsten ließen, ungeachtet des Verbots, dennoch davon zu kosten; so war, damit sie den Himmel nicht beschmutzten, kein andrer Rath, als daß einer der Engel ihnen die Erde in weiter Ferne zeigte, mit den Worten: „Das ist der Abtritt für „das ganze Universum," sie sodann dahinführte um das Benöthigte zu verrichten, und darauf mit Hinterlassung derselben zum Himmel zurückflog. Davon sei nun das menschliche Geschlecht auf Erden entsprungen.

meinen Verlust von Treu und Glauben; oder in den an allen Erdenden sich entzündenden blutigen Kriegen, u. s. w.: mit einem Worte, an dem moralischen Verfall und der schnellen Zunahme aller Laster, sammt den sie begleitenden übeln, dergleichen, wie sie wähnen, die vorige Zeit nie sah. Andre dagegen in ungewöhnlichen Naturveränderungen, an den Erdbeben, Stürmen und überschwemmungen, oder Kometen und Luftzeichen.

In der That fühlen, nicht ohne Ursache, die Menschen die Last ihrer Existenz, ob sie gleich selbst die Ursache derselben sind. Der Grund davon scheint mir hierin zu liegen. — Natürlicherweise eilt, in den Fortschritten des menschlichen Geschlechts, die Kultur der Talente, der Geschicklichkeit und des Geschmacks (mit ihrer Folge, der üppigkeit), der Entwicklung der Moralität vor; und dieser Zustand ist gerade der lästigste und gefährlichste für Sittlichkeit so wohl als physisches Wohl: weil die Bedürfnisse viel stärker anwachsen, als die Mittel sie zu befriedigen. Aber die sittliche Anlage der Menschheit, die (wie Horazens poena, pede claudo) ihr immer nachhinkt, wird sie, die in ihrem eilfertigen Lauf sich selbst verfängt und oft stolpert, (wie man unter einem weisen Weltregierer wohl hoffen darf) dereinst

dereinst überholen; und so sollte man, selbst nach den Erfahrungsbeweisen des Vorzugs der Sittlichkeit in unserm Zeitalter, in Vergleichung mit allen vorigen, wohl die Hofnung nähren können, daß der jüngste Tag eher mit einer Eliasfahrt, als mit einer der Rotte Korah ähnlichen Höllenfahrt eintreten, und das Ende aller Dinge auf Erden herbeiführen dürfte. Allein dieser heroische Glauben an die Tugend scheint doch, subjektiv, keinen so allgemeinkräftigen Einfluß auf die Gemüther zur Bekehrung zu haben, als der an einen mit Schrecken begleiteten Auftritt, der vor den letzten Dingen als vorhergehend gedacht wird.

* * *

Anmerkung. Da wir es hier bloß mit Ideen zu thun haben (oder damit spielen) die die Vernunft sich selbst schaft, wovon die Gegenstände (wenn sie deren haben) ganz über unsern Gesichtskreis hinausliegen, die indeß, obzwar für das spekulative Erkenntniß überschwenglich, darum doch nicht in aller Beziehung für leer zu halten sind, sondern in praktischer Absicht uns von der gesetzgebenden Vernunft selbst an die Hand gegeben werden, nicht etwa um über ihre Gegenstände, was sie an sich und ihrer Natur nach sind,

nachzu-

nachzugrübeln, sondern wie wir sie zum Behuf der moralischen, auf den Endzweck aller Dinge gerichteten, Grundsätze zu denken haben (wodurch sie, die sonst gänzlich leer wären, objektive praktische Realität bekommen); — so haben wir ein freies Feld vor uns, dieses Produkt unsrer eignen Vernunft: den allgemeinen Begrif von einem Ende aller Dinge, nach dem Verhältniß das er zu unserm Erkenntnißvermögen hat, einzutheilen, und die unter ihm stehenden zu klassifiziren.

Diesem nach wird das Ganze 1) in das natürliche *) Ende aller Dinge, nach der Ordnung moralischer Zwecke göttlicher Weisheit, welches wir also (in praktischer Absicht) wohl verstehen können, 2) in das mystische (übernatürliche) Ende derselben, in der Ordnung der wirkenden Ursachen, von welchen wir nichts verstehen,

*) Natürlich (formaliter) heißt, was nach Gesetzen einer gewissen Ordnung, welche es auch sei, mithin auch der moralischen, (also nicht immer bloß der physischen) nothwendig folgt. Ihm ist das Nichtnatürliche, welches entweder das Übernatürliche, oder das Widernatürliche sein kann, entgegengesetzt. Das Nothwendige aus Natursachen würde auch als materialiter-natürlich (physischnothwendig) vorgestellt werden.

stehen, 3) in das widernatürliche (verkehrte) Ende aller Dinge, welches von uns selbst, dadurch daß wir den Endzweck mißverstehen, herbeigeführt wird, eingetheilt, und in drei Abtheilungen vorgestellt werden: wovon die erste so eben abgehandelt worden, und nun die zwei noch übrigen folgen.

* * *

In der Apokalypse (X, 5, 6) „hebt ein Engel seine Hand auf gen Himmel, und schwört bei dem Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit, der den Himmel erschaffen hat u. s. w.: daß hinfort keine Zeit mehr sein soll.“

Wenn man nicht annimmt, daß dieser Engel „mit seiner Stimme von sieben Donnern“ (V. 3) habe Unsinn schreien wollen, so muß er damit gemeint haben, daß hinfort keine Veränderung sein soll; denn wäre in der Welt noch Veränderung, so wäre auch die Zeit da, weil jene nur in dieser Statt finden kann, und, ohne ihre Voraussetzung, gar nicht denkbar ist.

Hier wird nun ein Ende aller Dinge, als Gegenstände der Sinne, vorgestellt, wovon wir uns gar keinen Begrif machen können: weil wir uns selbst unvermeidlich in Widersprüche verfangen, wenn wir einen einzigen Schritt aus der

Sinnen-

Sinnenwelt in die intelligible thun wollen; welches hier dadurch geschieht, daß der Augenblick, der das Ende der erstern ausmacht, auch der Anfang der andern sein soll, mithin diese mit jener in eine und dieselbe Zeitreihe gebracht wird, welches sich widerspricht.

Aber wir sagen auch, daß wir uns eine Dauer als **unendlich** (als Ewigkeit) denken: nicht darum weil wir etwa von ihrer Größe irgend einen bestimmbaren Begrif haben — denn das ist unmöglich, da ihr die Zeit, als Maaß derselben, gänzlich fehlt —; sondern jener Begrif ist, weil, wo es keine Zeit giebt, auch kein Ende Statt hat, bloß ein negativer von der ewigen Dauer, wodurch wir in unserm Erkenntniß nicht um einen Fußbreit weiter kommen, sondern nur gesagt werden will, daß der Vernunft, in (praktischer) Absicht auf den Endzweck, auf dem Wege beständiger Verändrungen nie Genüge gethan werden kann: ob zwar auch, wenn sie es mit dem Prinzip des Stillstandes und der Unveränderlichkeit des Zustands der Weltwesen versucht, sie sich eben so wenig in Ansehung ihres theoretischen Gebrauchs genug thun, sondern vielmehr in gänzliche Gedankenlosigkeit gerathen würde; da ihr dann nichts übrig bleibt, als sich eine ins Unend-

 liche

liche (in der Zeit) fortgehende Verändrung, im beständigen Fortschreiten zum Endzweck, zu denken, bei welchem die Gesinnung (welche nicht, wie jenes, ein Phänomen, sondern etwas Übersinnliches, mithin nicht in der Zeit veränderlich ist) bleibt und beharrlich dieselbe ist. Die Regel des praktischen Gebrauchs der Vernunft dieser Idee gemäß will also nichts weiter sagen, als: wir müssen unsre Maxime so nehmen, als ob, bei allen ins Unendliche gehenden Verändrungen vom Guten zum Bessern, unser moralische Zustand, der Gesinnung nach, (der homo Noumenon, „dessen Wandel im Himmel ist“) gar keinem Zeitwechsel unterworfen wäre.

Daß aber einmal ein Zeitpunkt eintreten wird, da alle Verändrung (und mit ihr die Zeit selbst) aufhört, ist eine die Einbildungskraft empörende Vorstellung. Alsdann wird nehmlich die ganze Natur starr und gleichsam versteinert: der letzte Gedanken, das letzte Gefühl bleiben alsdann in dem denkenden Subjekt stehend und ohne Wechsel immer dieselben. Für ein Wesen, welches sich seines Daseins und der Größe desselben (als Dauer) nur in der Zeit bewußt werden kann, muß ein solches Leben, wenn es anders Leben heißen mag, der Vernichtung gleich scheinen: weil Es, um

sich

sich in einen solchen Zustand hineinzudenken, doch überhaupt etwas denken muß; Denken aber ein Reflektiren enthält, welches selbst nur in der Zeit geschehen kann. — Die Bewohner der andern Welt werden daher so vorgestellt, wie sie, nach Verschiedenheit ihres Wohnorts (dem Himmel oder der Hölle), entweder immer dasselbe Lied ihr Hallelujah, oder ewig eben dieselben Jammertöne anstimmen (XIX, 1 — 6; XX, 15): wodurch der gänzliche Mangel alles Wechsels in ihrem Zustande angezeigt werden soll.

Gleichwohl ist diese Idee, sosehr sie auch unsre Fassungskraft übersteigt, doch mit der Vernunft in praktischer Beziehung nahe verwandt. Wenn wir den moralisch-physischen Zustand des Menschen hier im Leben auch auf dem besten Fuß annehmen, nehmlich eines beständigen Fortschreitens und Annäherns zum höchsten (ihm zum Ziel ausgesteckten) Gut; so kann er doch (selbst im Bewußtsein der Unveränderlichkeit seiner Gesinnung) mit der Aussicht in eine ewig dauernde Veränderung seines Zustandes (des sittlichen sowohl als physischen) die Zufriedenheit nicht verbinden. Denn der Zustand, in welchem er itzt ist, bleibt immer doch ein übel, vergleichungsweise gegen den bessern, in den zu treten er in

Bereitschaft steht; und die Vorstellung eines unendlichen Fortschreitens zum Endzweck ist doch zugleich ein Prospekt in eine unendliche Reihe von Übeln, die, ob sie zwar von dem größern Guten überwogen werden, doch die Zufriedenheit nicht Statt finden lassen, die er sich nur dadurch, daß der Endzweck endlich einmal erreicht wird, denken kann.

Darüber geräth nun der nachgrübelnde Mensch in die Mystik (denn die Vernunft, weil sie sich nicht leicht mit ihrem immanenten d. i. praktischen Gebrauch begnügt, sondern gern im Transscendenten etwas wagt, hat auch ihre Geheimnisse), wo seine Vernunft sich selbst, und was sie will, nicht versteht, sondern lieber schwärmt, als sich, wie es einem intellektuellen Bewohner einer Sinnenwelt geziemt, innerhalb den Gränzen dieser eingeschränkt zu halten. Daher kommt das Ungeheuer von System des Laokiun von dem höchsten Gut, das im Nichts bestehen soll: d. i. im Bewußtsein, sich in den Abgrund der Gottheit, durch das Zusammenfließen mit derselben und also durch Vernichtung seiner Persönlichkeit, verschlungen zu fühlen; von welchem Zustande die Vorempfindung zu haben, Sinesische Philosophen sich in dunkeln Zimmern, mit geschlossenen Augen, an-

strengen

strengen dieses ihr Nichts zu denken und zu empfinden. Daher der **Pantheism** (der Tibetaner und andrer Östlichen Völker); und der aus der metaphysischen Sublimirung desselben in der Folge erzeugte **Spinozism**: welche beide mit dem uralten **Emanazionssystem** aller Menschenseelen aus der Gottheit (und ihrer endlichen Resorpzion in eben dieselbe) nahe verschwistert sind. Alles lediglich darum, damit die Menschen sich endlich doch einer **ewigen Ruhe** zu erfreuen haben mögten, welche denn ihr vermeintes seliges Ende aller Dinge ausmacht; eigentlich ein Begrif, mit dem ihnen zugleich der Verstand ausgeht und alles Denken selbst ein Ende hat.

* * *

Das Ende aller Dinge, die durch der Menschen Hände gehen, ist, selbst bei ihren guten Zwecken, **Thorheit**: das ist, Gebrauch solcher Mittel zu ihren Zwecken, die diesen gerade zuwider sind. **Weisheit**, d. i. praktische Vernunft in der Angemessenheit ihrer dem Endzweck aller Dinge, dem höchsten Gut, völlig entsprechenden Maaßregeln, wohnt allein bei Gott; und ihrer Idee nur nicht sichtbarlich entgegen zu handeln, ist das, was man etwa menschliche Weisheit

 nennen

nennen könnte. Diese Sicherung aber wider Thorheit, die der Mensch nur durch Versuche und öftre Veränderung seiner Plane zu erlangen hoffen darf, ist mehr „ein Kleinod, welchem auch der „beste Mensch nur nachjagen kann, ob er es etwa „ergreifen möchte;“ wovon er aber niemal sich die eigenliebige überredung darf anwandeln lassen, vielweniger darnach verfahren, als ob er es ergriffen habe. — Daher auch die von Zeit zu Zeit veränderten, oft widersinnigen, Entwürfe zu schicklichen Mitteln, um Religion in einem ganzen Volk lauter und zugleich kraftvoll zu machen; so, daß man wohl ausrufen kann: Arme Sterbliche, bei euch ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit!

Wenn es indeß mit diesen Versuchen doch endlich einmal soweit gediehen ist, daß das Gemeinwesen fähig und geneigt ist, nicht bloß den hergebrachten frommen Lehren, sondern auch der durch sie erleuchteten praktischen Vernunft (wie es zu einer Religion auch schlechterdings nothwendig ist) Gehör zu geben; wenn die (auf menschliche Art) Weisen unter dem Volk nicht durch unter sich genommene Abreden (als ein Klerus), sondern als Mitbürger, Entwürfe machen und darin größtentheils übereinkommen, welche auf

unverdäch-

unverdächtige Art beweisen, daß ihnen um Wahrheit zu thun sei; und das Volk wohl auch im Ganzen (wenn gleich noch nicht im kleinsten Detail), durch das allgemein gefühlte nicht auf Auktorität gegründete Bedürfniß der nothwendigen Anbauung seiner moralischen Anlage, daran Interesse nimmt: so scheint nichts rathsamer zu sein, als Jene nur machen und ihren Gang fortsetzen zu lassen, da sie einmal, was die Idee betrift der sie nachgehn, auf gutem Wege sind: was aber den Erfolg aus den zum besten Endzweck gewählten Mitteln betrift, da dieser, wie er nach dem Laufe der Natur ausfallen dürfte, immer ungewiß bleibt, ihn der Vorsehung zu überlassen. Denn, man mag so schwergläubig sein wie man will, so muß man doch, wo es schlechterdings unmöglich ist, den Erfolg aus gewissen nach aller menschlichen Weisheit (die, wenn sie ihren Namen verdienen soll, lediglich auf das Moralische gehen muß) genommenen Mitteln mit Gewißheit voraus zu sehn, eine Konkurrenz göttlicher Weisheit zum Laufe der Natur auf praktische Art glauben, wenn man seinen Endzweck nicht lieber gar aufgeben will. — Zwar wird man einwenden: Schon oft ist gesagt worden, der gegenwärtige Plan ist der beste; bei ihm muß es von nun an auf immer

 bleiben;

bleiben; das ist itzt ein Zustand für die Ewigkeit. „Wer (nach diesem Begriffe) gut ist, der ist „immerhin gut, und wer (ihm zuwider) böse ist, „ist immerhin böse“ (Apokal. XXII, 11): gleich als ob die Ewigkeit, und mit ihr das Ende aller Dinge, schon itzt eingetreten sein könne; — und gleichwohl sind seitdem immer neue Plane, unter welchen der neueste oft nur die Wiederherstellung eines alten war, auf die Bahn gebracht worden, und es wird auch an **mehr letzten** Entwürfen fernerhin nicht fehlen.

Ich bin mir so sehr meines Unvermögens, hierin einen neuen und glücklichen Versuch zu machen, bewußt, daß ich, wozu freilich keine große Erfindungskraft gehört, lieber rathen mögte: die Sachen so zu lassen, wie sie zuletzt standen, und beinahe ein Menschenalter hindurch sich als erträglich gut in ihren Folgen bewiesen hatten. Da das aber wohl nicht die Meinung der Männer von entweder großem oder doch unternehmendem Geiste sein mögte; so sei es mir erlaubt, nicht sowohl, was sie zu thun, sondern wogegen zu verstoßen sie sich ja in Acht zu nehmen hätten, weil sie sonst ihrer eignen Absicht (wenn sie auch die beste wäre) zuwider handeln würden, bescheidentlich anzumerken.

Das

Das Christenthum hat, außer der größten Achtung, welche die Heiligkeit seiner Gesetze unwiderstehlich einflößt, noch etwas Liebenswürdiges in sich. (Ich meine hier nicht die Liebenswürdigkeit der Person die es uns mit großen Aufopferungen erworben hat, sondern der Sache selbst: nehmlich der sittlichen Verfassung, die Er stiftete; denn jene läßt sich nur aus dieser folgern.) Die Achtung ist ohne Zweifel das Erste, weil ohne sie auch keine wahre Liebe Statt findet; ob man gleich ohne Liebe doch große Achtung gegen Jemand hegen kann. Aber wenn es nicht bloß auf Pflichtvorstellung sondern auch auf Pflichtbefolgung ankommt, wenn man nach dem subjektiven Grunde der Handlungen fragt, aus welchem, wenn man ihn voraussetzen darf, am ersten zu erwarten ist, was der Mensch thun werde, nicht bloß nach dem objektiven, was er thun soll; so ist doch die Liebe, als freie Aufnahme des Willens eines Andern unter seine Maximen, ein unentbehrliches Ergänzungsstück der Unvollkommenheit der menschlichen Natur (zu dem, was die Vernunft durchs Gesetz vorschreibt, genöthigt werden zu müssen): denn was Einer nicht gern thut, das thut er so kärglich, auch wohl mit sophistischen Ausflüchten vom Gebot

bot der Pflicht, daß auf diese, als Triebfeder, ohne den Beitritt jener, nicht sehr viel zu rechnen sein mögte.

Wenn man nun, um es recht gut zu machen, zum Christenthum noch irgend eine Auktorität (wäre es auch die Göttliche) hinzuthut, die Absicht derselben mag auch noch so wohlmeinend und der Zweck auch wirklich noch so gut sein; so ist doch die Liebenswürdigkeit desselben verschwunden; denn es ist ein Widerspruch, Jemanden zu gebieten, daß er etwas nicht allein thue, sondern es auch gern thun solle.

Das Christenthum hat zur Absicht: Liebe, zu dem Geschäft der Beobachtung seiner Pflicht überhaupt, zu befördern, und bringt sie auch hervor; weil der Stifter desselben nicht in der Qualität eines Befehlshabers, der seinen Gehorsamfordernden Willen, sondern in der eines Menschenfreundes redet, der seinen Mitmenschen ihren eignen wohlverstandnen Willen, d. i. wornach sie von selbst freiwillig handeln würden, wenn sie sich selbst gehörig prüften, ans Herz legt.

Es ist also die liberale Denkungsart — gleichweit entfernt vom Sklavensinn, und von Bandenlosigkeit — wovon das Christenthum für seine Lehre Effekt erwartet, durch die es die Herzen

zen der Menschen für sich zu gewinnen vermag, deren Verstand schon durch die Vorstellung des Gesetzes ihrer Pflicht erleuchtet ist. Das Gefühl der Freiheit in der Wahl des Endzwecks ist das, was ihnen die Gesetzgebung liebenswürdig macht. — Obgleich also der Lehrer desselben auch Strafen ankündigt, so ist das doch nicht so zu verstehen, wenigstens ist es der eigenthümlichen Beschaffenheit des Christenthums nicht angemessen es so zu erklären, als sollten diese die Triebfedern werden, seinen Geboten Folge zu leisten: denn sofern würde es aufhören liebenswürdig zu sein. Sondern, man darf dies nur als liebreiche, aus dem Wohlwollen des Gesetzgebers entspringende, Warnung, sich vor dem Schaden zu hüten, welcher unvermeidlich aus der übertretung des Gesetzes entspringen müßte (denn: lex est res surda et inexorabilis. *Livius*) auslegen; weil nicht das Christenthum, als freiwillig angenommene Lebensmaxime, sondern das Gesetz hier droht: welches, als unwandelbar in der Natur der Dinge liegende Ordnung, selbst nicht der Willkür des Schöpfers, die Folge derselben so oder anders zu entscheiden, überlassen ist.

Wenn das Christenthum Belohnungen verheißt (z. B. „Seid fröhlich und getrost, es wird

„Euch im Himmel alles wohl vergolten werden“);
so muß das nach der liberalen Denkungsart nicht
so ausgelegt werden, als wäre es ein Angebot,
um dadurch den Menschen zum guten Lebenswan-
del gleichsam zu dingen: denn da würde das
Christenthum wiederum für sich selbst nicht liebens-
würdig sein. Nur ein Ansinnen solcher Hand-
lungen, die aus uneigennützigen Beweggründen
entspringen, kann gegen den, welcher das An-
sinnen thut, dem Menschen Achtung einflößen;
ohne Achtung aber giebt es keine wahre Liebe.
Also muß man jener Verheißung nicht den Sinn
beilegen, als sollten die Belohnungen für die
Triebfedern der Handlungen genommen werden.
Die Liebe, wodurch eine liberale Denkart an
einen Wohlthäter gefesselt wird, richtet sich nicht
nach dem Guten, was der Bedürftige empfängt,
sondern bloß nach der Gütigkeit des Willens
dessen, der geneigt ist es zu ertheilen: sollte er
auch etwa nicht dazu vermögend sein, oder durch
andre Beweggründe, welche die Rücksicht auf
das allgemeine Weltbeste mit sich bringt, an der
Ausführung gehindert werden.

Das ist die moralische Liebenswürdigkeit,
welche das Christenthum bei sich führt, die durch
manchen äußerlich ihm beigefügten Zwang, bei

dem

dem öftern Wechsel der Meinungen, immer noch durchgeschimmert, und es gegen die Abneigung erhalten hat, die es sonst hätte treffen müssen; und welche (was merkwürdig ist) zur Zeit der größten Aufklärung, die je unter Menschen war, sich immer in einem nur desto hellern Lichte zeigt.

Sollte es mit dem Christenthum einmal dahin kommen, daß es aufhörte liebenswürdig zu sein (welches sich wohl zutragen könnte, wenn es, statt seines sanften Geistes, mit gebieterischer Auktorität bewafnet würde): so müsste, weil in moralischen Dingen keine Neutralität (noch-weniger Koalizion entgegengesetzter Prinzipien) Statt findet, eine Abneigung und Widersetzlichkeit gegen dasselbe die herrschende Denkart der Menschen werden; und der **Antichrist**, der ohnehin für den Vorläufer des jüngsten Tages gehalten wird, würde sein (vermuthlich auf Furcht und Eigennutz gegründetes) obzwar kurzes Regiment anfangen: alsdann aber, weil das Christenthum allgemeine Weltreligion zu sein zwar **bestimmt**, aber es zu werden von dem Schicksal nicht **begünstigt** sein würde, das (verkehrte) Ende aller Dinge in moralischer Rücksicht eintreten.

Königsberg. J. Kant.

3.

den einzig für rechtmäßig und gültig angesehen werden können. Diese Verordnung ist auf zwei Foliobogen gedruckt erschienen, unter dem Titel: „Serenissimi Edikt, die gegenwärtigen und künftigen „Fürstl. Kammerschulden betreffend. d. d. Braun„schweig, d. 1 Mai 1794" — Ohne weitere Vorrede und Anmerkung, schreibe ich Ihnen das Edikt selbst ab: welches, in Absicht der im Eingange erklärten Gesinnungen, und des ganzen Inhaltes, gewiß eine hohe Merkwürdigkeit (und leider! auch Seltenheit) ist.

* * *

Von Gottes Gnaden, Wir, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, u. s. w. fügen hierdurch zu wissen:

Die Geschichte so mancher Deutschen Staaten giebt die traurigsten Beweise an die Hand, daß durch übermäßige von dem Landesherrn gemachte Schulden dieselben oft in das größte Unglück gestürzt und an den Rand des Verderbens gebracht worden. Durch die nächsten Folgen solcher unverhältnißmäßigen Schulden, nehmlich durch drückende Auflagen, ist in solchen Ländern oft Industrie und Wohlstand untergraben, und damit selbst dasjenige, was dem Staatskörper Kraft und Nahrung giebt, zerstört worden. Es ist daher

auch kein Wunder, daß bei einem solchen verschuldeten Zustande die besten Anstalten, und sogar diejenigen die für die Angelegenheit der Menschheit die wichtigsten sind, öffentlicher Unterricht der Jugend, aus Mangel der Hülfsmittel und Unterstützung nicht gedeihen können, und daß die Landesregierung bei ihrem besten Willen, Glück und Wohlstand der Unterthanen zu verbreiten, unthätig bleiben müsse. Sogar die Achtung benachbarter und andrer Staaten verschwindet, und in Ansehung der äußern Verhältnisse ist es um die politische Existenz eines solchen bedrängten Staates geschehen; in Rücksicht der innern aber haben oft die edelsten Vorrechte der Fürsten verschleudert werden müssen, oder man hat sich ihrer Beschränkung nicht erwehren können. Es ist daher, bei solchen traurigen Folgen, auch für die hiesigen Lande eine Angelegenheit von der äußersten Wichtigkeit, dieselben vor solchen unglücklichen Ereignissen zu verwahren zu suchen, und dahin Bedacht zu nehmen, daß das enge Band zwischen dem Wohlstande des Landesherrn und der Glückseligkeit der Unterthanen nie möge geschwächt, oder wohl gar aufgelöst werden. Wir glauben, daß es eins der wirksamsten Mittel sein werde, diesen großen Zweck

zu befördern, wenn Wir Uns Selbst die Hände binden keine Schulden zu machen, und besonders Unsre Fürstl. Kammer zu sichern suchen, daß nie, ohne eine rechtmäßige Ursache, dergleichen auf sie gebracht werden könne.

Wir schätzen Uns glücklich, daß Unsers freundlichgeliebten Herrn Sohns des Erbprinzen sowohl, als Unsrer übrigen Söhne, Lbdl. mit Uns hierunter gleiche Gesinnungen hegen. Zu Ihnen also sowohl, als zu einem jeden künftigen Nachfolger in der Regierung hiesiger Lande, können Wir daher das beruhigende Vertrauen fassen, daß Sie Sich die Verpflichtungen, die Wir Ihnen hierdurch unwiderruflich auflegen, gern gefallen lassen, und um so bereitwilliger sein werden diesen Weg mit Uns zu betreten, als Wir zum voraus setzen können, daß Dieselben sämmtlich mit Uns gleiche landesväterliche Absicht haben, die hiesigen Lande nach Vermögen glücklich zu machen, mithin vor einer den Wohlstand derselben zerstörenden üblen Wirthschaft, und vor der unausbleiblichen Folge derselben, dem Schuldenmachen, Sich zu hüten.

Wir haben daher keinen Anstand genommen, Unsre dahin abzielende Willensmeinung in Folgendem weiter bekannt zu machen, und solche sowohl

 über

über das gegenwärtige Schuldenwesen Unsrer Fürstl. Kammer, als auch über die auf deren Kredit künftig zu übernehmenden Schulden zu eröfnen, und in Gemäßheit des mit Unsrer getreuen Landschaft dato abgeschlossnen Vertrags, in Kraft eines beständigen Landesgrundgesetzes, Nachstehendes zu verordnen und festzusetzen.

§. 1—3 betrift die gegenwärtigen noch ungetilgten Schulden bei der Fürstl. Kammerkasse; welche aber, wie bekannt, nächstens ganz werden abbezahlet sein.

§. 4. Was hingegen die künftig zu kontrahirenden Kammerschulden betrift, so ist in Absicht deren Rechtmäßigkeit einzig und allein zum Augenmerk zu nehmen, ob dringende Landesbedürfnisse solche nothwendig machen. Wo dieses Merkmal fehlt, da ist die kontrahirte Kammerschuld für keine rechtmäßige Schuld zu achten, und der Gläubiger wegen deren Wiederbezahlung nicht gesichert, vielmehr solche als nichtig anzusehn.

§. 5. Damit nun aber Niemand in Ungewißheit bleibe, von welchem Inbegrif rechtmäßige Kammerschulden sind, so werden dahin gerechnet:

a) Alle diejenigen Schulden, die zum Nutzen Unsers Herzogthums gemacht werden, als

als z. B. die zur Erwerbung wirklicher Domanialstücke, Land und Leute, Dörfer, Forsten, nutzbarer Renten und Gerechtsamen, Pfandschaften, Güter und Rechte, welche zu wirklichen einträglichen Verbesserungen, zu Abfindungen Fürstl. Wittwen wegen ihres Eingebrachten, und der zum Besten des Landes erweislich verwandten Dotalgelder, zur Tilgung fremder Ansprüche an das Land Leute und Güter u. s. f. erborgt werden;

b) Desgleichen diejenigen Schulden, die in Krieges- und andern gefährlichen Zeiten zur Rettung des Herrn oder des Landes, zur Vergütung der durch feindliche Invasionen verursachten Schäden, zur Anschaffung Saatkorns in bedrängten Zeiten, zur Wiederaufbauung eines durch Brand verheerten Fürstl. Residenzschlosses, und in andern ähnlichen Nothfällen, kontrahirt werden.

§. 6. Bevor nun ein zu solchem Behuf aufzunehmendes Kapital wirklich erborgt wird, muß erst eine Untersuchung vorhergehn, ob auch wirklich diejenigen Umstände vorhanden sind, die die zu kontrahirende Schuld rechtmäßig und nothwendig machen. Es soll daher Unserm Fürstl. Ministerium davon jedesmal Anzeige geschehn, welches darauf mit Zuziehung des Engern Aus-

schusses Unsrer getreuen Landschaft solche Untersuchung vornimt. Sind beide über die Rechtmäßigkeit des Anlehns einverstanden, so kommunizirt Ersteres wegen der erforderlichen Summe und des auszumittelnden Amortisazionsfonds mit dem Fürstl. Finanzkollegium; worauf denn, wenn alles berichtigt ist, die nöthigen Schuldverschreibungen ausgestellt werden: von welchem Allen das Fürstl. Ministerium gedachtem Engern Ausschusse Nachricht ertheilt.

§. 7. Mit diesen auszufertigenden Obligazionen soll es dergestalt gehalten werden, daß solche bei Unserm Fürstl. Finanzkollegium entworfen und ausgefertigt, von Unsern sämmtlichen Geheimen Räthen aber, auch den jedesmaligen Chefs der Justizkanzlei und der Kammer, nicht weniger des Finanzkollegiums, kontrasignirt werden sollen. Sollten die Chefs dieser Kollegien etwa zugleich Unsre Geheimeräthe sein, so werden die Kontrasignaturen von dem in der Ordnung zunächst folgenden Direktor oder Rath, nachdem ihnen vorher ein gemeinschaftlich ausgestelltes Certifikat von Unserm Fürstl. Ministerium und mehr gedachtem Engern Ausschuß wegen der Rechtmäßigkeit der Schuld zugegangen, eher aber nicht, mit verrichtet.

§. 8.

§. 8. Alle diese kontrasignirenden Personen werden für itzt wegen der Aufrechthaltung dieser vorstehenden Einrichtung auf ihren Uns geleisteten Dienstеid verwiesen. Die in der Folge eintretenden aber werden, neben ihrem zu leistenden Diensteid, noch insbesondere darauf verpflichtet:

> daß sie demjenigen so ihnen in diesem Edikte und in dem dieser Angelegenheit halber mit Unsrer getreuen Landschaft errichteten Vertrage vorgeschrieben worden, getreulich nachkommen, und sich ernstlich bemühen wollen, daß wider diese Unsere Absicht und Willensmeinung und den eigentlichen Sinn derselben nichts vorgenommen werde.

§. 9. Der vorhin gedachte Amortisazionsfond der erborgten Kapitalien soll in bestimmten anzuweisenden namhaft gemachten Revenüen Unsrer Fürstl. Kammer bestehen, die zugleich dem Kreditori zu einer Spezialhypothek dienen sollen; daher denn die bisher in den Fürstl. Kammerobligazionen üblich gewesene Generalhypothek künftig gänzlich wegfällt. Es soll in den ausgefertigten Obligazionen dieser Fond ausgedrückt und dabei festgesetzt werden, binnen welcher Zeit die Amortisazion geschehen soll: welches denn auf das ge-

naueste zu befolgen ist. Die Kraft dieser Obligazionen kann also nur bis zum Ende dieses Zeitraums dauren; nach Ablauf desselben sind solche ipso jure unkräftig und unverbindlich.

§. 10. Damit nun diesem um desto mehr nachgelebt werde, soll Unser Fürstl. Finanzkollegium alle Jahr dem Fürstl. Ministerium von dem Fortgange der Amortisazion eine Nachricht, mit Beifügung der eingelösten Obligazionen, ertheilen; Dieses aber davon dem engern Ausschuß Unsrer getreuen Landschaft eine getreue Abschrift von sothaner Nachricht zusenden. Sollte alsdann entweder Unser Fürstl. Ministerium oder erwähnte Engere Ausschuß einen Mangel an der Amortisazion bemerken; so wird beiden freigelassen, deshalb geziemende Erinnerung zu thun, damit die wirkliche Tilgung nicht unterbrochen werde.

§. 11 handelt wieder von den itzigen Kammerschulden. — §. 12: Daß keine Verbürgungen unter die rechtmäßigen Kammerschulden gerechnet werden mögen. — §. 13: Daß auf den Kredit der Fürstl. Kammer zu Blankenburg keine Kapitalien geborgt werden; und überhaupt auf keine Fürstl. Kasse, die Kammerkasse zu Braunschweig allein ausgenommen, gültige Obligazionen ausgestellt werden können.

§. 14.

§. 14. Ob nun auch wohl einem jeden Regenten freigelassen werden muß, dasjenige zu thun, was Ihm nach guten Gründen der Staatswirthschaft nützlich und rathsam zu sein scheinet, oder was die Rechte und Pflichten eines Regenten in gewissen Fällen an die Hand geben; mithin in Absicht von Vererbenzinsung einiger Grundstücke, Veräußerung unnützer oder überflüssiger Gebäude, Allodifikazionen der Lehne, Vertauschung einiger Landesstücke oder Gerechtsame, Abtheilung beschwerlicher Kommunionen, Erlassung gewisser den Unterthanen lästiger Abgaben und Dienstleistungen gegen ein jährliches billiges Surrogat an Gelde oder Naturalien, Abthuung schwerer Prozesse durch billige Vergleiche, u. s. f., Demselben (außer den in den Landesverträgen hierüber bereits enthaltenen Bestimmungen) nicht wohl Ziel und Maaß gesetzt werden kann: so soll doch in solchen Fällen, wo die Staatswirthschaft einen Abgang leidet, das eingehende Kapital zum Abtrag vorhandner Schulden oder zur Ersetzung des Abgangs auf eine andre nützliche Art wieder verwandt werden, und Unser Fürstl. Ministerium nebst mehrgedachtem Engern Ausschuß, darauf zu achten hierdurch angewiesen sein, zu welchem Ende Jenes Diesem in wichtigen Fällen zeitig vertrauliche Eröfnung zu machen hat.

§. 15. Damit nun Unsre wohlmeinende Absicht allgemein bekannt werde, und ein jeder Staatsgläubiger zu seiner Belehrung wissen möge, worauf er bei Darleihung seiner Kapitalien zu seiner Sicherheit und damit er deswegen nicht gefährdet werden möge, zu sehen habe, auch sich mit keiner Unwissenheit entschuldigen möge: so haben Wir dies Edikt öffentlich durch den Druck bekannt machen lassen; wie denn auch besonders Unsre höheren Justizkollegien in vorkommenden Fällen sich hiernach zu achten haben. Urkundlich Unsrer eigenhändigen Unterschrift und beigedruckten Fürstl. Geheimen Kanzlei Siegels. Gegeben Braunschweig, d. 1 Mai 1794.

Karl Wilhelm Ferdinand,

Herz. z. Br. L.

(L. S.)

A. E. G. v. Münchhausen.

4.

Theologische Befehlshaber.

Aus Breslau.

Kennen Sie Doktor Kipling, den Engländischen Herausgeber und Vorredner des Kodex von Beza? *) Sollten Sie ihn aber auch nicht kennen; immer wird Ihnen doch merkwürdig sein, was ein gewisser Edward, bei Gelegenheit dieses Kiplings, über Theologische Befehlshaber überhaupt sagt, und wovon Sie oder Ihre Leser vielleicht eine Anwendung zu machen wissen. Ich nehme es aus einem bekannten Engländischen Jurnal, und setze die Stelle in der Ursprache hier unten **).

„Sollen wir zu völliger Unterwerfung gegen „den Glauben unsrer Voraltern niedergekettet „werden:

*) Ja, aus dem Catalogus bibliothecae des Hrn. Past. Krohn, wo der Codex Theodori Bezae Cantabrigiensis gr. lat. von Th. Kipling, Kambridge, 1793, 2 Th. fol. das erste Werk unter den libris omissis, nach der Vorrede, ist. B.

**) If we are to be tied down to an implicit acquiescence in the creed of our ancestors, let our chains at least be forged by the hands of an artist, whose abilities and skill are universally acknowledged; et

»werden: so seien unsre Fesseln wenigstens von »der Hand eines Künstlers geschmiedet, dessen »Talente und Geschicklichkeit allgemein anerkannt »sind; so müsse doch irgend ein Werk seines Gei»stes vorhanden sein, auf welches wir uns, als »auf eine Genehmigung der allgemeinen Stimme, »berufen können; so sei unser Anführer ein Mann, »dessen Aussprüche wir, ohne die moralische Ge»wißheit, mißleitet zu werden, nachsprechen »können; so muß die Hingebung unsers Verstan»des doch eine gewisse Sanktion von dem Glanze »seines Namens erhalten! — Allein, wer kann »wohl, wenn er noch das Gefühl eines Mannes, »oder die Kenntnisse eines Gelehrten besitzt, sich »einem . . . . . . , als theologischem Diktator, »unterwerfen?«

let some productions of his genius exist, to which we may appeal, as a ratification of the public voice; let our leader be a man, to whose judgment we may yield without a moral assurance of being betrayed into error; let the surrender of our understanding be in some measure sanctioned by the splendor of his name. But who, with the spirit of a man or the learning of a scholar, can submit to Dr. *Kipling* as a theological Dictator?

Monthly Review, *March* 1794, *p.* 290 *from* Th. Edward's *Remarks on Dr. Kipling's Preface to Beza.*

5.

Über die Messe zu Frankfurt an der Oder.

Es bedarf überhaupt keines weitläuftigen Beweises, sondern kann als notorisch angenommen werden: daß Messen den Landesfabriken zum größten Nachtheil gereichen. Alle Vortheile, die man dagegen aus denselben herleiten will, als da sind die Zollrevenüen, die Verzehrung, welche die Frachten und die Meßfieranten bei ihren Durchzügen, und an Ort und Stelle des Meßplatzes, im Lande zurücklassen u. s. w., ersetzen keinesweges den Schaden, der durch die Einbringung der Konterbande der Landesindustrie zugefügt wird.

Frankfurt an der Oder hatte bisher die einzige Messe, die in Rücksicht auf die Handlung mit Polen eine Ausnahme zu machen schien; allein, seitdem Südpreußen acquirirt, und dadurch diese ehmalige Gränzstadt gleichsam mitten ins Land versetzt worden ist, fällt auch dieser Schein weg.

Andre ausländische Einkäufer, als Polen, kommen fast gar nicht dahin; und auch von diesen sind nur sehr wenige eigentliche Polen, die meisten sind West- und Südpreußen. Da aber die

letztern,

letztern, nach völlig eingerichteter Ordnung, so wie die andern Königl. Unterthanen, ihren Bedarf aus den Landesfabriken nehmen müssen; so ist Frankfurt alsdann nichts weiter, als ein ewiger Schlupfwinkel zur Verbreitung der Konterbande in allen Königl. Provinzen. Die Exportirung der ausländischen und der Fabrik-Waaren durch die dorthin kommenden eigentlichen Polen, wodurch die Landesindustrie und die Zollrevenüen gewinnen sollen, ist bei weitem nicht so ansehnlich, als man dafür hält, auch wohl nicht selten zum offenbaren Schaden der inländischen Fabriken. Die Littauer, Sklover und Gallizischen Juden, welche die Messen beziehen, halten sich, da sie schon eine so weite Reise unternehmen, lieber an Leipzig; und wenn sie mit unter auch nach Frankfurt kommen; so gereicht dies gewiß nicht zum Vortheil des Staats, wie nachher auf unwiderlegliche Art gezeigt werden soll. Der Schluß bleibt also: daß, wenn in Frankfurt viel ausländische Fabrikate debitirt werden, auch viel davon im Lande verschleppt wird; so wie hingegen, wenn die Einführung der Konterbande gänzlich verhindert werden könnte, auch dieser Debit sehr unbeträchtlich wäre, und die Messe von selbst eingehen müßte.

Allein,

Allein, wird man sagen, dieser Schluß trift nur die fremden Waaren, nicht die Landesfabrikate; und Frankfurt ist, so zu sagen, der Sammelplatz von allen inländischen Fabriken geworden, wo der Käufer dieselben konzentrirt findet, und wo der Fabrikant, besonders der Berliner, mit geringen Kosten hinkömmt, um sich den Inländern bekannt zu machen, und mit ihnen in Verbindung zu treten. Schon dadurch allein wird die Frankfurter Messe äußerst wichtig. — Wir wollen dies näher beleuchten.

Daß es für den Fabrikanten vortheilhaft ist, wenn er ruhig in seiner Fabrikstadt bleiben und von da aus seinen Debit machen kann, ist ausgemacht; jeder Sachkundige weiß, wie lästig es jenem fällt, seinen Verkauf erst auf Messen und Märkten zu suchen. Dazu kömmt das Hin- und Zurückpacken, wovon die Waare schlechter und theurer wird, die Versäumniß der Zeit, hauptsächlich aber die bösen Schulden, die bloß deshalb gemacht werden, um nicht ledig zu sitzen, und mit dem Strom zu schwimmen; alle hieraus erfolgende Übel sind gewiß hinlänglich, dem Fabrikanten die Beziehung der Messen abzurathen. Freilich, so lange die Messe so nahe ist, und von einigen Fabrikanten mit Vortheil besucht wird, ist es

für alle nöthig sie zu beziehen, weil sonst die Zurückbleibenden das leere Nachsehen haben würden. Der wirkliche Nutzen entsteht aber hiebei nicht aus dem Gebrauch, sondern dem Mißbrauch der Messe, und es geht damit wie mit allen Mißbräuchen: man schaft sie nicht ab, weil sie einmal zur Gewohnheit geworden sind; und zur Gewohnheit sind sie geworden, weil man sie nicht zur rechten Zeit abgeschaft hat.

Eben so verhält es sich mit den inländischen Kaufleuten. Man könnte behaupten, daß fast kein einziger von denen, die nach Frankfurt kommen, ist, der nicht irgend einen, oder mehrere Artikel fremder Fabrikate kauft und in seine Heimath einführt. Reist er auch nicht eben deswegen hin, ja ist dies auch nicht einmal eine Mitursache; so wird doch die Gelegenheit, wo er so viele neue und weit wohlfeilere Artikel sieht, zu verführerisch, als daß ein Kaufmann derselben immer widerstehen könnte. Wirklich reelle inländische Kaufleute kommen gar nicht nach Frankfurt. Was sollten sie auch da? Sie kennen ja ohnehin alle Landesfabriken, und können sich durch Korrespondenz hinlänglich versorgen. Den Mittel- und den kleinen Kaufleuten hingegen würde, wenn sie doch alle Jahre ein- zwei- oder dreimal reisen wollen

und

und müssen, es nicht darauf ankommen, ob sie zehn Meilen weiter und bis Berlin reiseten, wenn es nehmlich keine Messe mehr gäbe. Oder es müsste denn ihr Zweck darin bestehn, nicht, selbst auf dem Platze zu sein, um sich die besten Waaren auszusuchen; sondern, theils sich mit Konterbande zu versorgen, theils, statt daß sie in Berlin etwa bei zehn Fabrikanten einen mäßigen Kredit bekommen, in Frankfurt bei hundert in- und ausländischen Kaufleuten und Fabrikanten einen immer steigenden Kredit zu suchen und zu erhalten: so daß sie entweder, wenn ihr Handel glückt, und man sie nicht mit Konterbande ertappt, in wenig Jahren reiche Leute werden und dann zu Hause bleiben; oder im entgegengesetzten Fall Bankerot machen, in der Geschwindigkeit akkordiren, das Spiel wieder von vorn anfangen, und es so lange wiederholen, bis sie reich werden, oder verschwinden müssen, oder auf die Festung wandern. Dies ist leider ein sehr wahres Gemälde vieler Einkäufer auf den Messen.

Aber ein andrer und weit wichtiger Grund ist vorhanden, welcher die Messe für Inländer nöthig macht, und daher mit aller Aufmerksamkeit in Erwägung gezogen zu werden verdient. Dies ist der Handel der Juden in West- und in Süd-

 preußen,

preußen. Für diese Leute muß eine Messe bestehn, und zwar aus folgenden Ursachen:

a) Diese noch sehr unkultivirten Menschen können selten so viel schreiben um sich ihre Waaren durch Korrespondenz zu verschaffen; und könnten sie es auch, so würden nur einige wenige Fabriken bis zu ihrer Kenntniß gelangen, diese dann ihre Unkunde benutzen und sie auf alle Art drücken: wodurch der Debit dieser Leute leiden, und den Fabriken sowohl überhaupt, als diesen Menschen insbesondere großer Schaden entstehen müßte.

b) Die genannten Juden kaufen, in den Zwischenzeiten der Messen, aus ihrem successiv gelösten Gelde allerhand Produkte und Fabrikate ihrer Gegend zusammen, bringen diese zur Messe, versilbern sie, und erstehen wieder Waaren dafür. Wird nun dieser beständige Umlauf gehemmt, so verliert nicht allein der Jude der sich damit beschäftigt, sondern auch der Landmann, und die vielen Tuchmacher in West- und Südpreußen werden der Diskrezion einiger reichen Auf- und Vorkäufer übergeben, welche sie bald zu Grunde richten werden — was ohne die Dazwischenkunft der Juden gewiß schon geschehen wäre. Man redet nur immer von dem Schaden, den Juden anrichten sollen; aber den Nutzen, welcher oft durch

sie erzielt wird, verschweigt man, oder stellt sich ihn zu ignoriren.

c) Ein Theil wirklich Polnischer Juden kömmt meist deshalb zur Messe, um den ihnen so nahe liegenden Preußischen Juden den Handel in ihrer Gegend nicht allein zu überlassen. Jene, die neben den ausländischen auch Fabrikwaaren kaufen, um ihrerseits wiederum in die Preußischen Staaten zu handeln, bringen den Zöllen und der Landesindustrie großen Vortheil, welcher ohne eine etablirte Messe ganz wegfallen würde.

Allein, es ist auch nicht die Rede davon, die Messe ganz und gar abzuschaffen; sondern das obige Räsonnement zeigt nur, daß Frankfurt, wo im Ganzen gewiß sieben Achtel der Einkäufer aus Juden bestehn, nicht mehr der schickliche Ort dazu ist, sondern ein andrer besser gelegner dazu erwählt werden muß. — Ein solcher Ort ist nun entweder Posen, oder Thorn. Doch würde Posen vorzuziehen sein, weil a) seine Lage mehr in der Mitte von West- und Süd-Preußen, es auch näher mit Schlesien und den Märkischen Provinzen verbunden ist; b) die Wasserfahrt dahin bequemer ist als nach Thorn. Denn obgleich die Warta oberhalb Zirka schwer, und in den Sommermonaten nur mit $\frac{1}{4}$ Ladung zu befahren

 ist,

ist, so bleibt diese Schwierigkeit doch erstlich in Rücksicht auf Kaufmannsgüter nur unbedeutend, weil die meisten mit Landfracht gehen; und sodann übertrift diese Wasserfahrt doch noch immer die durch den Netzkanal, weil derselbe zu gewissen Zeiten gar nicht zu befahren ist, oder doch sehr langweilig geht, welches Meßgüter nicht vertragen können. c) Ist die Verbindung mit Danzig durch die Landfracht den Hamburger und andern Kaufleuten, die mit Engländischen Fabrikwaaren handeln, außerordentlich gelegen, indem sie ihre schweren Waaren über See kommen lassen können.

Die Einwürfe, welche man gegen die Verpflanzung der Messe von Frankfurt nach Posen machen könnte, dürften ungefähr folgende sein:

1) Die Reise dahin würde den Berliner und andern Fabrikanten aus der Kurmark, Magdeburg u. s. w. zu sehr erschwert, indem sie mehr Kosten, mehr Zeitversäumniß u. d. g. haben.

2) Auch die ausländischen Kaufleute, vorzüglich die Sachsen und Hamburger, dürften sich schwerlich entschließen, eine so weite Reise zu unternehmen; und es versteht sich von selbst, daß ohne fremde Kaufleute und Waaren auch keine Messe ist. Man würde also in Frankfurt die Messe ab-

geschaft

geschaft haben, ohne daß eine in Posen sie ersetzte.

3) Es würde dadurch nur die Konterbande noch tiefer ins Land gebracht, und statt daß Schlesien und Südpreußen solche bis itzt bloß mittelbar durch Frankfurt erhalten, würden sie dieselbe sodann unmittelbar in Posen bekommen.

4) Auch wird es äußerst schwer halten, eine Zeit für diese Messe auszufinden, welche mit andern gehörig quadrire, indem die Folge der verschiednen Messen schon so berechnet ist, daß in manchen Jahren kaum Zeit genug übrig bleibt, um die Waaren von einer Messe zur andern zu transportiren.

5) Viele Gallizische, Littauische und Sklover Juden, die ihren Handel ins Große treiben, und ihre Leute von einer Messe zur andern reisen lassen, werden sich dieser weiten Reise um so weniger unterwerfen, als sie ihren Hauptzweck, das ist Leipzig, nicht verfehlen dürfen; und es ist oben bereits bemerkt worden, daß diese Leute den Zollrevenüen sehr einträglich sind, und daher alle Aufmerksamkeit verdienen um nicht verscheucht zu werden.

Diese Einwürfe sind aber leicht zu widerlegen, und ich füge hier folgende Antworten bei.

Auf 1. Es ist notorisch, daß diejenigen inländischen Fabriken, welche nicht die Leipziger oder Braunschweiger Messe beziehn können, auch in Frankfurt nichts an Ausländer verkaufen. Zwar giebt es dokumentirte Ausnahmen; allein diese Ausnahmen sind dem Staat mehr schädlich als nützlich. Sie sind alle, außer einigen wollenen Artikeln, erzwungen. Entweder werden die Waaren weit unter dem Preis verkauft, um nur baares Geld oder eine Bonifikazion zu erhaschen; oder der Käufer bedingt sich so unmäßig weit hinausgehende Zahlungstermine, die mit einer Nichtbezahlung endigen, daß in beiden Fällen der Fabrikant, wenn er viel solche Händel eingeht, ruinirt wird. Der Beispiele giebt es in der Preußischen Fabrikengeschichte sehr viele. Wenn also Ausländer in Frankfurt die Fabrikwaaren nur zum Schaden der Fabrikanten kaufen, so ist es gar kein Verlust, wenn die letztern lieber zu Hause bleiben; besonders aber die mittlern und kleinern, wie oben bereits erörtert worden ist. Je weniger Fabrikanten zur Messe kommen, desto mehr Kaufleute werden sich damit beschäftigen, ihnen das Fabrikat an Ort und Stelle abzukaufen, und die Messen damit zu beziehen, welche Operazion im Ganzen von großem Nutzen wäre. Denn, geht der

der Fabrikant selbst zur Messe, so bekömmt er zwar den Profit, den er dem Kaufmann zustehen müßte, für sich selbst, und kann dadurch wohlfeiler arbeiten und seine Fabrik pussiren; allein, berechnet man alle Inkonvenienzen dieses Immediatverkaufs, so wird sich finden, daß es weit vortheilhafter für den Fabrikanten ist, sich lieber des Kaufmanns als Mittelperson zu bedienen. Denn, wie ist die wahre Lage der Sache? Der Fabrikant geht mit einem ansehnlichen Waarenlager zur Messe: entweder ist dies ganz sein Eigenthum, oder er hat fremde Kapitalien. In beiden Fällen wäre es nöthig baares Geld zu lösen, um bei seiner Rückkunft aufs neue Vorräthe anzufertigen; aber weit gefehlt! seine baare Lösung ist kaum der 20te Theil seines Waarenlagers; alles übrige, was er verkauft, geht ins Buch auf 6 bis 12 Monat. Die nächste und die darauf folgende Messe verhält es sich wieder so. Nun ist ein Jahr vorbei, und sein ganzes Kapital, vielleicht auch eben so viel fremdes Geld, steckt im Buche. Zur Anfertigung eines ansehnlichen Lagers zur vierten Messe muß er schon besondre Anstrengungen machen, das heißt, den Bankiers in die Hände fallen, die ihm Gelder vorschießen, welche er in der nächsten Messe wieder bezahlen soll; und er

glaubt

glaubt das sicher versprechen zu können, da nunmehr unfehlbar alle seine Schulden eingehen müssen. Aber er hat wieder gefehlt. Ein Theil seiner Schuldner ist gerade diese Messe nicht gekommen; ein anderer schickt von den schuldigen 400 Thalern etwa 125, und verschreibt sich für 400 Thaler aufs neue, die der Fabrikant wohl oder übel schicken muß; ein dritter ist da, klagt aber über schlechten Verkauf, und giebt nicht mehr als der zweite, mit der Drohung, wenn man streng mit ihm verfahren wolle, so werde er ruinirt und könne dann gar nichts geben; ein vierter läßt durch einen guten Freund akkordiren, giebt etwa 20 Prozent baar und 10 Proz. auf Termine. Kurz, wenn die Messe zu Ende ist, so hat das Schuldenregister, welches etwa 10,000 Thaler ausmachte, höchstens 3,000 Thaler baar Geld in Kassa gebracht; diese bezahlt er dem Bankier, und muß froh sein, wenn derselbe gnädig genug ist (versteht sich, gegen ein billiges Supporto), den Überrest bis auf die nächste Messe stehen zu lassen. Das Waarenlager ist nun in der vierten Messe wieder aufgeräumt, und der Fabrikant kömmt zu Hause ohne Geld und ohne Waaren. Hat er noch irgend Kredit, so spannt er alles an, geht alle Bedingungen ein, um dieses Spiel noch einige

einige Messen so zu treiben; welches sich dann zu-
letzt mit einem Bankerott endigt. Dies sind die
Früchte des Immediathandels des Fabrikanten auf
den Messen, wovon es nur wenig Ausnahmen
giebt. Bleibt der Fabrikant hingegen zu Hause,
so werden solide Kaufleute sein Fabrikat kaufen,
ihm freilich weniger Profit lassen; aber dies We-
nige hat er sicher, weil der Kaufmann seine Zah-
lungstermine hält und halten muß, und der Fa-
brikant der Verführung nicht ausgesetzt ist mehr
anzuarbeiten, als seine Kräfte tragen können.
Der Kaufmann betreibt das Geschäft auf den Mes-
sen besser: er geht systematisch zu Werke, giebt
nur wenig Kredit, mischt mehrere Artikel durch
einander, kann den Käufer weit mehr übersetzen,
so daß er schon eher einen Ausfall ertragen kann;
und wenn ihm auch einmal die Zahlungen auf einer
Messe ausbleiben, so ersetzt er sie durch die andern
Messen, oder durch andere Ressurcen, weil sein
Kredit ausgebreiteter und weniger kostbar ist; oder
er kauft zur nächsten Messe weniger ein, da er
nicht, wie der Fabrikant, Arbeiter auf dem Halse
hat, denen er bei seiner Rückkunft von der Messe
neue Arbeit geben muß.

Kommen aber schon, der Entfernung und der
größern Kosten halber, weniger Berliner Fabri-

 kanten

kanten zur Messe; so werden, noch sicherer, auch alsdann weniger kleine Sächsische Fabrikanten da sein. Diese sind es eigentlich, welche den Landesfabriken den größten Abbruch thun. Denn ihre ganze Kunst, wodurch sie wohlfeiler verkaufen können, besteht in weiter nichts als in ihrer Ökonomie. Ein solcher Fabrikant lebt sehr kümmerlich, trägt seine Waare selbst zur Messe, oder, wenn es hoch kömmt, nehmen ihrer viele einen Wagen und gehn daneben her; statt daß ein Entreprenör, oder selbst der kleine Fabrikant in Königl. Landen sehr vornehm reis't. Muß nun der Sächsische Fabrikant größere Kosten machen, sich mehr Zeit versäumen, so lohnt es ihm nicht der Mühe; und er hält sich lieber an Leipzig, wodurch die Inländer, und vorzüglich die Schlesier, guten Kauf haben werden.

Auf 2. Des Markis d'Argens Bonmot: „Wo es Geld giebt, da sind auch Juden," läßt sich wohl mit Recht auf die Kaufleute anwenden: nehmlich, wo es Käufer giebt, da giebt es gewiß auch Verkäufer. An Einkäufern kann es aber in Posen um so weniger fehlen, da allein die weitläuftige Provinz Südpreußen genug liefern wird. Die vielen Juden, welche bisher Pachtungen gehabt, oder sonst bürgerliche Handthierungen

trieben,

trieben, müssen sich nun dem Handel widmen; sie sind aber damit zu unbekannt, um sogleich nach Frankfurt zu gehen. Wird ihnen aber dieses Frankfurt gleichsam vor ihre Augen hingezaubert, so werden sie sich sofort entschließen, ihre Baarschaft in Waaren zu verwandeln, welches dann zum Anfang die Messen sehr gut machen wird.

Außerdem müssen, wenn auch keine neuen Einkäufer sich einfinden sollten, schon alle Meßfieranten von Frankfurt bongré malgré nach Posen kommen. Es ist kein einziger Kaufmann oder Fabrikant, er sei in- oder ausländisch, der nicht nach seinem Verhältniß große Summen unter den Juden stecken hätte; bleiben Jene nun von Posen weg, oder (welches dasselbe ist) kommen ohne ein Waarenlager dahin bloß um Gelder einzukassiren, so sind alle ihre ausstehenden Schulden gänzlich verloren. Denn wenn auch der Gläubiger und alle seine Debitoren auf dem Platz sind, so werden diese, sobald sie nur wittern, daß Jener keinen frischen Kredit geben will, mit einemmale unsichtbar, und alle Nachforschungen deshalb sind fruchtlos, wie jeder Sachkundige eingestehen wird. Wollen alle diese Gläubiger ihre Schulden nicht verlieren, so müssen sie mit einem Waarenlager nach Posen; sind sie einmal damit

da,

da, und haben die Kosten gemacht, so werden sie auch zu verkaufen suchen — und warum nicht? es ist ja dasselbe, ob man in Frankfurt oder in Posen verkauft —. Haben sie einmal verkauft, so müssen sie aus obigem Grunde immer wieder verkaufen, und immer wieder kommen; und so ist ohne eine merkliche Veränderung die Metamorphose bewirkt.

Auf 3. Freilich wird es immer nur ein frommer Wunsch bleiben, die Einführung der Konterbande abzuschaffen, weil es der Ursachen zu viele giebt, die es unmöglich machen, und welche zu entwickeln hier der Ort nicht ist. Folgendes gehört für den Gegenstand unsers Vorwurfs hieher.

Die so nahe Lage Frankfurts an der Sächsischen Gränze; das beständige Hin- und Zurückfahren von und nach Leipzig; die Kolportöre, die aus der Niederlausitz zur Messe kommen; das Zurückpacken der Quasifabrikanten nach ihrer Heimath, und vorzüglich nach Berlin, wo die Konterbande zum Landesfabrikat gestempelt wird, — giebt ein so leichtes Spiel zum Defraudiren, daß man sich wundern muß, wie noch so viel wirkliches Landesfabrikat debitirt wird. Berlin und die Märkischen Provinzen verbrauchen die meisten Waaren, und haben auch die meiste Konterbande.

Nur

Nur durch die Nähe von Frankfurt wird diese so leicht eingeführt; je weiter also die Messe von Berlin ist, desto weniger wird Konterbande eingeschleppt werden können: dies ist allein schon Gewinn genug, und gereicht zum großen Vortheil der Landesindustrie.

Was Schlesien und Südpreußen betrift, so werden sie auch ohne Frankfurt, oder Posen, dennoch hinlänglich mit Konterbande versehn werden, seitdem die große Handelsstadt am Ausfluß der Weichsel wieder mit diesen Provinzen vereinigt ist. Sind die Waaren einmal in Danzig, so ist der Ausgang äußerst schwer zu verhindern; wie sie aber dahineinkommen, dafür werden (fürchte ich) einige Kaufleute, Schiffer u. d. gl. in Danzig schon sorgen.

Auf 4. Man dürfte nur, statt der bisherigen drei Frankfurter Messen, zwei in Posen errichten, und zwar eine 4 Wochen nach Jubilate, die andre 4 Wochen nach Michael; dies würde nicht allein sehr gut quadriren, sondern auch für die Verkäufer in doppelter Rücksicht bequem sein. Sie können ihren Bestand von der Leipziger Messe zu Lande dahin transportiren, und dann ihre frischen Waaren — vorzüglich der Hamburger, und diejenigen welche mit Engländischen

Fabrikaten

Fabrikaten handeln — zur See nach Danzig gehn lassen, von wo aus sie wiederum zu Wasser bis Ursch 9 Meilen von Posen, oder zu Lande über Konitz mit einer sehr billigen Fracht gebracht werden können. Berechnet man die Landfracht von Leipzig aus mit der über Danzig im Durchschnitt; so wird jeder Kaufmann, seine Waare komme her wo sie wolle, besonders die Iserloher schwere Waare, um 3 bis 4 Thlr. wohlfeiler das Schiffpfund nach Posen, als nach Frankfurt stellen können: versteht sich, wenn er von Leipzig aus schickt, die Fracht bis Leipzig mit eingerechnet. Die Einzigen, denen die Fracht theurer kommen wird, sind die Berlinischen und Sächsischen Fabrikanten: allein theils können sie sich der Wasserfahrt bedienen, und dann differirt es nur wenig; theils aber, so wie es sehr gut ist die inländischen Fabrikanten von Beziehung der Messen abzuhalten, ist es noch weit besser den kleinen Sächsischen Fabrikanten diese Reisen zu erschweren, wodurch weniger Konterbande ins Land kömmt, und die Schlesischen Fabriken desto mehr empor kommen. So gar in West- und Südpreußen werden alsdann Fabriken entstehn, die mit eben dem Vortheil als die Sachsen arbeiten können, wenn der Debit so leicht und in der Nähe gemacht werden kann.

Auf 5.

Auf 5. Das Herumwandern dieser Juden entsteht weniger aus einem Bedarf so vieler Waaren, als aus wucherlichen Absichten. Die Manie dieser Leute, besonders derer aus Brody, geht dahin, von allen Ereignissen Vortheil zu ziehn: welches ihnen auch meisterlich glückt. Ihr eigner Einkauf ist nie für baares Geld, sondern immer auf 12 bis 18 Monat Kredit, ohne jedoch deshalb das Geringste im Preise der Waaren mehr zu bezahlen. Nicht genug daß sie dies Manöver in Leipzig treiben; sie üben es auch in Frankfurt, wodurch denn mancher Kaufmann 6 bis 8 Posten auf verschiedne Zahlungstermine an ihnen zu fordern hat, die so sehr verschoben und verdreht sind von Leipzig nach Frankfurt, und umgekehrt, daß kein Kaufmann unter zwei Jahren mit ihnen aus einander kommen kann. Der Kaufmann läßt sich dies gefallen, nicht weil sie gute Preise bezahlen — im Gegentheil sie bezahlen die allerniedrigsten —; sondern weil sie große Posten auf einmal nehmen, er bei ihnen sicher gehet, und auf die Termine, wenn sie auch noch so weit hinausgestellt sind, Fazit machen kann, auch im Nothfall diese Wechsel diskontirt werden. So wie nun diese Juden zu ihrem eignen Handel nicht allein kein Kapital gebrauchen, sondern auch noch immer

auf

auf 6 bis 8 Monat große Kapitalien in Händen haben, die sie aus den successive verkauften, und noch nicht zahlbaren Waaren lösen; so machen sie mit diesem Gelde andre Spekulazionen: nehmlich sie strecken ihren ärmern Landsleuten zu den Messen Gelder vor, nehmen die dafür gekauften Waaren zum Unterpfand, und bekommen dafür zu Hause entweder 20 Prozent Zinsen, oder behalten die Waaren wenn der Verpfänder sie nicht einlösen kann; und dann gewinnen sie das Geld, welches der Verpfänder aus seinen eignen Mitteln mit darin stecken, oder was er auf Kredit bekommen hat. Nicht selten stellen sie auch unter der Hand einen Schwindler auf, welcher Waaren kauft, wovon er die Hälfte baar bezahlt, die andre Hälfte auf Kredit nimmt; wofür der aufgestellte Schwindler einige Dukaten bekömmt, das übrige nehmen jene Herren, oder ihre Bevollmächtigten, als gute Prise. Ferner verstehn sie, jedem Kaufmann es sehr geschickt abzumerken, wenn er im Gedränge ist: sie kaufen ihm dann entweder für baares Geld, etwa mit 50 Prozent unter dem Preis, ab; oder sie diskontiren ihre Wechsel, die er in Händen hat, mit 20 bis 25 Prozent. Diese thätigen Spekulanten werden nun gewiß nicht von Posen wegbleiben, da es

auch,

auch, in Rücksicht des Transports ihrer Waaren die Weichsel hinauf, sehr vortheilhaft für sie liegt. Gesetzt aber sie blieben weg (welches für die reelle Handlung gewiß kein Schaden wäre), so würden sie vielfältig durch andre ersetzt werden, die bisher noch gar keine Messen bezogen haben. Dies ist ein Theil derjenigen Juden, welche ihren Handel nur nach Königsberg und Danzig treiben. Bekanntlich gehn die Littauer Juden lediglich wegen der Gold- und Silberfabrikate von Königsberg nach Danzig, und um der Landtücher willen von da nach Konitz; so wenig machen sie sich daraus, 30 oder 40 Meilen weiter zu reisen. Um wie viel mehr also werden sie von Konitz bis Posen gehn, da es nur 18 Meilen aus einander liegt.

Die Besorgniß, als würden dadurch Königsberg und Danzig in ihrem Handel leiden, ist um so weniger erheblich, als es für alle Littauer Juden zu weit ist bis Posen zu gehn, auch nur wenige sich so weit ausdehnen können, ohne sich mit dem Königsberger Kredit zu behelfen, den sie dort erhalten, weil man sie genauer kennt, und sie des Jahrs öfter kommen, welches in Posen der Fall nicht sein kann noch wird. Danzig hingegen wird, was es auf der einen Seite etwa verlieren

 mögte,

mögte, auf der andern vielfältig wiederum gewinnen. Die dortige Kaufmannschaft — obzwar zu eifersüchtig, um irgend Jemand in das Heiligthum ihres Handels einzulassen, und bei Nennung des Namens einer Banko, einer Messe, oder der Niederlassung eines Juden ruhig zu bleiben — versäumt doch nicht sich anderswo in alle Handelsgeschäfte zu mischen; und es steht wohl sicher zu erwarten, daß die Danziger die Gelegenheit, welche ihnen die See und der leichte Transport bis Posen an die Hand giebt, nicht ungenützt werden vorbei gehen lassen. Ja es läßt sich vielleicht mit ziemlicher Gewißheit voraussehn, daß sie sich des ganzen Meßhandels bemächtigen, und die andern fremden Kaufleute verdrängen werden. Sollten sie also dennoch Anfangs Klagen erheben, so wird eine weise Regierung sich an unnütze Beschwerden nicht kehren.

Der Einwurf endlich, daß die Stadt Frankfurt zu viel dabei verlieren würde, kann um so weniger in Betracht gezogen werden, da sie das nehmliche Schicksal hat, welches Elbing betrift. Es sind die veränderten Umstände, worunter jederzeit Individuen leiden, auf die wohl Rücksicht genommen zu werden verdient, nur nicht so, daß

desfalls

desfalls Einrichtungen völlig unterbleiben, bei welchen das Ganze gewinnt.

Daß aber das Ganze durch die Handlung und die Landesindustrie alsdann gewinnt, ist bereits hinlänglich nachgewiesen; wäre es aber auch nur allein in Hinsicht auf die Provinz Südpreußen, so würde es schon vielfältig den Schaden ersetzen, welcher der Stadt Frankfurt zugefügt wird. Durch die Anlegung einer Messe in Posen, und das Dahinströmen der Fremden, werden die Einwohner nicht allein mit Nutzen ihre Stadt anbauen und verschönern — welches sonst auf Königl. Kosten geschehen würde —; sondern ihre Zivilisazion und Kultur wird in zwei Jahren weiter fortrücken, als es ohne dieses Mittel in zwanzig bewirkt werden kann. Posen hat Einfluß auf die ganze Provinz; der Adel, Bürger und Bauer, der des Jahrs einigemal nach Posen kömmt, wird die Sitten, Gewohnheiten und die Sprache der Hauptstadt annehmen; und so wird der Nutzen bald bis auf das kleinste Dorf sich ausbreiten. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes wäre allein schon hinreichend, wenn sonst keine Gründe dazu kämen, die Verlegung der Messe nach Posen zu veranstalten.

6.

Über eine Seiner Heiligkeit Pius VI zugeschriebene Rede, die Ermordung Ludwigs XVI betreffend.

Wien, den 10 Jänner 1794.

Ich weiß nicht, ob Ihnen eine kleine Schrift zu Gesicht gekommen ist, die seit einiger Zeit im Publikum herumgeht. Sie ist in zweierlei Gestalten erschienen. Einmal Lateinisch, unter dem Titel: „Acta Sanctissimi Domini nostri Pii, divina pro„videntia Papae, Sexti, in Consistorio secreto „feria secunda die 17 Junii MDCCXCIII, causa „necis illatae Ludovico XVI, Galliarum Regi „Christianissimo. Romae 1793, ex typographia „Reverendae Camerae Apostolicae". Oktav; — und dann Französisch, mit der Überschrift: „Dis„cours de N. T. S. P. le Pape Pie VI, prononcé „dans un Consistoire Secret, tenu le 17 Juin „1793 à l'occasion du Supplice de S. M. T. Chr. „Louis XVI. Trad. de Mr. *l'Abbé de Limon*, „Grand-Vicaire de Metz, à Bruxelles Octobre „1793." Oktav.

Ungeachtet

Ungeachtet der öffentliche Verkauf dieser so- genannten Päpstlichen Anrede in Östreich aus gu- ten Gründen nicht gestattet ward, ist sie doch in Ungarn sogar nachgedruckt und hier und da unent- geldlich vertheilt worden. Ich will Ihnen von dem Inhalte dieser merkwürdigen Schrift eine nähere Nachricht geben.

Es wird darin die Frage aufgeworfen, ob Ludwig XVI als ein Märtyrer zu betrachten sei? und diese Frage wird bejahet: weil der König, ob er schon die Französische Konstituzion feierlich an- genommen hatte, dennoch als ein Opfer der Ka- tholischen Religion gefallen ist. — Dies könnte noch hingehn. Denn wem ist Ludwigs Andenken und Asche nicht heilig? Gewiß jedem Manne von Gefühl, der in Ludwig einen guten Fürsten erkennt, einen Fürsten der sein Volk liebte, der die durch seine Vorfahren unglücklich gewordne Nazion nach seinen Kräften glücklich machen wollte, und der, um diesen menschenfreundlichen End- zweck zu erreichen, zu jeder Aufopferung bereit war. Die billigere Nachwelt wird Ludwig XVI mit Heinrich IV in eine Klasse setzen, ohne die Römische Erklärung genau zu unterschreiben: daß „er aus Haß gegen die katholische Religion

 „getödtet

„getödtet sei, und ihm deshalb die Ehre der Märtyr-
„würde schwerlich könne entzogen werden *).“

Allein, die Nachwelt wird unmöglich glau-
ben können, daß Pius VI, dieser kluge und tole-
rante Papst, der die Reise von Rom nach Wien
unternahm um Josefs Toleranzgesetze und kirch-
liche Einrichtungen zu segnen; der sich während
der ganzen Französischen Revoluzion als Papst
mit wahrer apostolischer Klugheit betrug, und als
Fürst ein politisches System annahm, das allen
übrigen Fürsten Italiens zum Muster dienen
konnte: daß dieser Papst nun öffentlich die To-
leranz verdammen, und die Reformirte Reli-
gion als die Haupttriebfeder der Französischen
Revoluzion angeben sollte. Dies könnte nur
ein von einem dreifachen H, von einem Hoffmann,
Hofstätter und Haschka, inspirirter Papst, aber
gewiß nicht Pius VI, thun.

Zu einer Zeit, da in allen Kabinetten Euro-
pens, von Lissabon bis Petersburg, und selbst in
Rom, die Toleranz als ein wahres Geschenk des
Himmels

*) Regia Retractatio, ac mors ipsa, quam supra de-
monstravimus illatam ipsi fuisse in odium Catho-
licae Religionis, ut idcirco quidquam honori ipsius
Martyrii detrahi posse perdifficile plane videatur.

Himmels betrachtet wird, um die durch die Religionsstreitigkeiten so vieler Jahrhunderte betrognen Völker zu beglücken; zu einer Zeit, da Franz II die von seinem großen Oheim Josef so weise gegebnen Toleranzgesetze, als König von Ungarn und Böhmen, so muthig handhabt, und als Kaiser die, durch den Westfälischen Frieden in Deutschland konstitutionelle, Reformirte Religion schützen muß; zu einer Zeit, da der größere Theil der wider Frankreich vereinigten Mächte sich zur Reformirten Religion bekennt, da die meisten gegen Frankreich streitenden Feldherren eben dieser Religion zugethan sind; zu einer Zeit, da Pius in Rom öffentliche Gebete für den Fortgang der Katholisch-Östreichischen und der Reformirt-Preußischen Waffen halten ließ; zu einer Zeit, da er die, in dem Friedensschlusse stipulirten und garantirten Nonnenklöster, Prozessionen, Seelenmessen, Brüderschaften, Rosenkränze, Ablaßbreven und Skapuliere in den Östreichischen Niederlanden, dem Reformirten Preußen, Holland und England zu verdanken hat: zu einer solchen Zeit hat Pius VI dieses gewiß nicht sagen oder schreiben können. Es ist also die Pflicht jedes wahren Verehrers dieses so klugen Fürsten, es ist die Pflicht jedes ächten Katholiken, dem die wahre Ehre des Oberhaupts

der Katholischen Kirche am Herzen liegt, diese Anrede für's Erste noch für unächt zu halten. — Und in der That! jemehr ich der Sache nachdenke, desto wahrscheinlicher wird es mir, daß der eigentliche Verfasser dieser unter dem Namen Pius VI Braschi herausgegebnen Anrede Niemand anders sei, als der (auf dem Titel des Französischen Abdrucks als übersetzer genannte) Herr Großvikar von Metz, der Jesuitische Abbé Limon selbst, der sich vermuthlich dieselbe Freiheit nehmen zu dürfen glaubte, deren sich der langweilige Vielschreiber Caraccioli bedient hat, indem er dem Papst Klemens XIV Ganganelli seine eigenen abgeschmackten Briefe unterschob. Hier haben Sie die Gründe meiner Vermuthung.

Der Namensbruder des Herrn Abbé Limon, der gleich den übrigen unbefugten Französischen Emigranten Wien verlassen mußte, ließ in Regensburg eine Broschüre drucken, unter dem Titel: La Vie et le Martyre de Louis XVI, avec un examen du Décret Régicide par *M. de Limon*, à Ratisbonne, 1793, Quart. Eine Schrift, bei welcher mehr die Absicht, als die Ausführung, zu loben ist. Gleich im folgenden Monat gab der Großvikar Limon die angebliche Rede des Papstes, Französisch, mit langen aus jener „Vie“

abge-

abgeschriebnen Stellen, heraus: ohne zu bedenken, daß es unmöglich ist aus einer erst im September 1793 zu Regensburg gedruckten Schrift in einer bereits im Junius zu Rom gehaltnen Rede zwei ganze Seiten wörtlich anzuführen. Man bemerke ferner, daß die Französischen Exemplare in Wien um zwei Monate früher als die Lateinischen ankamen. So wird es denn immer wahrscheinlicher, daß die Französische angebliche Übersetzung Original, und das Lateinische angebliche Original eigentlich Übersetzung ist. Aber noch mehr! Ein kluger Übersetzer verbessert die Fehler seines Originals. Im Französischen kömmt der unschickliche Ausdruck: à l'occasion du Supplice de S. M. T. Chr. vor. *Supplice* setzt einen Schuldigen voraus. Der Lateiner fühlte den Mißstand wohl; auch ist im Lateinischen dieser Unschicklichkeit durch die causa *necis* illatae vollkommen abgeholfen.

Die Ganganelli-Caraccciolischen Briefe sind aus dem Französischen in's Italiänische übersetzt worden, da das angebliche Original doch Italiänisch hätte sein sollen. Nicht anders geht es mit dieser Päpstlichen Rede. — So wie Pius im Junius zu Rom vorhersagte, was erst im September zu Regensburg gedruckt worden; eben so

ließ auch Caraccioli seinen Ganganelli in einem von 1741 datirten Briefe unsern **Geßner** prophetisch mit Corneille und Ariosto in eine Klasse setzen, obwohl Geßner 1741 erst elf Jahre alt war.

Caraccioli macht seinen Ganganelli mit Gewalt zum Französischen Witzling. Er spricht von Locke's, Hume's und besonders von Newton's Werken, als ob sie französische philosophische Romane wären. Sein Ganganelli gibt dem Grafen Algarotti, Beccaria, Voltaire, in Französischen Antithesen geistliche Lehren. Gerade so behandelt Limon seinen Braschi. Die „Vorzüge der „Monarchischen Regierung" läßt er Pius VI aus Bossuet beweisen; ohne zu bedenken, daß Rom gewiß Bossuet nie für sich anzuführen wagen wird: ihn, den Vertheidiger der für Rom so gehässigen Proposizionen, auf welchen die Freiheit der Französischen Kirche ruhet. Rom weiß, daß Bossuet die ultramontanischen Grundsätze nur darum bestritt, weil Ludwig XIV mit Rom eben in politischer Mißhälligkeit stand; daß Bossuet, um seinen (als Mensch und Genie betrachtet, viel besseren) Nebenbuhler, den menschenfreundlichen Fenelon zu kränken, mit Wuth die Maximen der Heiligen angriff, aus keiner andern Ursache als weil der Hof mit den **Maximen im Telemach**

nicht

nicht zufrieden war. Rom denkt an die Variations de Bossuet; und überlässt es den Herren Exjesuiten, die Variations de l'Eglise Protestante lobzupreisen, welche Bossuet als stolzer Sophist nur schrieb, um Ludwigs XIV größte politische Sünde, den Widerruf des Edikts von Nantes, zu beschönigen.

Nach Bossuet erscheint, in den gelehrten Citaten dieser Rede, gleich der Herr Limon. Dann folgt Contzen, Spondanus, Natalis Alexander, Fleury, Tempesti, Jebb, Coeffetau, Gabuzi, Nikol. Bailly, Commines, Sleidan, sogar der Mercure de France, und la Vie de Voltaire par Condorcet: in possierlichem Gemische mit dem heil. Athanasius, Augustinus, Hieronymus, mit Gregor IX, Alexander III, Innocenz III, dem Hochsel. Gregor X, und Benedikt XIV; und dies alles auf einem Bogen! — Voltaire, Benedikts XIV und des Kardinals Quirini Freund und Korrespondent, wird mit dem Ausdrucke *scelestissimi* Volterii abgefertigt. P. Limon hätte doch bedenken sollen, daß dieses Beiwort wohl für einen Alexander VI, Cäsar Borgia, Cromwell, selbst für einen Guignard, Damiens, Malagrida, kurz für Königsmörder anpassend ist; aber nicht für einen Schriftsteller, welcher Menschenliebe,

Preß-

Preßfreiheit und Duldung allen Regenten gepredigt hat, welcher immer der beste Unterthan, der wärmste Lobredner Heinrichs IV, Ludwigs XIV, und selbst Ludwigs XV, der eifrigste Bestreiter des Atheismus, und der anhänglichste Vertheidiger der monarchischen Gewalt war *); dessen Schriften

*) „Und doch sind Voltaire, Rousseau, Montesquieu, „Helvetius und die übrigen Prophetenkinder von „Frankreich (wie sie ein eleganter und schriftgelehrter Autor nennt) die Urheber und Anstifter „aller der bösen Händel und Gräuel, welche dieses „unglückliche Land itzt verwüsten.“ — Die Wahrheit zu sagen, so sind die Gönner und Freunde, die ihre Lehren nicht verstanden oder nicht befolgt, und ihre Namen gemißbraucht haben, großentheils selbst an dem schlimmen Rufe Schuld, worin Jene stehen. Ein weiser Mann betete: Nur gegen meine Freunde schütze und schirme mich, lieber Gott! gegen meine Feinde will ich es schon selber thun. Hiernächst haben sie diese Ehre vorzüglich den Schriftstellern zu verdanken, die sich ein Geschäft daraus machen, die wankenden Thronen, wie sie sagen, in ihren mächtigen Schutz zu nehmen. Allein die Staaten sind, wie Kästner bemerkt, selten in dem Falle, in welchem das Kapitol war, als es die Gänse retteten. — Übrigens will ich nicht behaupte , daß alle so ganz fromm und unschuldig sind, welche die Feder zu führen gelernt haben.

ten die immerwährende Satire auf die itzt in Frankreich herrschende Partei bleiben werden; eine Partei, die er mit einem Federzug so treffend geschildert hat: Ma nation est un composé, moitié tigres et moitié singes.

Sie sehen, daß P. Limon eben nicht sehr geschickt zu Werke geht, um eifrige Katholiken mit einer Päpstlichen Anrede zu äffen, die er im Vor-

haben. Von denen, die als Erfinder und Lehrer bei dem philosophischen Publikum in Ansehn stehen, kann man aber wenigstens mit Gewißheit sagen, daß sie durchaus nichts so sehr einschärfen, als den Gehorsam gegen die Gesetze, die Heiligkeit der Regierungen, und die Unzulässigkeit gewaltsamer Veränderungen. Dies sind die Grundsätze aller großen Denker, von Sokrates und Platon bis auf Kant, wenn sie auch sonst nicht völlig in Pope's Weidespruch einstimmen: For forms of government let fools contest etc. Man sehe zur Bestätigung Kant's Abhandlung im Sept. 1793 der Berl. Monatsschrift, wodurch nun auch eine auffallende Stelle in dem Werke über die Religion der Vernunft vollkommen gerechtfertigt ist. Schade, daß diese Stelle dem P. Hofstätter nicht früher in die Hände fiel! Niemand hat ein feineres Talent, berühmte Männer sagen zu lassen was er will, und, nach dem Ausdruck des Cervantes, unbemerkt neben der Wahrheit vorbei zu spazieren.

Vorbericht mit Einem: Das Orakel der Kirche hat gesprochen und wir Gläubigen müssen gehorchen, ankündigt. Er hätte sich begnügen können, den nach ultramontanischen Grundsätzen unfehlbaren heiligen Vater Papst die ebenfalls unfehlbaren heiligen Kirchenväter, bei denen man unfehlbar alles findet was man will, fleißig zitiren zu lassen. Dies wäre viel natürlicher und billiger gewesen, und er würde seine Absicht kaum verfehlt haben.

Aber was könnte denn die Absicht des P. Limon am Ende gewesen sein? . . . . Der ganze Handel sieht den Jesuiten so ähnlich, daß man sich nicht enthalten kann diese Herren dahinter zu vermuthen. Sie haben von jeher geliebt im Trüben zu fischen. Ihre Hofnung, den Orden wieder hergestellt zu sehen, war nie lebhafter als eben itzt. Die Versuche einiger Regierungen, welche nicht so milde und so weise als die Östreichische sind, die Fesseln des Despotismus (nicht ohne eigene Gefahr) enger zusammen zu ziehen, weil ein benachbartes Volk alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft muthwillig zerrissen hat; diese Versuche, und diese Verwirrungen beleben ihre Erwartungen. Sie haben, so wenig als die Juden an der Erscheinung ihres Messias, noch niemals an

an der Wiederherstellung ihres, dem Geistesdespotismus so günstigen, Ordens verzweifelt; itzt hoffen und bauen sie darauf. Zugleich fürchten sie jedoch: die politische Allianz der Katholischen und Protestantischen Mächte; die fast in ganz Europa nun allgemeine Lehre der so mildthätigen, dem ächten Geiste des Christenthumes so angemessenen, Religionsduldung; die von Mariana's Zeiten bis zur Zeit Busenbaums so oft wiederhohlte Beschuldigung der Jesuitischen Grundsätze vom Königsmord, welcher sie nichts entgegen setzen konnten, als daß der heilige Thomas von Aquin das nehmliche gelehret, und der Dominikaner Clement das praktisch ausgeübt habe was bei ihnen nur Theorie war: alles dieses, fürchten sie, mögte ihrem so eifrigen Bestreben entgegen sein.

Darum läßt nun ihr Organ, der Großvikar Limon, von dem Orakel der Kirche (wie er sagt) entscheiden: daß die Hugonotten in Frankreich die Haupttriebfeder der Französischen Revoluzion sind. Wegen der Toleranz stimmt das Orakel der Kirche mit dem Erzbischof Roven überein. Die Lehre von dem Königsmord wird aus dem Hugo Rosarius auf die Reformirten gewälzt. Ludwig XVI wird als Märtyrer mit dem, wegen

der

der Sinesischen Riten in offenbarem Ungehorsam gegen Rom gestandenen, Jesuiten Johannes de Brito verglichen; und in Ansehung dieser Ähnlichkeit wird Ludwigen auch bloß allein die feierliche Annahme der Französischen Konstituzion verziehen. — übrigens ist diese Vergleichung mit Johannes de Brito (dessen Seligsprechung unter Benedikt XIV durch die Kabale der 1741 noch allmächtigen Jesuiten, als ein Gegengewicht gegen Palafox, zwar angefangen, aber bisher noch nicht geendiget wurde) eine ganz Jesuitische Episode, um nach Zeit und Umständen wieder einen neuen Jesuitenheiligen aufstellen zu können; so wie sie das Leben ihres Stifters Ignaz von Lojola zuerst ohne alle Mirakel, und nach veränderten Umständen voll von Mirakeln herausgegeben haben. Kurz omnibus omnia factus.

Und nun denken Sie Sich Selbst den Zusammenhang dieser Päpstlich-Limonischen Anrede mit dem fast zu gleicher Zeit in Hofstätters Jurnal *) verkün-

*) Der Exjesuit Hofstätter reinigt sich von allen solchen Vorwürfen in eben diesem Jurnale (im Dez. 1793 des Magaz. der Kunst und Litteratur) auf eine ziemlich lustige Art: z. B. damit, daß ihm

verkündigten Mirakel; mit den in eben diesem Jurnale vorkommenden Ausfällen wider die Toleranz, Preßfreiheit, und Aufklärung; mit der Vertheidigung der Inquisizion, und der Kreuzzüge; mit dem in Ungarn gesetzwidrig gemachten Nach=

ihm die Wundergeschichte aus Dijon eingeschickt worden sei. Als ob die absichtliche Verbreitung ähnlicher Mährchen weniger zu tadeln wäre, als die Erfindung derselben! Zudem sagte er Anfangs kein Wort von diesem Umstande, sondern erzählte das Geschichtchen so naiv und trocken, als ob er es mit leiblichen Augen angesehen hätte. Seine Vertheidigung der Inquisizion belegt er mit dem milzsüchtigen Einfalle eines Englischen Ökonomen; und bei einer andern Gelegenheit führt er die Autorität des — Revoluzions=Almanachs für sich an. Um seine Vertheidigung der Kreuzzüge zu retten, nimmt er sich die Freiheit, den Krieg der alliirten Mächte gegen Frankreich mit jenen Zügen, der ungeheuersten und verderblichsten Ausschweifung des menschlichen Geistes, zu vergleichen. — Übrigens fingen die Herren an, in einigen folgenden Stücken nachsichtiger zu werden. Es ist nicht alle Aufklärung, welche sie verdammen, sondern nur die Afteraufklärung; die nehmlich, welche nicht von ihnen selbst, oder dem geweiheten Korpus ausgeht, das sie in Petto haben.

Nachdrucke, wovon ein Jesuitischgesinnter Bischof mehr als tausend Exemplare unentgeldlich verthei- len ließ! — Ich merke nur noch an, daß dieselbe katholische geistliche Partei, die nun den Refor- mirten in Ungarn selbst die Toleranz nicht gönnen will, eben diese Reformirten wider Josef II auf- zuwiegeln gesucht hat: unter dem Vorwande, daß sie gar keiner Toleranz bedürfen, weil sie vermöge der Landesgesetze konstitutionsmäßig sind.

Joseph von Retzer.

haben. Im Dezemberstück 1793 steht ein Aufsatz, welcher „Aphorismen über die Aufklärung“ enthält. Es scheint ein gar unschuldiges zahmes Ding zu sein, das in vielen, mit unter ganz hübschen, Worten äußerst wenig Begriffe giebt. Die Absicht davon ist, unter der Hand zu verstehen zu geben, daß aller Unterricht und alle Wissenschaften lauter Unheil stiften müssen, so lange nicht beides einem „sicheren Orden“ anvertrauet wird, der ein aus- schließendes Privilegium besitzt, und für die Folgen zu stehen hat. Also die Jesuiten, nicht wahr? Ecce iterum Crispinus!

Nachschrift eines Protestanten.

I.

Da ich ein Exemplar des Ungarischen Nachdrucks *) von der — wirklich nur angeblichen? — Rede des Papstes vor mir habe; so bin ich im Stande, die Hauptstellen, auf welche Herr von Retzer in seinem treflichen Aufsatze deutet, den Lesern selbst vorzulegen. Sie sind in der That so unglaublich, daß eine wörtliche Anführung wohl nöthig ist.

Der Hauptpunkt wird so ausgeführt. „Wer „kann je zweifeln, daß der König hauptsächlich „aus Haß gegen den Glauben und gegen die Ka„tholische Lehre getödtet sei? Schon lange such„ten die Kalvinisten in Frankreich den Umsturz „der orthodoxen Religion zu bewirken; nur muß-

*) Zu Waitzen veranstaltet, dem bekannten Sitze eines Bisthums in Niederungarn (unter andern auch dadurch bekannt, weil der orthodoxe Kardinal und Fürst-Erzbischof Migazzi gar nicht Lust hatte, diese Nebenpfründe aufzugeben, obgleich ihr Besitz den Vorschriften des Kirchenrechts zuwider lief). — „Vacii, typis Ant. Gottlieb Mar„maroffienf. 1793." 20 Seiten in Großoktav.

„ten die Gemüther erst vorbereitet, und das Volk
„mit den gottlosen Sätzen bekannt gemacht wer-
„den, welche sie seit der Zeit durch Broschüren
„voll Verrathes und Aufruhrs zu verbreiten nicht
„aufhörten, und zu welcher Absicht sie einen
„Bund mit den verkehrten Philosophen schlos-
„sen *).“ — Welch eine Zusammenknetung der
fremdartigsten Begriffe zu einem Sauerteig
frommklingender Schmähungen! Königsmord,
und Heteredoxie, und Protestantismus, und fal-
sche Aufklärung! Und dieser Königsmord wurzelt
aus der Abneigung gegen die orthodoxe, das ist
katholische, Religion empor; und damit diese
Abneigung selbst Wurzel fasse, muß wieder erst
Aufruhr

*) Pag. 8. „Et quis unquam dubitare possit, quin ille Rex praecipue interemtus fuerit in odium Fidei, et ex Catholicorum Dogmatum insectatione? Jam diu erat, quum Calviniani in Gallia Orthodoxae Religioni pernitiem moliri ceperant; sed parandi prius fuerunt animi, ac impiis imbuendi Doctrinis Populi, quas ex eo tempore per Libellos perfidiae et seditionis plenissimos (*a*), in vulgus spargere non desistebant, ac ad sui propositi societatem perversorum Philosophorum operam adjungebant.“

Aufruhr und Verachtung der Könige gelehrt werden! Welch ein unlogikalischer Wirrwarr!

Wer kann je zweifeln? heißt es. Wer kann je so fragen, mögte man erwiedern, der auch nur mit halbem Ohr die Geschichte unsrer Tage angehört hat, und der weiß wovon die Rede ist? Es wird ja nicht von der Aufhebung der Alleinherrschaft des Katholizismus, nicht von den Beschlüssen gegen die Geistlichkeit gesprochen, so wenig wie von der Revoluzion überhaupt; sondern von der viel später erfolgten verabscheuungswürdigen Ermordung des unschuldigen Königs. In welchem Zusammenhange stand des entthronten, gefangenen Ludwigs Leben mit der Religion? Welch ein Mißgrif der Antikatholischen Erbitterung wäre es gewesen, gerade **ihn** als Opfer fallen zu lassen! Er führte zwar den Titel „der „Allerchristlichste“; aber er war doch weiter kein anmaßlicher Statthalter Christi auf Erden, war nicht das sichtbare Oberhaupt der Katholischen Kirchenpartei. — Indeß, so ist einmal der Redegebrauch der Römischen Kurie. Auch Maria Stuart ward, wie wir aus dieser Päpstlichen Anrede lernen, eigentlich der Religion wegen von Elisabeth zum Tode verurtheilt; und selbst

Benedikt XIV gründete hierauf ihre Würdigkeit zur Erhebung in den Märtyrerrang *).

Dies mag also, wie auch Hr. v. Retzer bemerkt, hingehn. Nur welch ein Übergang von Ludwigs Tode auf die Kalvinisten! Wenn seine blutgierigen Richter auch wirklich aus leidenschaftlicher Feindschaft gegen den „orthodoxen" Glauben handelten, waren sie denn darum sofort Reformirte? oder auch nur Protestanten überhaupt? Konnten sie sich nicht zu einer unchristlichen, oder auch zu gar keiner, Religion bekennen? Doch es wird wohl ewig der Redegebrauch der Römischen Kurie bleiben, die Evangelischen mit dem Schimpf-

*) Pag. 6, 7. „Maria Stwarta . . . quantas ab aemula [Elisabetha] et a factiosis *Calvinianis* hominibus aerumnas tulerit, plurimi enarrant Historici. — De hoc eventu Benedictus XIV lib. 3 sui Operis de Servorum Dei Beatificatione Cap. 13, num. 10 in haec verba ratiocinari pergit: „Si de hujus Re„ginae Martyrio quaestio institueretur, — si non „omittuntur, prout omitti non debent, eviden„tissimae rationes, quibus ostenditur, ... iniquam „mortis sententiam ... *vere* processisse ex odio „Catholicae religionis, et ut Haeretica Dogmata „in Angliae Regno immota persisterent; nihil for„tasse deerit ex iis, quae pro vero Martyrio sunt „necessaria."

Schimpfnamen Kätzer zu belegen, und, da sie als solche doch einmal verdammt sind, mit Naturalisten nnd Atheisten in eine Klasse zu stellen. Oder, saßen wirklich viele Hugonotten unter den Blutrichtern? so wie freilich unter den ersten Urhebern der Staatsumwälzung sich ein paar Protestanten mit befanden. Und zwar aufrichtige, eifrige, bis zur Verfolgung fanatische, Hugonotten? Darf man aber, wenn dies auch der Fall gewesen wäre, das Verbrechen Einzelner der gesammten Partei zur Last legen? — Allein, die Ungereimtheit der ganzen Behauptung ist zu einleuchtend, um noch ein Wort darüber zu verlieren; nur ist wohl auch die Absicht eben so einleuchtend, und eben so weniger Worte werth: die Absicht nehmlich, die Protestanten den Katholischen Fürsten, und nebenher alle in Religionssachen freier denkende Menschen allen Regenten überhaupt, verdächtig zu machen; die Sitte einzuführen, daß die edle Aufklärung mit Rebellion und Hochverrath zusammen gedacht werde; und endlich die Antipoden des Edelsinns und der Aufklärung, die Jesuiten, von der nie abzuwälzenden Anklage ihrer Lehre vom Königsmord dadurch zu reinigen, daß man dieses Verbrechens die Reformirten beschuldigt.

Aber die Reformirten haben doch in Frankreich seit lange Schriftlein voll Verrathes und Aufruhrs verbreitet ... Bei dieser Stelle befindet sich eine Note, welche man begierig ansieht, und worin die Französisch-Katholische Geistlichkeit — sicherlich der parteiischste Zeuge, welchen der Schriftsteller für sich reden lassen konnte — mit ihren bereits 50 Jahre alten Beschuldigungen auftritt. Und was sagt diese heftige Feindinn der Hugonotten? Daß „die Religionsbücher „der Sekte gar nicht mehr heimlich, wie sonst, „von Hand in Hand gehn, sondern schon ziem„lich öffentlich, bei ihren Versammlungen, und „in beträchtlicher Menge, vertheilt werden; daß „der Osterwaldsche Katechismus vor kurzem „auf einer Synode empfohlen, und selbst in Tou„louse" [man denke! in der altrechtgläubigen Kätzerverbrennenden Stadt!] „gedruckt worden „ist *)." Diese Schul- und Erbauungsschriften

*) Pag. 8. „(a) Procès verbal du Clergé dans l'année 1745, séance 56, p. 196. — „Les livres à l'u„sage de la Secte se repandent plus que jamais; „ce n'est plus sourdement et en cachette, c'est aux „Assemblées qu'on les distribue: on en a débité „pour des sommes considérables à deux Assem„blées tenues en Vivarais au mois d'Octobre et de „Novem-

ten der Reformirten sind also das, wovon oben (S. 580) der Text redete! Die „verkehrten „Philosophen ließen sich in einen Bund ein," um diese Fibeln und Evangelienbücher zu verbreiten, weil sie „ihre ruchlosen Sätze" enthielten! Diese Religionsschriften, und namentlich der bekannte fast in alle Europäische Sprachen übersetzte Katechismus des Neufchateler Geistlichen Osterwald, sind — gottlose Bücher? das versteht sich! aber auch — Bücher voll vom Gift der Landesverrätherei und des Aufruhrs! Welche Entdeckung! Noch neuer und wichtiger, als die Nachrichten des gleichfalls orthodoxen, nur nicht Katholisch- sondern Luthersch-orthodoxen, Masius in Kopenhagen, welcher leider Thomasen nicht selbst konnte verbrennen lassen, aber es seine Bücher entgelten ließ. Auch er erklärte die Reformirten für Aufwiegler und Königsmörder, und empfahl deshalb zur Sicherheit der Thronen seine Luthersche Religion; allein er fand doch die Gründe zu dieser Behauptung nur in den gelehrten Werken der Stifter jener Kirche, in seiner

Q q 5 Ausle-

„Novembre derniers. Le Catechisme d'Ostervald „recommandé récemment dans leur Synode, a été „imprimé cette année à Toulouse."

Auslegungskunst von gewissen philosophisch-politischen Sätzen, und in der Beobachtung des Laufs der Welthändel *): nicht aber so klar und baar in den ersten Lehr- und Anfangsbüchern der Konfession. Dies war dem durch Religionsgroll noch geschärfteren Blick eines Jesuitischen Theologen, dies der Intoleranz unsers erleuchteten Jahrhunderts aufbehalten.

Indeß verschmäht der Päpstliche Schriftsteller auch nicht die Rückweisung auf ein älteres verschrieenes Buch, worin die Französischen Reformirten den Königsmord sollen empfohlen haben; nehmlich auf „die Behauptung des Hugo Rosarius, oder wer sonst der Verfasser ist: daß es „löblich sei, einen Fürsten umzubringen, welcher „der Reformirten Religion nicht gehorchen, und „sich nicht für die Protestanten erklären wolle.“ Allein, man weiß schon aus Bayle: 1) daß das vor 200 Jahren in Lion erschienene Buch, weswegen Du Rosier **) ins Gefängniß kam, zuverlässig

*) Man s. März, S. 216, 217, 221.

**) Hugues Sureau du Rosier, latein. Hugo Suraeus (oder Sorellus) Rosarius. Er war Reformirter Prediger in Orleans. Der Titel der angeschuldigten Schrift hieß: La défense civile & militaire

lässig nicht von ihm, und vielleicht überhaupt von keinem Reformirten, geschrieben war; 2) daß es sofort von den Reformirten selbst, welchen damals die Stadt Lion gehörte, sowohl von Seiten der Geistlichkeit als der weltlichen und militarischen Macht, verurtheilt verboten und vernichtet worden; und daß es endlich 3) gar nicht einmal die angeführte Behauptung enthielt, sondern (den gültigsten Zeugnissen nach) eine allgemeine Deklamazion gegen alle Fürsten der Erde aus mißverstandnen Stellen der Bibel. Wer kann aber, wenn er nicht offenbar für einen Verläumder gelten will, die Grillen der Wiedertäufer, die Gräuel der Baurenkriege, den Fanatismus der Independenten,

taire des innocens [oder vielleicht: des hommes] et de l'église de Christ; Lyon, 1563. Seine Gefangenschaft dauerte nicht lange, da man ihm nichts beweisen konnte. Dem Tode in der heiligen Mordnacht entging er durch den Übertritt zur Katholischen Religion, und musste sich nun sogar zum Bekehrer gebrauchen lassen. Diesem Gewissenszwange entzog er sich endlich durch die Flucht, trat in Heidelberg wieder zur Reformirten Konfession, fand aber eine ungünstige Aufnahme. Er ward hierauf Korrektor in der Wechelschen Buchdruckerei zu Frankfurt, und starb daselbst um das J. 1578.

denten, zum Maaßstab der Beurtheilung des Protestantischen Systems annehmen? Wenn nun auch Frankreich im J. 1787 ähnliche Deklamazionen gegen die Regierungen gedruckt sah — und leider scheinen freilich, damit keine Thorheit aussterbe, die Zeiten eines Münzer und Jan van Leiden *) wiedergekommen zu sein —; so dachte man

*) Diese armseligen, dummfanatischen, den Pöbel aufwiegelnden, und selbst zum Pöbel gehörigen, Halbmenschen predigten in Holland und Deutschland die nehmlichen Sätze von Freiheit und Gleichheit, welche itzt die Ausgeburt der sublimsten Philosophie heißen. Überall verbreitete sich dieser Mißbrauch von den Lehren der Reformazion, dieser Mißverstand des Satzes von der Geistlichen Freiheit. Die Wiedertäufer hauseten vorzüglich in den Deutschredenden Landen. Eben solche Fantasten waren die Independenten in England (man sehe den Hudibras); welche ihr Gleichheitssystem und die damit verknüpften Gräuelthaten bis nach Amerika hinüber trugen. Auch in Frankreich ward damals *„l'égalité des conditions"* ausgerufen, als „le privilége le plus constant de la liberté Evangélique que le Sang de „J. C. avoit meritée aux véritables Chrétiens." Man beschuldigte freilich bald die Hugonotten, diese Lehre angenommen, und sie sogar auf einer Synode

man doch 1787 sicherlich nicht daran (was auch der Päpstliche Schriftsteller sage), die angeblichen aber nicht erwiesenen Worte aus Dü Rosier's angeblichem Buch genau zu wiederhohlen, und so zwar den Königsmord, aber mit der Einschränkung daß der König kein Reformirter sei, zu lehren *).

Auch verschmäht dieser Schriftsteller nicht die Wiederhohlung der unhistorischen Beschuldigung:

daß

Synode im J. 1560 festgesetzt zu haben; allein selbst Varillas, ein für die Protestanten gewiß nicht parteiischer Geschichtschreiber, zeigt die Falschheit dieser Beschuldigung (Varill. hist. de l'Hérésie, liv. 26.) — Niederschlagend ist es übrigens, immer dieselben Thorheiten und Laster wieder zu erblicken: dieselbe Wuth der falschen Anwendung moralischer Wahrheiten, dieselbe Wuth der hämischen Verunglimpfung unschuldiger Parteien.

*) Pag. 9. „Quum teterrimi illi homines multum se proficere, jamque adesse tempus sua exsequendi consilia agnoscerent, aperte proferre coeperunt in Libro typis edito anno 1787 Assertionem Hugonis Rosarii, seu si quis alius est ejus libri Auctor: laudabile nempe esse tollere de medio supremum Principem, qui obsequi Religioni reformatae non vult, nec in se partes suscipere Protestantium pro eadem Religione."

daß in jenen schrecklichen Zeiten der Religionsverfolgung die Reformirten der angreifende Theil waren; daß „es so der Gebrauch der Kätzer seit „den ersten Jahrhunderten der Kirche gewesen sei, „welcher durch die tyrannische Sitte der Kalvi„nisten in Frankreich recht seine Bestätigung „erhalten habe, durch Drohung und Gewalt alle „Menschen für ihre Meinung zu gewinnen; daß „der Friedensstörer Kalvin eine blutdürstige „Sekte gründete, welche Frankreich mit Bürger„krieg überzog, alle geistliche und weltliche Ord„nung mit Füßen trat, barbarische Ruchlosigkeiten „in Menge beging, und dem König Karl IX nicht „bloß hinterlistig sondern mit offenbarer Gewalt, „nach dem Leben stand *).“ — Was soll man dazu

*) Pag. 14, 15. „Haec Haeresum natura est, hic mos Haereticorum jam ab antiquis Ecclesiae saeculis exortus, ac prae caeteris Tyrannico Calvinianorum praecipue in Gallia confirmatus usu; vi ac minis omnes in suos sensus impellentium. — Successit Luthero Calvinus, procella Galliae, turbo pacis; sanguinariam ille condidit sectam, quae florentibus Galliae rebus cristas erigere haud ausa, tandem per teneram Francisci II et Caroli IX aetatem grassandi occasionem nacta, Christianissimum Regnum bellis civilibus attrivit. Ubi enim in florentis-

dazu sagen? Nicht also die orthodoxe Römische Kirche brauchte zu ihrer Verbreitung Gewalt, und ward eben dadurch die Katholische; sondern die Protestantischen Parteien sollen dies gethan haben. Die selbst von wohldenkenden Katholiken verabscheuete Bartholomäusnacht wird so vorgestellt, als sei der gegen Ehre und Pflicht gefühllose, an seinem Wort und an seinen Unterthanen zum Verräther gewordne, König Karl IX, welcher unmenschlich morden ließ und sogar in eigner Person mordete, in Gefahr gewesen das Opfer seiner treuherzigen Gutmüthigkeit zu werden, und habe gleichsam nur aus Nothwehr zu den Meuchelwaffen gegriffen. . . Man mögte sagen: Es sei ein Grundsatz der Römischen Kurie, das was sie selbst thut, der Gegenpartei aufzubürden, und mit falschen Beschuldigungen die gedrückten Protestanten noch mehr zu bedrücken; wenn auch nicht

dieſe

rentissimo Regno illa desaeviit tempestas, aequata solo templa, eversa altaria, effossa sepulcra, trucidati Dei Sacerdotes, stupratae sacrae Virgines, supplicia Catholicis illata, strages editae, et Rex ille Carolus IX non solum insidiis appetitus, sed et aperta vi oppugnatus est. — Gabutius fusius describit hostiles barbarasque impietates a Calvinianis commissas.

diese Antwort schon zum voraus retorquirt wäre. Denn wir lesen weiter, daß es „die Sitte der „Kätzer, und ganz vorzüglich der Kalvinisten, ist, „falsche Anklagen vorzubringen, und den Katho„liken die größten Verbrechen zur Last zu legen *).“

Mit wenig Worten wird berührt, daß „der „Papst bald nach Besteigung des Stuhls die kei„menden Unruhen Frankreichs vorausgesehen, „und als Mittel dagegen empfohlen habe, die „gottlosen Bücher“ [den Osterwaldschen Katechismus?] „mit Gewalt den Leuten zu entreis„sen **);“ auch daß „Er nachher die Gottes„lästerliche Konstituzion, in einer Antwort auf „den Vortrag von 30 Bischöfen, widerlegt „hat

*) Pag. 16, die Note. „Mos est Haereticorum, tum maxime Calvinianorum, accusare falso, reosque criminum gravissimorum agere Catholicos.“

**) Pag. 8, 9. „Nos ipsi jam praevisam ex Pontificatus Nostri primordio detestandam adeo perfidorum hominum industriam, intentatumque maximum periculum annunciavimus per Epistolam Encyclicam ad omnes Episcopos Ecclesiae Catholicae (dat. 25 Decembr. 1775), quum eos sequentibus verbis hortaremur: „Auferte malum de medio „Vestri, id est venenatos libros ab oculos Gregis „*magna vi* et sedulitate *extorquete*.“

„hat *)." — Aber weitläuftiger wird bei dem „Dekret" verweilt, „welches Jedem freie übung „der Religion, die er gewählt hat, gestattet. „Als wenn" (setzt der Eifer des Oberhauptes der Alleinseligmachenden Partei hinzu) „jede „Religion zur Seligkeit führen könnte! Und als „wenn nicht" (fährt die Gelehrsamkeit in der Note fort), „nach vielen andern Schriftstellern, „der Erzbischof Roven hierüber gründlich ent„schieden hätte!" Es ist in der That der Mühe wehrt, die harten und seichten Machtaussprüche dieses katholischen Niederländers (er war Titular-Erzbischof von Philippi in Macedonien) aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts etwas genauer anzusehn, damit man wisse, welche Grundsätze noch in unsern Tagen von Päpstlicher Seite gebilligt und anerkannt werden. „Einzig die Rö„mischkatholische Religion und den Römischkatho„lischen Glauben muß ein Fürst annehmen, behal„ten, und aus allen Kräften vertheidigen, wenn „er sich und die Seinigen selig wissen will. Die„jenigen, welche anders denken und Freiheit der „Religion

*) Pag. 12. „Ex ea officina prodiit sacrilega illa Constitutio, quam Nos in responsione Nostra diei 10 Martii ad expositionem triginta subscriptorum Episcoporum refutavimus."

„Religion haben wollen, werden, nebst den „Atheisten und den Staatslehrern, dem Him„mel des Zufalls überlassen. Nichts ist thörich„ter, als zu behaupten, daß Jeder in seinem „Glauben selig werden könne. Dann wäre ja „Christus der Herr umsonst gekommen, um uns „den wahren Glauben an Ihn zu lehren; umsonst „wären so viele Konzilien gehalten, soviele „Kätzereien verdammt worden" [freilich wohl!], „wenn Jeden seine Religion selig machen könnte. „Wie sollen die, welche auf verschiednen Wegen „wandeln, bei Einem Ziele zusammen treffen? „Es sind aber die meisten Religionen einander „entgegengesetzt; und selbst die, welche Christum „bekennen, verurtheilen und verfolgen sich ein„ander." [Leider! aber doch nur wegen des Grundsatzes der ausschließenden Seligmachung.] „Wie besteht ein Staat, welchen nicht ein be„stimmtes Band der Religion zusammen hält? „Aus der Verschiedenheit der Religionen er„wächst Haß, entsteht Mißtrauen, entwickelt sich „Neid, geschehen Trennungen, Zwiespalte; in „den verschiednen Konventikeln erheben sich Neu„erungen; der Gehorsam geht verloren, weil jede „Religion sich ihre Obern erwählt, und den ent„gegengesetzten zu gehorchen für unrecht hält; „Kriege werden endlich erregt, wie unzählbare

„Bei-

„Beispiele zeigen." [In Holland, Preussen, England, Rußland, geht es doch in der That anders her.] „Abgeschmackt und lächerlich ist „es folglich, was die Staatslehrer oder Kätzer „behaupten, daß Jedem die Freiheit seiner Reli„gion oder seines Gewissens zuzugestehen sei *)."

Kein Wunder, daß demnach am Ende der Ausruf erschallt: „O Frankreich, Frankreich! „Du kannst es nicht verkennen, obgleich du es

 „willst

*) Pag. 13. „Decretum . . ut quisque libere, quam vellet, Religionem exercere posset, quasi per quamlibet pateret ad aeternam salutem via (b). — (b) Post multos alios, Archiep. *Roven.* Reipublic. Christian. lib. 2, cap. 1, n. 10. „Sola Religio ac Fides „Catholica Romana est, quam Princeps acceptare, „conservare, et omnibus viribus defendere debet, „si se suosque salvos velit. Illi qui secus sentiunt, „ac libertatem Religionis esse volunt, fortunae Coelo „destinantur, cum Atheis et Politicis. Nihil stul„tius ;quam asserere, quemque in sua Religione „salvari posse. Frustra enim venisset Christus „Dominus docere nos veram in se fidem, frustra „instituta tot Concilia ac damnatae Haereses, si „quisque in sua Religione salvari posset. Et quo„modo contrariis viis incedentes ad eundem perve„nient terminum? Religiones autem pleraeque in„ter se contrariae, etiam illae quae Christum con„fitentur, invicem se proscribunt et exterminant. „Quo-

„willst, daß die Religion des Glaubens der „Schutz und die Festigkeit der Reiche ist; und „daß deshalb die neidischen Feinde der Königlichen „Macht, um dieselbe zu stürzen, erst den Katho-„lischen Glauben zu zerstören trachten *).“ Kein Wunder, daß der Zweck dieser Schrift selbst dahin angegeben wird: „daß die Ungläubigen sich „zum Glauben“ [wie wir eben gehört haben, zum katholischen Glauben] „bekehren, die Be-„kehrten sich nicht abkehren, die Abgekehrten „zurückkehren sollen **).“ So

„Quomodo consistit Respublica, nullò certo Reli-„gionis vinculo colligata? Ex diversitate Religio-„num procedunt odia, oritur diffidentia, nutritur „invidia, fiunt separationes, seditiones, per diversa „conventicula exsurgunt novitates, obedientia tol-„litur, quia quaelibet Religio suos Superiores eligit, „et sibi adversis parere sacrilegium judicat, bella „concitantur, ut infinitis exemplis constat. Itaque „insulsum et ridiculum est, quod contendunt Poli-„tici vel Haeretici, libertatem Religionis vel con-„scientiae cuique relinquendam.“

*) Pag. 18. „Ah Gallia, ah Gallia! . . . ignorare, etsi velis, non potes, quod tutela et soliditas Regnorum est Fidei Religio; . . . atque hanc ob causam invidi hostes Regalium Potestatum, ut eas dejiciant, ad subvertendam Catholicam fidem adspirant.“

**) Pag. 19. „Ut increduli convertantur ad fidem, conversi non avertantur, aversi revertantur.“

So wird also von Päpstlicher Seite noch itzt, und gerade itzt, das Protestantische System vorgestellt! So wird die Toleranz gelästert! So wird die Bekehrungssucht befördert! — Auch ist es ja bekannt, daß, als der Papst in diesen bedrängten Zeiten, das Volk zu inbrünstigen Gebeten aufforderte, die Körper und Bildnisse der Heiligen aufdecken ließ, achttägige Andachten und Sperrung der Schauspiele befahl, Er zugleich einen völligen Ablaß von allen Graden des Kirchenbanns, jedoch mit Ausschluß des wegen kätzerischer Grundsätze, verordnete *). Denn Kätzerei, das heißt Unkatholizismus, ist die einzige nicht zu vergebende Sünde!

II. Das vom Herrn von Retzer angeführte Magazin scheint bis zum nördlichen Deutschlande noch nicht recht durchgedrungen zu sein. Bekanntlich verwesete die „Wiener Zeitschrift" des Hrn Prof. Hofmann am Schluß des J. 1792. Aus dem Moder derselben stieg mit dem Jänner 1793 das „Magazin der Kunst und Literatur" hervor, welches die plumpsten und hämischsten Ausfälle auf Denkfreiheit, Aufklärung und Protestantismus, ganz im Geiste der Zeitschrift, enthält, und noch etwas hinterlistiger berechnet ist, da es diese

 Dinge

*) Aus den Zeitungen schon angeführt in der Berl. Monatsschr. 1793 Jänner, S. 25.

Dinge unter einem Titel, wo man dieselben gar nicht sucht, vorträgt, und sie so bei manchen Lesern, welche das Magazin etwa der Kunstnachrichten wegen aufschlagen, ganz unvermerkt verbreitet. Der Herausgeber ist der Exjesuit Hr Hofstätter, welchen Göttingen als Begleiter eines jungen Fürsten von Lichtenstein sah. Ein sehr fleißiger Mitarbeiter ist Hr Haschka, der bei allem bombastischen Unsinn seiner Oden, wodurch er längst das lauteste Gelächter erregt hat, nichts als ein platter Exjesuit ist. Aus diesem Kleeblatt besteht das dreifache H in Wien, welches in seinem ohnmächtigen Eigendünkel die Aufklärung zu hemmen oder gar zu stürzen wähnt.

7.

Vorschlag zu einem kleinen Denkmal auf Bürger.

Unterzeichneter nimt sich die Freiheit, den Freunden des verewigten Bürger vorzuschlagen, ob sie nicht durch einen kleinen Beitrag — etwa von einem Gulden — veranstalten wollen, daß die Stelle, wo seine Gebeine ruhen, mit einem ganz prunklosen Steine bezeichnet werde.

Seinen

Seinen Kindern kann dieser Aufwand nicht wohl zugemuthet werden; und es würde doch vielleicht manchem Fremden, der unsern Kirchhof besucht, angenehm sein, auch an Bürger noch einmal erinnert zu werden. Zur zweckmäßigen und geschmackvollen Ausführung wollen Herr Fiorillo, und mein Schwager der Herr Oberbaukommissar Borheck, gern das Ihrige beitragen. Sollten der Freunde des Verewigten soviele sein, daß die Beiträge die nothwendigen Kosten überstiegen; so würde ich suchen, den Überschuß auf eine anständige Art zum Besten seines jüngsten Söhnchens, dem es weit mehr als seinen Geschwistern an Unterstützung fehlt, anzuwenden.

Göttingen, d. 13 Jun. 1794.

D. Ludwig Christoph Althof,
Professor der Medizin.

Sollte es Jemanden der dieses lieset, bequemer fallen, seinen Beitrag zu dem hier vorgeschlagenen Denkmal bei mir abzugeben, als nach Göttingen an Hrn Althof zu senden, so erbiete ich mich mit vielem Vergnügen, die Gelder in Empfang zu nehmen und an die Behörde zu befördern.

Biester.

8.

Verzeichniß

der im 2ten Quartal des Kirchenjahres 1794 in Berlin Gebornen und Gestorbnen.

Wochen	Geboren Söhne.	Geboren Töchter.	Gestorben M. Ge. Erw.	Gestorben M. Ge. Unerw.	Gestorben W. Ge. Erw.	Gestorben W. Ge. Unerw.
Vom 1 bis 7 März —	56	63	32	26	21	24
vom 8 bis 14 — —	53	52	13	31	32	15
vom 15 — 21 — —	44	49	32	28	30	17
vom 22 — 28 — —	48	49	18	27	18	21
vom 29 März bis 4 April	50	57	29	26	4[illegible]	22
vom 5 bis 11 April —	53	70		29	38	23
vom 12 -- 18 — —	49	55	31	28	25	17
vom 19 — 25 — —	50	54	32	23	36	26
vom 26 April bis 2 Mai	52	49	2[illegible]	26	28	[illegible]0
vom 3 bis 9 Mai --	48	52	24	26	26	30
vom 10 — 16 — —	56	49	22	31	24	27
vom 17 — 23 — —	64	52	21	37	24	32
vom 24 — 30 — —	51	64	1	22	23	27
Unter den Gebornen sind 91 unehel. Söhne 73 unehel. Töchter zusam. 164 und 10 Zwillingspaare	674	715	325	360	369	301
Summa	1389		1355			

Balance.

Geboren : : :	1389
Gestorben : : :	1355
Mehr geboren	34

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdrucker.